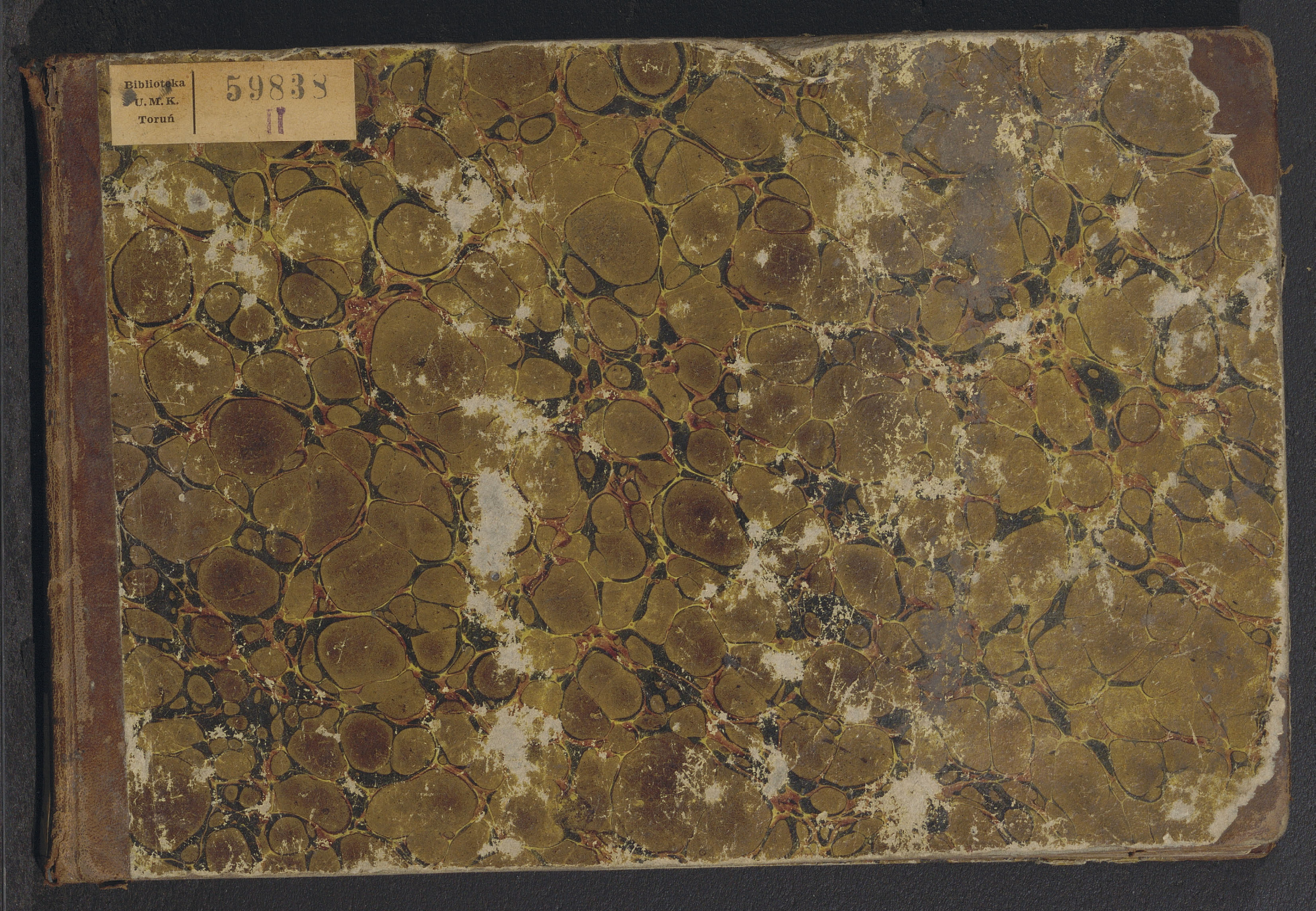
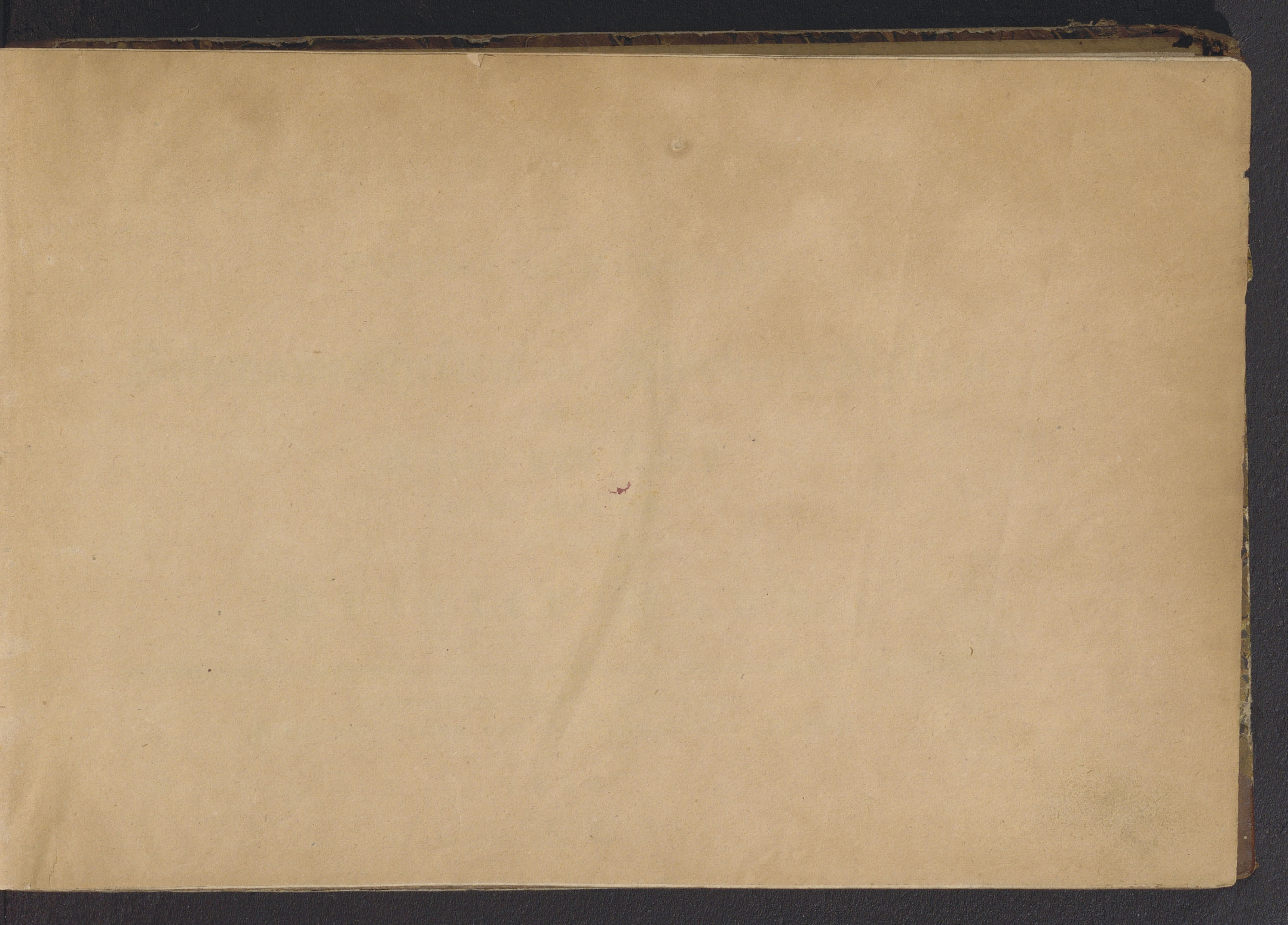






Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Dritter Band.

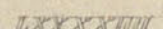
Hildburghausen, Amsterdam und New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1836.






Stadt-
bücherei
Elbing



DIE SCHNELLEN DES NIAGARA

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbghs

LXXXXIV. Die Schnellen des Niagara.

Dem Alterthume war der größte und schönere Theil des Erdballs ein tieferes Geheimniß als die Räume des Himmels. Erst dem Genius der Neu-Zeit, dem Geist der Forschung, war es vorbehalten, die Wunder der halben Welt aufzulösen. Dem Jetztgeschlecht ist kein Winkel seines Planeten mehr verborgen. Ungehindert schweift der menschliche Geist von Pol zu Pol, sonder Gefahr sich zu verirren in Labyrinthe der Fabel. Mit der Leuchte des Wissens dringt er in die fernsten Gegenden, versetzt sich unter die fremdesten Völker. — Wir haben durch diese Fähigkeit einen großen Vorzug vor den Alten. Aus ihr entspringt eine Quelle mannigfaltigen Vergnügens; — des wohlthuendsten dann, wenn wir jene Fähigkeit gebrauchen, um dem Kummer auszuweichen über das, was uns umgibt und was geschieht, oder um den Verkehr zu vergessen mit Menschen, die uns belästigen oder zuwider sind, unter welchen wir aber doch leben müssen. Erscheint uns dann das Fremde, was wir betrachten, in schönern Farben und Formen, sind reizender die Gegenden, glücklicher die Menschen: so freuen wir uns darüber ohne Neid; finden wir aber das Gegentheil: so versöhnt es uns mit der Scholle, auf der wir wohnen, und in den Leiden der fernen Brüder finden wir Trost und Kraft, die eigenen leichter zu ertragen.

In diesem Umstande ist ein Hauptgrund zu suchen, warum Beschreibungen fremder Gegenden und Völker ein so allgemeines und doch so ganz eigenthümliches Interesse erregen. Noch lebhafter würde dieß seyn, wäre die Sprache überall vermögend, Menschen und Natur vollkommen treu und mit der Farbenfrische zu schildern, in der sie vor das geistige und leibliche Auge treten. Welcher Sprachgewaltige aber möchte behaupten, die Herrlichkeit des Meeres zum Beispiel, oder das Erhabene der Alpen, die Pracht des flammenspeienden Aetna vollkommen beschreiben zu können? Wer getraute sich, die Wunder der Vegetation in den Tropenkreisen erschöpfend zu schildern, oder die Schönheit des Laufs der Ströme der neuen Welt? Umsonst nimmt der Beschreiber die Kunst zu Hülfe und verweist, wenn Worte nicht ausreichen, auf ein Bild. Er stellt doch nur Schatten neben Schatten. —

Eine Wanderung dem Niagara entlang zu seinem Falle, „diesem wilden Wogenhühnen Canada's" zeigt uns eins der Naturgemälde, für welche der Rahmen der Sprache immer zu klein bleibt. Man denke sich einen Strom von dreifacher Mächtigkeit des Rheins, der mitten durch dichte Wälder fließt; man denke sich alle die wunderbaren Zwielichter,

welche aus den Riesenbäumen fallen, die längs dem Ufer hin schatten: — hier erblickt man klafterdicke Weiden, vom Alter niedergestürzt, welche ihre grauen Wipfel in den Fluthen baden; dort spiegeln sich in den Wellen hohe Platanen, aus deren Zweigen die Lianen kosend zum Fluße sich neigen; hier stehen Canadische Feigenbäume in Gruppen; da, in Reihen, erheben sich Virginische Pappeln; dort schauen vom Sturm und Alter ihrer Krone beraubte, moosbewachsene Fichten von schwarzer Felswand auf die dunkeln, rauschenden Wasser der Tiefe traurig hinab. — Bald vermählt sich ein Fluß, der aus der Nacht eines herrlichen Hochwalds hervorbricht, voll Ernst mit den Wellen des strömenden Meers; bald stürzt demselben ein Bach, jugendlich wild, als tosende Caskade von hoher Felswand in die breiten Arme, seine Vereinigung im weissen Dunstschleier verhüllend. Hier weichen die Ufer, dort krümmen sie sich anmuthig; bald wird das Strombett breiter, bald enger; hier hängen nackte Felsen über, dort schattet das junge Laub der Bäume, deren Wipfel der Ebene gleichen, welche sie nährt. Kein Glockengeläute weidender Heerden, kein Hundegebell, kein Schall rodernder Aexte erinnert den Wanderer an die Nähe menschlicher Wohnungen. Der einsam jagende Indianer, das flüchtige Reh und der scheue Hirsch, die ihm zuweilen begegnen, der Fischadler, der hoch über den Wassern nach Raub späht, oder den erhaschten auf einer Felszacke verzehrt, sie sind keine störende Staffage im Bilde der Stille und Ruhe und mindern den Genuß der Einsamkeit nicht. — In angebauten Gefilden müht sich in weiten Räumen zu schweifen vergebens die Phantasie; der civilisirte Mensch, dem sie überall begegnet, ist das Blei an ihren Fittigen: — aber in jenen Gegenden mag sich die Seele gern in den Ocean der Wälder senken und auf den Wogen der Ströme sich wiegen und, gleichsam die Fesseln der Civilisation abstreifend, sich vermischen und verschmelzen mit der wilden, freien Natur.

In solchen Gefühlen verloren denke man sich den Reisenden, als ihm plötzlich ein nie gehörtes, seltsam-hohles Murmeln in das Ohr dringt; schauerliches Getön, wie ganz ferner Donner, bald wiederkehrend, bald sich verlierend. Herzklopfend steht er und horcht, bis plötzlich auf den Fittigen eines Windzugs, von Einöde zu Einöde getragen, ihm deutlich das feierliche Tosen des Niagarafalls entgegenhallt, seines Ziels, dem er beflügelten Fußes nun zueilt. — —

Das Großartige, das Wunderbar-Herrliche dieser Naturscene haben wir bereits auf einem frühern Blatte dieses Werkes*) zu beschreiben versucht. — Dort gaben wir vom Niagarasturze eine Ansicht, welche unterhalb desselben aufgenommen war. Die nebige Abbildung zeigt uns den Strom oberhalb des Falls, da, wo er über eine stark geneigte Felsenlehne hinweg, siedend und schäumend, mit unglaublicher Kraft, der hohen Steinmauer

*) Im II. Bande Seite 74.



LXXXXV



AUSSICHT VOM BERGE CARMEL

PTOLOMAIS (ACRE) IN DER FERNE

(I.Buch der Könige Cap. XVIII, 19.)

„Und versam̃le das ganze Israel auf dem Berge Carmel„

Aus d.Kunstanstalt d.Bibliogr. Instituts in Hildbh.

zurollt, über welche er in den Abgrund donnert. — Die Insel in der Mitte des Stroms ist die Ziegen-insel, (Goatsisland), zu der ein Steg führt und wo seit ein paar Jahren ein Würtemberger eine Wirthschaft unterhält, welche bei der Menge seines Zuspruchs den Mann reich macht. Furchtbar-herrlich ist von diesem Punkte die Aussicht stromauf- wie abwärts. —

LXXXXV. Der Berg Carmel.

Im Lande Samaria zieht sich vom Jordanthale her ein breiter Bergrücken dem Mittelländischen Meere zu und bildet dort, weit in den Ocean hinaustretend, das höchste Vorgebirge der ganzen syrischen Küste. Dies ist der Berg Carmel, durch seine Erinnerungen aus alt-testamentarischer Zeit einer der merkwürdigsten Orte der Erde. Hier hausten und lehrten mehre Propheten; hier stand Elias, als er in schrecklicher Dürre um Regen betete und die Wolken (nach der Ueberlieferung) aus dem Meere steigen sah. — Der Gipfel ist etwa 1500 Fuß hoch und bildet ein Plateau von mehren Stunden im Umfang. Er ist mit Fichten und Eichen bewachsen, und die schönsten Zierblumen unserer Gärten: Hyazinthen, Narzissen, Jonquillen und Anemonen wachsen auf demselben wild. Auf diesen Reichthum der Flora spielt Jesaias an, wenn er sagt: „die Wüste wird blühen; denn die Herrlichkeit des Libanon's ist ihr gegeben, der Schmuck Carmels." — Eine Menge krystallheller Bäche entspringen auf dem Berge, deren größter aus dem Eliasbrunnen strömt und, von Felsen zu Felsen fallend, in dicht bebuschten Ufern dem Kischron zueilt, welcher am Fuße des Berges in den Ocean fällt. — Die Seiten des Carmels sind, dem Meere zu, fast senkrecht und steigen aus den Fluthen wie eine Mauer empor, aus der Felsenblöcke in wunderbaren Gestalten zwischen struppichtem Busch-werk schauerlich hervortreten. Im obern Theil des Bergs befinden sich eine Menge Höhlen, seit uraltester Zeit der Aufenthalt von Einsiedlern, jetzt aber größtentheils verlassen, oder die Zuflucht wilder Ziegen und der Raubthiere. In der sogenannten Höhle der „Ordensbrüder" sieht man noch über 400 abgesonderte Zellen, jede mit einer kleinen Fensteröffnung in's Freie. Eine große Felsengrotte heißt die Schule des Elias. Hier versam-

melte der Prophet seine Jünger und belehrte sie. Diese Grotte ist eine den Mohamedanern besonders heilige Stelle, Ein Einsiedler unterhält eine ewige Lampe in derselben, und von türkischen und christlichen Wallfahrern wird sie häufig besucht. Es ist ein gar schauerlicher Aufenthalt. Man sieht nichts als über sich den Himmel, unter sich in der Tiefe das Meer, dessen weißschäumende Wogen sich an den Felsen brechen.

Die fromme Kaiserin Helena baute auf dem Carmel eine Kirche, und im 12. Jahrhundert gründeten die Barfüßer an deren Stelle das St. Eliaskloster. Bonaparte, als er Acre belagerte, verwandelte es in ein Spital, und nach seinem Abzug zerstörten es die Türken. Erst vor einigen Jahren ist es, nachdem man für den Zweck in der ganzen Christenheit Beiträge gesammelt hatte, wieder aufgebaut worden. Von dem Balkon des Klosters ist die Aussicht entzückend. Durch der Bay von Acca weiten Bogen getrennt, erblickt man die Städte Caipha und Acca, welche sich mit ihren weißen Mauern, schlanken Minarets und zahlreichen Kuppeln grandios ausnehmen, und dazwischen zahlreiche arabische Dörfer inmitten blühender Pflanzungen. Nach Osten hin überschaut das Auge eine lachende Hügellandschaft mit tiefen Thälern, die Höhen meistens mit schimmernden Trümmern von Burgen und Klöstern gekrönt. Majestätisch aber ragen der Tabor und Hermon, wie Riesen unter Zwergen, hervor, und die blaue Bergkette Samaria's begränzt nach dieser Seite das Panorama.

LXXXXVI. Syrakus.

Der Anblick von Syrakus, welches, wie Tarent, zwei Meerbusen umarmte, hat noch immer etwas Großartiges, wiewohl die jetzige Stadt, auf die Insel eingeschränkt, kaum den zwanzigsten Theil des Raums einnimmt, den sie, als eine der prachtvollsten und größten Städte der alten Welt, einst bedeckt hat.

Doch mehr als das Räumliche sind es die großen, historischen Erinnerungen, welche die Seele beschäftigen und bedrängen bei dem Bilde dieser uralten Metropole Siciliens. Man sieht die Stadt, welche unter allen griechischen Pflanzstädten Athen den Vorzug streitig machte, welche siegreich gegen Carthago kämpfte und muthig gegen Rom in die Schranken trat, das gefürchtete Rom, dem alle Völker Italiens schon huldigten. Man überblickt eine lange Reihe von ereignißreichen Jahrhunderten, während welcher dieses Syrakus, eine hohe,



SYRACUS
(Siragosa)

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Institut's in Hildbghsn.


Stadt-
bücherei
Elbing

Gestalt, ernst über die Bühne der Weltgeschichte schreitet. — Werfen wir auf dieses historische, vergangne Syrakus einen Blick, ehe wir das heutige beschreiben.

Im 4. Jahre der 111. Olympiade (im 731. vor unsrer Zeitr.) und 22 Jahre vor der Erbauung Roms — so erzählt Thucydides — stiftete der Heraklide Archias aus Corinth, als Haupt einer Schaar griechischer Auswanderer, auf der kleinen Insel Ortygeia, nachdem er Sykulische Fischer daraus vertrieben hatte, eine Pflanzstadt, die er später durch einen Damm mit der Küste in Verbindung brachte. Er nannte sie Syrakus, die Stadt an den Sümpfen, nach großen Morästen gleichen Namens, die auf der Küste gegenüber lagen und sich weit in das Land erstreckten. Dieses älteste Syrakus nahm genau die Stelle des heutigen ein.

Schnell muß die Stadt zugenommen haben an Wohlstand, Bevölkerung und Macht; denn schon 70 Jahre nach ihrer Gründung konnte sie Colonieen aussenden: Akrá, Kosmená als die ersten. Die Staatsform war die heimathliche: die Republik.

Bei allmähliger Ausbreitung ihrer Herrschaft auf der Küste kam es zu Reibungen mit andern griechischen Colonieen. Gela, die mächtigste derselben, von Gelon beherrscht, gerieth mit Syrakus in Krieg und dies unterlag. Gelon nahm die Stadt ein, machte sie zu seiner Residenz, veranlaßte viele Tausende, sich in derselben niederzulassen und zog den Strom der griechischen Auswanderung hierher. Da blühte Syrakus wunderbar auf und noch bei Lebzeiten des Fürsten erreichte es eine nie geahnte Größe. Gelon herrschte durch Weisheit und Güte, einer der größten Griechen und der ehrwürdigsten Regenten, deren Namen die Geschichte bewahrt hat.

So groß war schon der Begriff von der Macht des jungen Pflanzstaats, daß, als Xerxes mit ungezählten Heeren und Flotten gegen die Griechen heranzog, diese eine feierliche Gesandtschaft an Gelon schickten, seinen Beistand zu erbitten. Er bot ihnen eine Flotte, 20,000 schwer bewaffnete Fußkrieger, 2000 Reiter und 6000 Bogenschützen an, dazu Getreide für das ganze Griechenheer, so lange noch ein Perser auf Hellas Boden weilen würde; verlangte aber die Oberfeldherrnstelle für sich. Hochmüthig antworteten die Griechen: „wir brauchen Krieger; die Feldherren haben wir selbst.“ — „Nun, so ziehet wieder heim, geehrte Gastfreunde,“ versetzte Gelon, „und sagt den Hellenen, sie hätten ein Jahr ohne Frühling.“ Mit dem Frühling verglich er die aufblühende Macht der Syrakusaner. —

Es war ein Glück für diese, daß sie nicht ausgezogen. Denn auf Anstiften des Xerxes hatte Carthago ein ungeheures Heer gesendet, die griechischen Pflanzstädte auf Siciliens und Italiens Küsten zu zerstören und jene Länder zu unterjochen. Es kam und unwiderstehlich wälzte sich der Carthaginenser Kriegsmacht über Siciliens Fluren hin. Erst an den festen Mauern Hymera's und dem Muthe seiner Bürger stemmte sich die Fluth. Gelon zog den auf das Aeußerste Bedrängten mit 50,000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern zu Hülfe, griff das Heer der Carthager, das viermal so starke, von berühmten Feldherren befehligte, an, und vertilgte es in der größten

und blutigsten Schlacht, die bis auf jenen Tag in Europa geschlagen worden war. 150,000 Carthager blieben todt, der Rest des Heeres, 60,000 Mann, eingeschlossen und vom Hunger bezwungen, wurde gefangen; die Flotte, 1400 Schiffe, ging in Flammen auf. — Wunderbar! derselbe Tag, der griechische Tapferkeit durch so großen Sieg belohnte, flocht noch schönern Lorbeer um Hellas Scheitel durch jene herrlichste der Niederlagen, welche die Siege aller Zeiten verdunkelt. In derselben Stunde nämlich, in der Gelon bei Hymera schlug, blutete Leonidas mit seinen 300 Spartanern an Grácia's Felsenpforte (bei den Thermopylen) den Tod für's Vaterland.

Nach dem Siege bei Hymera, der entschied, ob das westliche Europa phönizisch-afrikanische, oder griechisch-römische Cultur empfangen sollte, wollte Gelon dem Mutterlande zu Hülfe eilen, als er erfuhr, daß die Griechen durch den großen Seesieg bei Salamis selbst sich befreit. Aeußerer Feinde ledig, (die Carthaginenser gingen einen schmachvollen Frieden ein), wandte der weise Fürst fortan sein ganzes Streben an die Vermehrung des Glücks und Wohlstandes seines Volkes. Er verwandelte, durch Austrocknung, die Sümpfe in das fruchtbarste Marschland und führte die Bürger, wie früher zur Schlacht, zum Ackerbau an. Gegen den Abend seines Lebens berief er eine allgemeine Volksversammlung, bei der ein Jeder bewaffnet erscheinen mußte, und ohne Gefolge begab er sich in ihre Mitte und forderte Alle, die ihn ungerechter That zeihen könnten, blutige Rache an ihm zu nehmen, auf. Er starb, angebetet fast, in hohem Alter, und sein jüngerer Bruder Hieron erbte die Liebe und den Thron der Syrakusaner, nicht aber die ganze Summe seiner Tugenden. Doch war er kein schlechter Fürst. Er liebte die Wissenschaften und Künste und die berühmtesten Dichter und Philosophen damaliger Zeit, Simonides, Pindar ꝛc. zierten seinen Hof. Auf Hieron folgte Thrasybulos, ein Tyrann. Das Volk stürzte ihn vom Throne, mit ihm den Thron selbst, und richtete an des letztern Stelle die alte Republik wieder auf.

Sechzig Jahre bewahrten die Syrakuser ihre Freiheit unter oft großen Zerwürfnissen und innern Stürmen. Demungeachtet blühete die Stadt immer herrlicher auf.

In diese Periode fällt der berühmte Versuch Athen's, das rivalisirende Syrakus zu demüthigen. Alcibiades kam an der Spitze eines großen Heeres und die Athener belagerten Syrakus mehre Jahre lang, mit einer Tapferkeit, die einer bessern Sache werth war. — Die griechischen Pflanzstädte nahmen für und wider Partei. Oft wechselte das Glück, oft wurden Heere und Flotten erneuert. Am Ende schmolz die Macht der Athenienser durch eine Pest um zwei Drittheile, und eine letzte Schlacht kostete 18,000 ihrer Krieger das Leben. Mit den Heerführern ergaben sich 7000, die als Sklaven verkauft wurden. So endigte eine Unternehmung, welche über 250,000 Streitern das Leben gekostet und worauf Athen 3 Jahre lang seine besten Kräfte verwendet hatte.

Befreit von den Atheniensern, genoß Syrakus der Ruhe nicht. Innerer Zwist ohne Ende machte nicht selten die Straßen zum Schlachtfelde, wo der Bürger den Bürger würgte. Das Bedürfniß festerer gesetzlicher

Bande wurde allgemein gefühlt. Diokles, ein Mann von Lykurgischem Geiste, erhielt durch den Willen des Volks den Auftrag ihrer Abfassung. — Sie waren sehr strenge. Eins lautete: kein Bürger dürfe bei Todesstrafe bewaffnet bei öffentlichen Volksversammlungen erscheinen. Diesem fiel der Gesetzgeber selbst als Opfer. Einst geht er mit umgürtetem Schwerdt aus dem Hause. Ein Auflauf des Volks entsteht; er eilt, es zu beruhigen, in seine Mitte. Da ruft ihm ein Bürger zu: Diokles, du brichst dein Gesetz! Nicht so, bei'm Zeus, antwortete er, ich bekräftige es! und stieß sich das Schwerdt in die Brust. — Die Syrakusaner erzeigten ihm später Heroenehre und widmeten ihm einen Tempel.

Nach Diokles Tod verwickelten sich die Angelegenheiten Siciliens, in denen Syrakus stets eine Hauptrolle spielte, auf die gefährlichste Weise. Carthago hatte nach der Niederlage bei Himera seine Pläne auf die Eroberung der Insel keineswegs aufgegeben, und während einer siebenzigjährigen Pause wartete es blos des Augenblicks, in welchem es mit größerer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs seine frühern Anschläge ausführen konnte. Nach keinem Besitz hat Carthago so heftig und beharrlich gestrebt, als nach dem Siciliens. Allerdings machte die Größe, die Fruchtbarkeit, die Menge und der Reichthum der Bewohner, die Lage endlich, den Besitz dieser Insel, welcher nach dem damaligen Stand der Dinge die Herrschaft des Mittelmeers und gewissermaßen der Welt bedingte, höchst wünschenswerth. Auch war Carthago kein Fremdling in dem Lande, nach dem es strebte. Seit den ältesten Zeiten schon übte es die Hoheit über Colonieen, welche seine Stammgenossen, die Phönizier, auf der Westküste Siciliens angelegt hatten.

Der vielgetheilte Zustand und die unaufhörlichen innern Zwistigkeiten der griechischen Pflanzstädte, welche sich, nach der Vertreibung der Athenienser, eifersüchtig befehdeten, schien den Carthaginensern für den Erfolg eines erneuerten Eroberungsversuchs hinlängliche Bürgschaft. Gelegenheit dazu war bald gefunden. Egesta war mit den Nachbarstädten in Krieg und unterlag. Die Carthager boten Hülfe, die jenes annahm. Hannibal und Hamilco, Carthago's Feldherren, kamen mit einer furchtbaren Flotte und landeten an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Sie befreiten Egesta, zerstörten Selinus und Himera, eroberten und verwüsteten das mächtige, reiche Agrigent und belagerten Gela. Ganz Sicilien richtete in dieser Gefahr seine Blicke auf das starke Syrakus, welches durch Größe und Reichthum damals Athen, Rom und Carthago gleichkam. In vier durch Bollwerke und Gräben getrennte Städte getheilt, hatten seine Ringmauern 10 Stunden Umfang; sie umschlossen 150,000 Gebäude, und deren Einwohnerzahl überstieg eine Million; der streitbaren Männer waren über 200,000. Die Macht, das Ansehen und das Gewicht, welches diese nummerischen Verhältnisse Syrakus gaben, wurden vermehrt durch den rührigen Geist seiner Bewohner, der ihnen mit allen Griechen gemein war, aber auch geschwächt durch einen kaum glaublichen Luxus, durch Sittenlosigkeit und durch den Mangel einer starken, die Parteien und ihre Leidenschaften im Zügel haltenden Verfassung. —

In dieser gefahrvollen Zeit war Syrakus nicht in der Lage, um von seinen Kräften zur Befreiung Siciliens von den Carthagern rechten Gebrauch zu machen. Im Innern der Stadt brannte das Feuer der Zwietracht; das leicht bewegliche Volk wogte steuerlos, dem Sturme der Leidenschaften, den Parteien und arglistigen und herrschsüchtigen Menschen, die nach der obersten Gewalt strebten, ein Spiel. Die edelsten Männer, welche die einbrechende Anarchie zu hemmen und die mißleitete Masse über die Pläne ihrer Aufwiegler und Häuptlinge aufzuklären suchten, fielen als Opfer ihres Muthes. — Hermokrates, der Held, welcher für Syrakus viele Schlachten gewonnen hatte, wurde in einem Volksauflauf erschlagen, mit ihm viele der Besten. Die Gährung warf die Schlechtesten nach Oben und der niedrigste Pöbel schickte seine Coryphäen an die Spitze der Geschäfte. Dionysius, eines gemeinen Fischers Sohn, ein Mann von großen Talenten und der unbändigsten Ehrsucht, ausgestattet mit allen Eigenschaften, um die Massen zu verführen und zu beherrschen, bahnte sich (406 v. Chr.) durch Verrath und Gewalt den Weg zum Throne.

Kaum sah sich Dionys im Besitz der obersten Macht, so schlug er mit eiserner Faust die Parteien nieder, tilgte aus, was sich nicht sklavisch beugen mochte und hielt durch Schrecken die unbändigen Leidenschaften im Zügel. Gegen ihn wälzte sich jetzt der Carthager Macht. Es wurde mit abwechselndem Erfolg, auf beiden Seiten mit beharrlicher Tapferkeit gestritten. Dreimal wurde Friede geschlossen zwischen den erschöpften Streitern, — dreimal entsendete Carthago neue Heere, ihn zu brechen, — dreimal zogen aus Syrakus Hunderttausende, sie zu bekämpfen. Ueber fünfzig blühende Städte wurden in diesem Kriege zertrümmert, 2 Millionen Menschen kamen um, und die unermeßliche Metropole sah sich zu Ende des Kriegs so entvölkert, daß die Heerden in ihren Straßen weideten. Aber Dionys, im Ganzen glücklich und glorreich in der Schlacht, behauptete sich auf dem Throne, dessen er nie froh wurde. Unablässig von Mißtrauen und Furcht gequält, immer von Aufruhr geängstigt, keines Menschen Freund, starb der grausame, verbrecherische, jedoch, wie so mancher Tyrann späterer Zeiten, den Künsten und Wissenschaften aus Eitelkeit günstige Fürst, vergiftet. — Möchte es allen Despoten so ergehen!

Ihm folgte Dionys II., sein Sohn, unter der Leitung des Dion, eines Mannes von großen Gaben und Freund des Plato, welcher mit an den Hof berufen wurde. — Aber bald wurden diese beiden dem jungen Fürsten verdächtig; er entfernte sie und herrschte auf die Weise seines Vaters fort mit Henkerbeil und Dolch. Die Carthager erneuerten den Krieg und das auf's äußerste gebrachte Syrakus schickte nach Griechenland um Hülfe gegen den innern und äußern Feind. Corinth, die Mutterstadt, gewährte und sandte ein Heer, nicht groß durch seine Zahl, aber furchtbar durch seinen Muth und die Talente seines Feldherrn Timoleon. Diesem gelang mit Hülfe des aufgestandenen Volks die Vertreibung des Wütherichs. Darauf richtete er die Republik wieder auf und zog an der Spitze von 60,000 Streitern den Carthagern entgegen. Am Krimissus kam es zur entscheidenden Schlacht. Sie war vernichtend für das Heer Carthago's

und führte zum Frieden, in welchem letzteres die Freiheit und Unabhängigkeit aller griechischen Städte anerkennen mußte. Dem Timoleon, welcher dies alles vollbracht hatte, bot das Volk von Syrakus die Krone an. Er schlug sie aus; eine seltene That, durch die er gegen den vergänglichen Flitter der Majestät die Verehrung aller Zeiten erworben und ein Beispiel gegeben hat, welches die größten Menschen der Nachwelt, einen Washington z. B., zur Nachahmung begeisterte.

Nach Timoleon's Tode, im Jahre 335 v. Chr., genoß Syrakus noch eine kurze Zeit der Ruhe; dann kehrten die Schrecken der Tyrannei zurück. Anfangs Sosistratus und darauf Agathokles, bemächtigten sich der Herrschaft. Der erste ein Aristokrat, mit den Carthagern gegen sein eigen Volk im Bunde; der zweite ein Mann des Pöbels, ein kühner und glücklicher Abenteurer, ein neuer Dionys. Er ließ die edelsten Geschlechter von Syrakus ermorden — 4000 an der Zahl — und verschaffte sich durch den Raub ihrer Güter die Mittel zur dauernden Herrschaft über das verwilderte Volk. Die benachbarten Städte überzog er mit Krieg, brandschatzte und plünderte sie und verübte durch seine Söldlinge die schrecklichsten Greuel. Die Geängstigten wendeten sich um Hülfe an Carthago. Dies zögerte nicht, die Gelegenheit zur Erneuerung seiner Eroberungspläne zu benutzen. Wieder sendete es Flotte und Heer und belagerte Syrakus. Aber der kühne Agathokles, der Stadt Vertheidigung den Bürgern überlassend, segelte mit 50,000 Mann nach Afrika und brachte durch Siege und Eroberungen Carthago selbst dem Untergange nahe. Schon vermaß er sich zu dem Titel: Fürst von Syrakus den eines Königs von Afrika zu fügen, als ein neuer Umschwung des Glücks ihn von seiner Höhe herabstürzte. In Syrakus brach Empörung aus. Er eilte schleunig dahin, dämpfte den Aufstand mit Strömen Bluts, wurde aber von den Carthagern besiegt. Dennoch behauptete er sich durch Grausamkeit in der Herrschaft. Dreißigtausend Syrakusaner bluteten auf seinen Befehl durch Henkershand, oder in den Metzeleien, die er gebot; ganzer Städte Bevölkerung tilgte er aus. Endlich starb er durch die Ruchlosigkeit seines Enkels einen wohlverdienten Tod.

Verschiedene Tyrannen nach ihm verlängerten die Leiden des einst so blühenden Staats. 150 Jahre schon hatten sie gewährt, da kam endlich eine glücklichere Zeit. Hieron, aus Gelons Geschlechte, wurde zum Könige ausgerufen, und er trug die Krone 54 Jahre zu seinem ewigen Ruhm. Er fachte in dem durch den Druck in Gefühllosigkeit versunkenen Volk Liebe des Vaterlandes wieder an, setzte der Sittenlosigkeit Schranken und bestrebte sich, den Sinn für hohe Bürgertugend wieder zu erwecken. Während er also innere Glückseligkeit begründete, hielt er äußere Feinde mit starkem Arm zurück. Die Carthager zwang er zur Waffenruhe. Noch einmal füllte sich Syrakus mit Bewohnern aus; denn von allen Seiten zog Hieron Einwanderer herbei; der Handel blühte, Reichthum kehrte zurück; den Ackerbau begünstigte er durch sein eigen Beispiel; die schönen Künste und Wissenschaften zierten seinen Hof, und Syrakus, mit Tempeln, Pallästen und Monumenten sich füllend, wurde herrlicher als je und zur ersten Stadt der Welt. —

Noch während dieser glücklichen Periode fingen die Wetterwolken an sich aufzuthürmen, welche Syrakus

eine unheilvolle Zukunft verkündigten. Rom und Carthago rüsteten nämlich zum Kriege um die Herrschaft der Welt, und Sicilien mußte nothwendig der Haupt-Kampfplatz in demselben werden. Welche Rolle auch Syrakus dabei spielen mochte, — sie war eben so wichtig, als gefahrvoll. Neutralität erlaubte seine Lage durchaus nicht. Verhalf es Rom zur Uebermacht, so wurde es, wie mit allen Bundesgenossen geschehen, nach dem Siege von jenem verschlungen; — noch gewisser und näher war ihm dies beschieden, wenn dem treulosen Erbfeinde, Carthago, es sich anschloß. In solchem Sturme nicht zu Grunde zu gehen, dazu bedurfte es besonderer Gunst des Schicksals und eines guten Piloten; diesen hatte es in seinem Hieron.

Der große Kampf begann um den Besitz von Messina, dessen Herrschaft die Römer usurpirt hatten. Es lag sowohl im Interesse von Syrakus, wie in dem von Carthago, die Römer nicht festen Fuß auf der Insel fassen zu lassen; darum sandten beide Mächte zu ihrer Vertreibung ein Heer. Rom, welches die Wichtigkeit des jungen Kampfes sogleich erkannte, entwickelte große Streitkräfte; es schickte den Konsul Appius Claudius mit 12 Legionen über die Meerenge. Appius lieferte zuerst den Syrakusern, dann den Carthagern eine Schlacht und war in beiden Sieger. Darauf verwüstete er das Land bis vor die Thore von Syrakus. Erschrocken fielen die meisten Städte ab und schlossen Bündniß mit den Römern.

Hieron überdachte das Gewagte und Mißliche seiner Lage. Die Hoffnungen Roms auf den Ausgang des Kriegs schienen ihm gegründeter, als die der Carthager. — Darum entsagte er dem Bunde mit diesen und knüpfte den mit Rom. Treu hielt er an demselben und mit großer Klugheit hat er dabei, so lange er lebte, Syrakus die Unabhängigkeit zu bewahren gewußt.

Der Krieg wurde unter häufigen Wechseln von beiden Mächten mit Nachdruck geführt. Sicilien litt dabei unsäglich; viele seiner Städte wurden verwüstet. Am starken Syrakus zogen die Stürme vorüber. — 24 Jahre hatte der Kampf gedauert, als Erschöpfung beiden Parteien zum Frieden rieth. In demselben trat Carthago alle seine sicilianischen Besitzungen an Rom ab. — So endete der erste Punische Krieg. Rom's Herrschaft in Sicilien war nun fest gegründet.

Hieron, 90 Jahre alt, starb, und noch in der letzten Stunde ermahnte er den jungen Hieronymus, seinen Sohn, treu auf der Bahn der Weisheit fortzuwandeln, die er betreten habe, in der Politik nicht zu wechseln und fest am Bunde der Römer zu hängen. Umsonst! Der junge Fürst gab Einflüsterungen leichtfertiger Genossen Gehör, welche zum Abfall riethen, und der Warnung der Bundesgenossen zum Trotz, schloß er hinterlistig einen Vertrag mit Carthago, welcher die Vertreibung der Römer aus Sicilien und eine Theilung der Insel zum Ziel hatte. Schwindelnden Ehrgeizes voll gab Hieronymus an der Spitze von 20,000 Mann das Signal zur Erneuerung des Kriegs, indem er die mit Rom verbündeten Nachbarstädte überfiel. Aber auf dem Zuge ward er von Verschworenen meuchlerisch erschlagen.

Nun Verwirrung im Heere wie in den Mauern von Syrakus und aus dem Streben Vieler nach Herrschaft sproß Anarchie. Hippokrates und Epikydes, die bei'm Morde des Hieronymus thätig gewesen waren, gewannen endlich die Truppen, drangen in die Stadt, ermordeten die dortigen Häuptlinge und metzelten auf Plätzen und Straßen, in Häusern und Tempeln deren Anhang. Um sich Freunde zu schaffen, öffneten sie die Gefängnisse, ließen sie die Sklaven frei, und gaben den Knechten die Rechte des Bürgers. Auf diese Weise gelangten sie an die Spitze der Gewalt. — Da erschien der Römer Heeresmacht. Abgeordnete derselben wurden gemißhandelt und beschimpft. So wurden die Rechte des Krieges verletzt, wo man die des Friedens mit Füßen getreten hatte.

Es begannen hierauf die Römer die Belagerung des aus 4 großen Städten bestehenden unermeßlichen Syrakus zu Wasser und zu Land. Konsul Marcellus führte die Flotte, sie bestand aus 360 Schiffen; das 120,000 Mann starke Landheer befehligte Appius. 60,000 Krieger vertheidigten die Mauern; kaum genug zum Schutze von Werken so großen Umfangs, hätte nicht das Genie eines Mannes Ersatz zu geben gewußt. Archimedes, unerschöpflich im Erfinden neuer Kriegsmaschinen, schleuderte und regnete Werkzeuge der Zerstörung auf die fast täglich stürmenden Römer. Ihre Schiffe versenkte er durch geschleuderte, eisenköpfige Balken, oder er hob sie mit gewaltigen Haken hoch in die Luft und ließ sie im Herabfallen zerschmettern. Dieser einzige Mann galt für ein ganzes Heer. Sein Name war der Schrecken der Römer, und diese mußten endlich, nach schwerem Verluste, die Belagerung in eine Berennung verwandeln.

Carthago schickte 30,000 Streiter und große Vorräthe, die Belagerten zu verstärken; allein der Plan gelang nicht. Hippokrates, der mit 10,000 Mann ausfiel, um das Eindringen der Carthager zu erleichtern, wurde geschlagen und abgeschnitten. Mangel nahm überhand in der Stadt und der Hunger erzeugte Meuterei unter dem Volk, Muthlosigkeit unter den Streitern.

Da wagte Marcellus einen nächtlichen Ueberfall. 1000 auserlesene Krieger, jeder eine Drommete führend, erstiegen an so viel Orten zugleich die Mauer und plötzlich schreckte der Römer Tuba, die tausendstimmig von den Zinnen ertönte, die Stadt aus dem Schlafe. — In der Verwirrung, welche die Finsterniß begünstigte, sprengten die Stürmenden die Thore. Es wälzte sich nun, mordend und würgend, das Heer der Römer durch Straßen und über Märkte und hinter ihnen zogen prasselnd die Flammen, welche sie angefacht, ihrem Werke zu leuchten. — Epikydes eilte rasch aus der Inselstadt mit seinem Kernheer herbei, um die eingedrungenen Römer zurückzuschlagen: es war zu spät. Nach einem schrecklichen Kampfe mußte er sich nach Achradina zurückziehen, dem Stadttheile zunächst der Insel, die andern (Tusa und Neapolis) den Römern und den Flammen überlassend. Jene, nach versichertem Besitz, thaten dem Feuer Einhalt und schenkten den übrigen Einwohnern das nackte Leben. Alles andere fiel den Soldaten zur Beute. Unermeßlich war sie in einer Stadt, die so lange geblühet. — Epikydes vertheidigte demungeachtet Achradina und die Insel mit ver-

zweifeltem Muthe, und Archimedes ersann immer neue Mittel zur erfolgreichen Abwehr der täglichen Angriffe. So verstrichen mehre Monate, während welcher Carthago zweimal Entsatzheere schickte. Das erste rieb das Schwerdt, das andere die Pest gänzlich auf, und dies entschied den Fall von Syrakus. Epikydes, hoffnungslos geworden, entwich heimlich auf einem Nachen, und als dies ruchbar geworden unter der Besatzung, überließ sich diese den schrecklichsten Ausschweifungen. Viele Tausende der Syrakusaner Bürger fielen von den Waffen, welche sie vertheidigen sollten. In dieser Verwirrung bot Marcellus großmüthig den Frieden, versprach Schonung des Lebens und Eigenthums und ihre Aufnahme als Bundesgenossen der Römer. Vergebens. Die Wüthenden schickten die Gesandten höhnend zurück. — Nun stürmte Marcellus mit dem ganzen Heer. Achradina wurde nach verzweifeltem Widerstand genommen; darauf die Inselstadt, die sich mit gebrochnem Muthe vertheidigte. Was Waffen trug, fiel dem Schwerdt; alles Eigenthum der Plünderung anheim. Selbst Carthago gewährte so große Beute nicht! Die Flammen besiegelten das Werk der Verwüstung. Als Marcellus, der Eroberer, von der Akropolis die unermeßliche Stadt übersah, Preis gegeben allen Ungeheuern des Kriegs, — da hat er — so erzählt Livius — geweint. — Syrakus, dessen Belagerung einer halben Million Menschen das Leben gekostet hatte, ward erobert und zerstört im Jahre 212 v. Chr.

Ganz Sicilien war nun eine römische Provinz, und Syrakus, welches sich nie wieder erhob, theilte fortan die Schicksale der Insel. Kaiser August machte vergebens kostspielige Versuche, der verwüsteten Stadt den frühern Glanz zurück zu geben. Er ließ Ortigia wieder aufbauen und verschönern, erhob einen Theil von Achradina aus dem Schutt und sendete viele Tausende von Colonisten dahin. Unter spätern Kaisern geschah Aehnliches für die Stadt und mit nicht besserm Erfolge. — Unter den Byzantinern sank sie immer tiefer, und unter Kaiser Basilios ist sie nach tapferer Vertheidigung von den Sarazenen erobert worden, welche sie abermals zerstörten. — Von der Zeit an ward die befestigte Insel allein noch bewohnt. 1086 entriß sie Roger der Normann, Graf von Sicilien, den Händen der Ungläubigen, und im 13. Jahrhundert bemeisterte sich das seemächtige Pisa des Orts, welchem Genua es bald darauf wieder abnahm. Aus dessen Händen kam es unter die Herrschaft der Kaiser aus dem schwäbischen Hause, welche Könige von Sicilien waren, und seitdem hat es das Schicksal dieses Reichs stets getheilt. Herabgesunken zu einer Stadt von 13,000 Einwohnern, eingeschränkt auf die kleine Insel, der nämlichen Area, wo vor 2000 Jahren der Heraklide die nachher so unermeßlich gewordene gründete, ist sie eins der ergreifendsten Denkmale vom Wechsel menschlicher Schicksale und der Nichtigkeit menschlicher Größe.

Ephemere — was ist Jemand?
— Traum von Schatten sind die Menschen. (Pindar.)

Das heutige Syrakus verfällt immer mehr. Von Seiten der Regierung geschieht nichts, ihm aufzuhelfen, und die Menge der Klöster (das Städtchen hat deren achtzig!) hat Faulheit und Unzucht längst zum Hauptcharak-

terzug der Einwohner gemacht. Die Nahrungsquellen der Bürger sind das Almosenspenden der Klöster, der sich hier in großer Menge aufhaltende Landadel, Fischerei, Weinbau und etwas Küstenhandel. Ackerbau wird wenig getrieben; selbst nahe an der Stadt liegen die schönsten Gelände wüst, oder werden blos als Weide benutzt. Die Faulheit will nur da erndten, wo sie nicht zu arbeiten braucht. Ehemals hatte Syrakus mehr Einwohner, als jetzt die ganze Insel; Sicilien zählte mehr Städte über 100,000 Einwohner, als jetzt Frankreich und Deutschland zusammengenommen, und bei so dichter Bevölkerung schickte es noch Getreide nach Rom; es war das Magazin der Hauptstadt der alten Welt. Jetzt muß oft Getreide aus Egypten oder Odessa eingeführt werden, damit die wenigen Einwohner Brod essen können!

Der Hafen von Syrakus, der schönste auf dem Erdboden, der die Kriegsflotten ganz Europa's fassen könnte, ist leer, zum Theil verschüttet. Außer einigen, Küstenhandel treibenden Felucken verirren sich Schiffe nur dann hierher, wenn sie Zuflucht vor den Stürmen suchen. — Das Sehenswürdigste in dem heutigen Städtchen ist der alte Minerventempel und die Arethuse. Aus jenem hat man die Cathedrale gemacht und die herrlichen Säulen halb vermauert; letztere, eine schöne, reiche Quelle mit seltsamen, häufigen Veränderungen ihres Wasserstandes, ist jetzt das Rendezvous der braunarmigen Syrakusanischen Wäscherinnen. — Ueberaus reich ist die Umgegend von Syrakus an Denkmälern des Alterthums. Landeinwärts ist stundenweit alles eine ungeheure Ruine. Kleine Weingärten grünen zwischen und auf den Trümmern, schwarze Felsen wechseln mit Steinhaufen, Schuttberge mit elenden Hütten. Von der Akropolis-Höhe übersieht man eines Blickes alle Theile der alten Stadt. Die Ringmauern der einzelnen Abtheilungen derselben unterscheiden sich deutlich, die Wasserleitungen, das in den Felsen gehauene griechische Amphitheater, das Forum und mehre Tempel, alle erstaunenswürdige Ueberbleibsel, treten kenntlich hervor. Man sieht die Latonien, die Steinbrüche, aus denen man das Material zum Stadtbau nahm, ungeheuer große und weite mit einander in Verbindung stehende Aushöhlungen, welche schon vor der Zeit des Dionys als Bewahrungsorte für die Kriegsgefangenen dienten. Hier ist auch das berüchtigte Ohr des ältern Dionys, eine akustisch ausgehauene Höhle. An den Wänden derselben bemerkt man noch die Löcher, in welchen die eisernen Ringe befestigt waren, an denen der Despot seine Opfer anschmieden oder in Ketten aufhängen ließ. Hoch oben ist ein kleines Gemach, in das eine geheime (jetzt noch sichtbare) Treppe führt; und dorthin ging der Tyrann, sich an den Klagen und Verwünschungen seiner Gefesselten zu ergötzen, oder ihre Gespräche zu behorchen. Die Katakomben, größer und geräumiger noch als die von Neapel und Rom, sind ein merkwürdiges Zeugniß für die einstige ungeheure Bevölkerung. Sehenswerth ist auch der Hafen des Agathokles, ganz aus köstlichem Marmor erbaut. Jetzt weiden Ziegen und Rinder auf seinen mit hohem Gras und Buschwerk überwachsenen Kayen.

LXXXXVII. Gibraltar.

Allgewaltig war Rom im Zenithe seines Ruhms und seiner Macht auf dem damals gekannten Theile der Erde. Aber dieser begriff kaum ein Viertheil der Oberfläche unsers Planeten. Ein eigentliches Weltreich zu gründen, war nur unserer Zeit, war Britannien vorbehalten; Britannien, dem kleinen Eilande, auf der Weltkarte nicht viel mehr als ein Punkt. Seine Flagge weht herrschend auf allen Meeren; in allen Erdgürteln gehorchen Völker seinem Zepter, suchen Könige und Fürsten seinen Schutz; seine Vesten und Warten, zur Abwehr, wie zum Angriff, oder zur Beobachtung, hat es ausgesäet über die Welt; die Reveille, die jeden Morgen seine Streiter weckt, sie begrüßt die aufgehende Sonne zu jeder Stunde und Albion's kriegerische Weisen, der Frühhörner Schall, umkreisen ununterbrochen die Erde.

Der Felsen vor uns, Gibraltar, ist im brittischen Weltreiche einer der festesten Punkte. Dieser Felsen, am Eingang der Enge, welche das Mittelländische Meer mit dem Atlantischen verbindet, ist ein etwa 4 Stunden langes und ½ Stunde breites, von Nord nach Süd hinstreichendes Vorgebirge, welches durch einen niedrigen, schmalen, kaum ¼ Stunde breiten Landstreifen mit dem spanischen Continent zusammengeknüpft ist. Nach der Landseite hin bildet's eine steile Felsmauer, welche an ihrer östlichen Spitze 1400 Fuß hoch ist, nach Westen zu aber bedeutend abfällt. Minder senkrecht sind die dem Meere zugewendeten Seiten; und auf der westlichen liegt, terassenförmig, den Felsen hinan, die Stadt. Ihren Hafen bildet ein Steindamm, — mit Batterien bedeckt und in Kasematten ausgehöhlt, ein Wunder der Bau- und Befestigungskunst — die Teufelszunge genannt, der sich weit in das Meer hinein streckt und die Unangreifbarkeit des Platzes von der Seeseite her vollendet.

Seit der immer denkwürdig bleibenden 3jährigen Vertheidigung dieser Festung unter Elliot (1779—1782) gegen die vereinigte Land- und Seemacht der Spanier und Franzosen, denen die Belagerung 30,000 Krieger, 160 Schiffe und 80 Millionen Thaler kostete, galt Gibraltar als der stärkste Waffenplatz der Erde. England hat unermeßliche Summen auf die Verstärkung der Vertheidigungsmittel dieses Platzes angewendet, durch welchen es Thor-Herr des Mittelländischen Meers geworden ist. Große Werke führte es besonders in den Jahren aus, als es die Heere, das Genie und das Glück Napoleon's zu fürchten hatte. Den Felsen selbst hat es zur Festung umgeschaffen und ihn seinem ganzen Umfange nach ausgehöhlt. Die unterirdischen Batterien, Kasernen ꝛc. stehen durch Gallerien und Gänge mit einander in Verbindung. Von Außen gewahrt man nichts davon; die Schießlöcher werden an den hohen Felsenwänden nur durch Fernrohre sichtbar. — Kriegs- und Mundvorräthe für eine Besatzung von 10,000 Mann auf mehre Jahre, sind in unterirdischen trocknen Gewölben bewahrt, und selbst gutes Quellwasser springt reichlich im Felsen und wird in einem weiten, 200 Fuß tiefen Reservoir gesammelt.

Gibraltar, die Stadt, (sie ist in unserm Stahlstich nicht sichtbar und liegt an der andern Seite des Felsens) ward unter brittischem Schutze sehr blühend und in neuester Zeit durch den großen Schleichhandel mit den spanischen Küsten reich. Zur Zeit der Belagerung hatte sie 8000 Einwohner, jetzt 20,000. — Der jährliche Betrag dessen, was von englischen Fabrikaten von hier aus vertrieben wird, übersteigt 15 Millionen Gulden.

LXXXVII



GIBRALTAR

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger







DER BERG TABOR

F. Grünewald sc.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

LXXXXVIII. Der Berg Tabor.

Diese gefeierte Höhe steigt 3000 Fuß hoch aus der Ebne von Esdraelon in der Landschaft Galiläa als ein isolirter Kalksteinfelsen empor, welcher die Form eines Zuckerhuts mit abgebrochener Spitze hat. Wälder von Eichen und wilden Pistazien bekleiden seinen Fuß; die steilen Wände aufwärts sind kahles Gestein, hie und da mit niedrigem Gesträuch bewachsen. Den Gipfel macht ein Plateau aus, etwa eine halbe Stunde im Umfange. Er ist mit den schönsten, blumenreichen Matten überzogen, und Ueberreste von Klöstern, Kapellen und Einsiedeleien liegen zerstreut umher. — Ehe das Land unter türkische Herrschaft kam, sollen auf dieser Höhe 3000 Ordensgeistliche gewohnt haben. Noch sieht man viele Cisternen und die Spuren von mehr als 20 tief in den Felsen gegrabenen Brunnen; aber keine Menschenseele ist mehr zu finden. Wo sonst religiöse Gesänge erschallten und täglich Prozessionen den heiligen Orten zuzogen, da weiden wilde Ziegen und menschenscheue Antilopen.

Die Aussicht von dem Gipfel ist bezaubernd und die schönste in ganz Palästina. — Ringsum überschaut man das klassische Land des Urchristenthums, jene stille, heilige Gegend, wo der Heiland des Menschengeschlechts am häufigsten und am liebsten wandelte, und, zurückgezogen von dem Tumult der Welt, seiner großen Sendung dachte. — Im Süden und Westen dehnt sich die breite Ebene von Esdraelon (oder Jesreel) aus, fruchtbar aber verödet und an historischen Erinnerungen reich. Hier siegte Gideon gegen die Philister; hier unterlag nach furchtbarer Schlacht Juda (unter König Josias, der in derselben fiel,) den Aegyptern; hier kämpfte mit den römischen Legionen des Vespasian das empörte Israel; hier schlug Saladin der Große das Kreuzfahrerheer auf's Haupt, und auf derselben Stelle, 600 Jahre später, Bonaparte mit 3000 Franzosen 25000 Türken, die Elite des Halbmondes. Graue Ruinen auf der grünen Ebene hin zerstreut, oder armselige Dörfer, bezeichnen die Orte, wo früher berühmte Städte: Rabboth, Jebulloth, Megiddon, Ramoth, Jesreel, Janoah ꝛc. prangten. Den Raum zwischen dieser weiten Fläche und dem Tabor füllt eine Gruppe malerisch geformter und bewaldeter Hügel aus, zwischen denen sich tiefe, abgeschiedene Thäler mit üppigem Pflanzenwuchse hinziehen, der höchsten Kultur fähig, aber fast ohne Bewohner. Mitten in dieser reizenden Wüste liegt Nazareth, in einem Bergkessel, dessen Höhen man deutlich unterscheidet. Nach Osten hin streckt sich die Galiläische Ebene, eine Fortsetzung der von Jesreel, aus. Viele Dörfer und Flecken auf derselben deuten auf eine reichere Bevölkerung und höhere Kultur hin. Nain mit

seinen weißen Mauern, durch das Wunder, das der Heiland hier verrichtete, berühmt, ist wohl zu erkennen. — Am Horizont wallen die blauen Berge von Gilboa, an derem Fuß Saul mit seinem Heer erschlagen ward. Weiter nach Norden blickt die glänzende Wasserfläche des Sees Tiberias (Genezareth) hinter niedrigen Hügeln hervor, und in derselben Richtung sieht man auf einer Höhe das Dorf Saphet, das alte Bethulia, wo Christus dem Volke predigte. Gegen Abend aber schweift der Blick über Berg und Thal, Wälder und Gauen dem Weltmeere zu, und da, wo die Höhen sich senken, schimmern, bei untergehender Sonne und reinem Himmel, die Wogen golden herüber. Den Schluß aber dieses herrlichen Panoramas macht die beschneiete Kette des Libanon, dessen Berghörner von seltsamer und grandioser Gestalt im weiten Halbkreise den nördlichen Horizont umsäumen. —

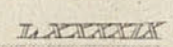
Der Tabor wird nur selten von Reisenden besucht. Nur das Verklärungsfest Christi führt jährlich eine mäßige Schaar frommer Pilger, unter der Anführung einiger Ordensgeistlichen, auf seinen Gipfel. — Ueber der Stelle, wo der Heiland zum letztenmale seinen Jüngern sichtbar war, wölbte sich früher ein prächtiger Tempel. Aber auch dieser ist längst zerstört bis auf die Crypta, eine unterirdische Felsenkapelle, und hierher wallfahrten die Pilger, um vor einem in Stein gehauenen Bilde des verklärt gen Himmel schwebenden Heilands ihre Gebete zu verrichten.*)

---

*) Für die Kunstgeschichte ist die Transfiguration Christi als Gegenstand zu dem letzten Werke Raphael's, dem erhabensten und herrlichsten was in allen Zeiten die Malerei hervorgebracht hat, höchst merkwürdig geworden. Eine kurze Beschreibung dieses, in Rom aufbewahrten, wundervollen Gemäldes wird hier nicht am unrechten Orte seyn.

Christus, mitten in den Ausflüssen eines himmlischen Lichts, mit ausgebreiteten Armen, die Augen mit dem innigsten Ausdruck gen Himmel aufgeschlagen, bekleidet mit einem majestätischen Gewande von blendender Weiße, erscheint emporgehoben, schwebend über dem Gipfel des Tabor, begleitet von Elias und Moses, die ihn, von Staunen, Ehrfurcht und Entzücken erfüllt, anblicken. Die drei Apostel, welche ihm bis auf die Höhe des Berges gefolgt waren, sind, von plötzlichem Erstaunen ergriffen, zur Erde gestürzt. — Ihre Stellungen drücken mit unnachahmlicher Wahrheit das Unerträgliche des Lichtglanzes aus, der sie umgibt und ihre Augen blendet. Diese erhabene Scene, die obere Hälfte des Bildes einehmend, entzückt die Einbildungskraft des Betrachtenden so sehr, daß er, von jeder irdischen Idee geschieden, sich in die seligen Wohnungen der Ruhe und des Friedens entrückt glaubt. Besonders ist es die Figur des Heilandes, was zur höchsten Bewunderung auffordert. Sie, ein Ideal der Majestät, scheint im Luftraume völlig schwebend zu seyn, und selbst die feurigste Einbildungskraft kann nicht mehr Täuschung verlangen. Sein Gewand, welches, weiß wie Schnee, ganz durchsichtig und von Aether gewebt ist, die entzückte Haltung der Arme und des Kopfes, der unbeschreiblich rührende Ausdruck voll Güte und Wohlwollen, welcher in den göttlichen Zügen glänzt, ein Helldunkel von bewundernswürdiger Kunst, und endlich der Kontrast so vieler Vollkommenheiten mit den ernsten Formen und ehrwürdigen Gesichtszügen der beiden Propheten und mit dem Ausdruck der Demüthigung und des Schreckens in den Gestalten der drei Apostel, der himmlische Ton endlich, der über das Ganze gehaucht ist, Alles das bringt in der Seele den tiefsten Eindruck hervor. — Entfernen wir aber unsere Blicke von dem Gipfel des Tabor, wenden wir sie der untern Hälfte des Bildes zu, — welche Gegeneinanderstellung der Scenen! Oben das Gemälde himmlischer Glückseligkeit und göttlicher Majestät: — unten das Elend der bedrückten Menschheit, die Agonie der Affekte, Hülf-


Stadt-
bücherei
Elbing



INSPRUCK

in Tyrol

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

LXXXXIX. Innsbruck.

Die Lage dieser heitern Stadt, hart am grünlichen Innstrom, der mit jugendlichem Ungestüm vorüberbraust, im Schooße wilder und abenteuerlicher Gebirgsformen, muß auch den Blick Desjenigen, der ganz Europa durchzog, in ihrem großen, feierlichen, hochromantischen Charakter, lebhaft überraschen und mächtig festhalten. Es ist ein eigner

---

losigkeit, Jammer und Verzweiflung. Ein Besessener, ein Knabe von 8 bis 9 Jahren, ist von seinen Verwandten den 9 Aposteln zugeführt worden, welche die Rückkunft des Erlösers vom Berggipfel erwarten. Ganz im Vorgrunde erblickt man ein Weib von hoher Schönheit (des Besessenen ältere Schwester), das, auf die Kniee gesunken, Hülfe für ihren Bruder von einem Apostel erfleht, welcher ihr gegenüber auf einem Baumstamme sitzt und, überrascht, von dem Buche aufblickt, das zu lesen er beschäftigt war. Die jüngere Schwester, schön wie Diana, von Schmerz und Trauer durchdrungen, spricht mit dem nächsten Apostel, und auf ihn hören 3 andere, unter denen sich der jüngste, Johannes, auszeichnet. Der Ausdruck des tiefsten Mitleids und des innigsten Bedauerns, die erbetene Hülfe nicht geben zu können, charakterisirt den letztern. Der Vater des Kranken, ein Alter, dem das Herzeleid die Stirn gefaltet hat, wendet sich flehentlich an einen der Jünger, einen Mann von hoher, würdevoller Gestalt. Vertrauen auf die göttliche Macht des Meisters erfüllt dessen Antlitz und, indem er mit der linken Hand nach der Höhe des Tabor zeigt, und der geöffnete Mund die Worte zu sprechen scheint: — „der Herr wird ihm helfen, sobald er herab kömmt" — gießt er Hoffnung in des Vaters blutendes Herz. Die übrigen Jünger, sämmtlich in ausdrucksvoller Stellung, scheinen die Unmöglichkeit zu besprechen, der unglücklichen Familie in der Abwesenheit des Meisters die geforderte Hülfe zu geben. Schmerz über ihre Unfähigkeit drückt sich, als Hauptaffekt, in den Zügen Aller aus, und der mitleidvolle Blick haftet auf der Gruppe des Besessenen, den ein bejahrter, aber kräftiger Mann, in dessen Gesicht sich Anstrengung und Entsetzen malen, von hinten fest unter den Armen hält. — Der unglückliche, fast nakte Knabe renkt und windet sich, gefoltert von des Krampfes unsäglicher Qual; wüthend dehnt er sich aus, rasend schreit er auf, schaudererregend rollt er Blicke umher und strebt verzweiflungsvoll, sich auf die Erde zu werfen. Seine Gelenke sind gräßlich verdreht, als wollten die Knochen entweichen aus dem leichenartig gefärbten Körper. Aber dennoch, — indem der Maler dieses unglückliche Wesen in die Mitte seiner traurigen Familie versetzt; an die Seite der zarten, schönen Schwestern; des Vaters mit dem unbeschreiblichen Ausdruck der geängstigten Liebe; der Vewandten mit den verweinten Gesichtern und dem Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme: versteht er in der Seele des Betrachtenden das Entsetzen dem Mitleid unterzuordnen und der Blick ruht ohne Widerstreben auf einer Figur, von der er sich, stände sie einzeln, mit Abscheu wegwenden würde. Die Kunst feiert in dieser Komposition ihren höchsten Triumph.

Nachbildungen dieses unsterblichen Werkes sind, seit der Zeit seines Urhebers, von der Kupferstecherkunst vielfältig versucht worden. Morghen's herrlicher, aber höchst kostbarer Stich ist weltberühmt. Bestimmt nicht weniger gelungen als dieser ist die in Stahl vor kurzem vollendete Nachbildung Kininger's (Professors an der Wiener Akademie), ein Werk dreijährigen ununterbrochenen Fleißes. Es ist unbestreitbar das Herrlichste, was jemals in geschabter Manier hervorgebracht worden ist. Die Platte hat die ungewöhnliche Größe von 22 zu 34 Zoll. Sie ist jetzt in London zum Druck und wird (im Verlag des Bibliographischen Instituts) zu dem ungemein billigen Subskriptionspreise (20 und 10 Thlr. für Abdrücke vor und mit der Schrift) nächstens erscheinen.

Zauber über diese Landschaft gebreitet. Während die hohen Alphörner ringsum das blendend weiße Gewand des ewigen Winters tragen, lacht alles mild und sonnig in dem geschirmten breiten Thale, und fast das ganze Jahr hindurch prangt es im vollsten Blüthenschmuck und saftigsten Grün. Lau sind hier die Lüfte und man ahnet die Nähe Hesperiens.

Uralt ist die Hauptstadt Tyrols und ihr Inneres trägt das Gepräge großer und lang=einheimischer Wohlhabenheit. Schon im eilften Jahrhundert galt der Ort für reich. Die Häuser (etwa 600, in denen 11000 Menschen wohnen) sind meistens von Quadern aufgeführt, 4 bis 6 Stockwerke hoch und von italienischer Bauart. Mehre der regelmäßigen Straßen sind mit schönen Denkmälern geziert, unter welchen sich der Triumphbogen der Maria Theresia und Josephs II., die herrliche marmorne Annensäule in der Mitte zweier Brunnen (am Eingange der Hauptstraße) und auf dem großen Rennplatze die erzene Reiterstatue Leopolds V., ein Werk der Tyroler Gras und Reinhardt aus dem 17. Jahrhundert, auszeichnen. Mehre alterthümliche Palläste erinnern an die Zeiten, wo die deutschen Kaiser, Habsburger Stamms, in der Mitte ihrer treuen Tyroler mit Vorliebe weilten und Inspruck und die Pfalzen in der Nähe die gewöhnlichen Sommerresidenzen der Monarchen waren. — Die kaiserliche Burg, 1494 von Maximilian I. erbaut, erhielt unter Maria Theresia ihre jetzige Gestalt. Die Burgkapelle ward von ihr auf derselben Stelle errichtet, wo ihr Gemahl, Franz I., vom Schlage gerührt, seinem Sohne Joseph II. in die Arme sank. — Das Haus mit dem goldnen Dach, (jetzt Hofkammer), erbaute sich Kaiser Friedrich mit der leeren Tasche 1425 zur Wohnung. An die Vergoldung der kupfernen Kuppel hat er 200,000 Dukaten verschwendet. — Die Universität, ein Denkmal Kaiser Leopold I., 1782 gestiftet, später aufgehoben und 1826 wieder hergestellt, welche auf Tyrols höhere Nationalbildung mächtig und wohlthätig einwirkt, hat ein schönes Lokal und die mit ihr verbundnen Sammlungen vaterländischer Natur= und Kunstprodukte des Ferdinandeums, das physikalische und das anatomische Kabinet sind sehenswerth. Im Gymnasialgebäude ist die Universitätsbibliothek aufgestellt, mit welcher eine reichhaltige Kupferstichsammlung verbunden ist. — Unter den Kirchen zeichnet sich die Hofkirche durch Größe aus, und die in ihr bewahrten Denkmäler machen sie weltberühmt. Das Mausoleum Kaiser Maximilians I., in ihrer Mitte aufgerichtet und einen weiten Raum einnehmend, gehört zu den prachtvollsten Monumenten der alt=niederdeutschen Kunst. Acht und zwanzig kolossale Bildsäulen von Bronze, die denkwürdigsten Männer und Frauen des Hauses Habsburg vorstellend, umstehen den herrlichen Marmorsarkophag, an dessen Wänden 24 Basreliefs von wunderbarer Schönheit und Erhaltung die Thaten des Kaisers veranschaulichen, dessen wohlgetroffnes, mehr als lebensgroßes Bild in ritterlichem Schmuck, aus Erz gegossen, auf dem Deckel ruht. Die Verfertiger dieses Kunstwerks waren die Meister Collin aus Mecheln, Abel und Löffler aus Köln. Von der Hand des erstgenannten sind auch die bewunderten Grabmäler Ferdinands II. und der schönen Philippine Welser, seiner Gemahlin, einer Patriziertochter aus Augsburg. — Neben diesen fürstlichen Prachtmausoleen erhebt sich das einfache Denkmal des helden=

müthigen Hofer, — des Sühn-Opfers einer verrätherischen und feigen Politik. — In der Jakobskirche verdient der Hochaltar, ein Werk Benedetti's, Betrachtung. Als Innsbrucks schönster Tempel gilt aber die Dreifaltigkeitskirche, in derem Hochaltarblatt man ein Werk von Rubens bewundert. Ein guter Albrecht Dürer, ein ECCE HOMO, ziert die Sakristei. Auch alle andren Kirchen haben bedeutende, zum Theil kostbare Bilderschätze — (die des Kapuzinerklosters z. B. einige der schönsten Lukas Kranach's) aufzuweisen.

An Bildungsanstalten ist Innsbruck reich. Außer der bereits erwähnten Universität besitzt es ein Gymnasium, ein Seminar, eine vortreffliche Muster-Hauptschule, eine höhere Töchterschule rc.; und viele öffentliche, oder der allgemeinen Benutzung offene Privatsammlungen, gelehrte Gesellschaften, Musikvereine und ein Theater erleichtern die Erlangung von Kenntnissen und vielseitiger Ausbildung. Eine lebhafte Industrie bewegt sich in zahlreichen Seiden-, Leder-, Tuch-, Baumwoll- und Messerfabriken, und die bürgerlichen Gewerbe und der Handel, besonders der Transitohandel zwischen Deutschland und Italien, sind im blühendsten Zustande. Die Wochenmärkte sind die besuchtesten Tyrols, und aus allen Thälern des Gebirgs ziehen an den Markttagen die kernhaften, schöngewachsnen Bewohner in ihren malerischen Trachten der alten Hauptstadt zu, die Produkte der Alpen gegen die Waaren des Orts und des Auslandes zu tauschen.

Interessante Ausflüge von Innsbruck sind viele zu machen. Eine der genußreichsten Partien ist die nach dem ¾ Stunde entfernten kaiserlichen Lustschloß Ambras, mit einer gepriesenen, entzückenden Aussicht in's Ober- und Unter-Innthal. Hier lebte einst Ferdinand mit seiner Philippine der Kunst und der Liebe. Von daher stammt die berühmte Ambraser Sammlung, welche jetzt einen Hauptbestandtheil des kaiserlichen Museums ausmacht und in Wien, im Belvedere, aufbewahrt ist. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man auch den Söller, von dem Wallenstein, der Held des 30jährigen Kriegs, der Fels, an dem die Sturmwogen der Reformation sich brachen, als Edelknabe, schlafend, herab in die Tiefe stürzte, ohne sich zu verletzen. — Ein zweistündiger unterhaltender Weg das Innthal herab führt zur St. Martinswand, einer senkrechten, himmelhohen Felsenmauer, an der ein Kapellchen hängt, welches, von unsichtbarer Kraft getragen, in den Lüften zu schweben scheint. Das fromme Denkmal bezeichnet die Stelle, wo Kaiser Maximilian dem Ersten auf der Gemsjagd in unbesonnener Verfolgung eines Wildes die Steigeisen brachen und er sich, allein auf schmalem Vorsprung in schwindelnder Höhe, unfähig einen Fuß zu versetzen, in äußerster Lebensgefahr sah. Zwei Tage und zwei Nächte, so erzählt die Legende, rang er vergeblich nach Hülfe; dann that er muthig Verzicht auf das Leben und bereitete sich zum Tode. Indeß erscholl das ganze Land von der betrübten Kunde, daß man den Kaiser vermisse. Gebete wurden in allen Kirchen angeordnet, und das Allerheiligste umhergetragen in feierlichen Prozessionen. Da, bei'm Anbruch des dritten Morgens, als schon die Nebel des Todes den Blick des auf's Aeußerste erschöpften Kaisers umdüstern, fühlt er sich plötzlich von Menschenhand ergriffen, und dem freudig

Erschrockenen steht ein Hirtenknabe zur Seite, mit Kletterstab und Steigeisen, und dieser zeigt ihm mit den Worten: „Getrost, Herr! Gott kann euch helfen und er will euch helfen" einen rettenden Pfad. Also gelangte Maximilian wieder zu den bekümmerten Seinen, die ihn wie einen vom Tode Erstandenen empfingen. Als aber der Kaiser, nach des Wiederfindens erstem Entzücken, nach dem Jüngling fragte, hieß es, er sey unter der Menge verschwunden. Niemals hat man ihn wiedergesehen. Da wähnte das Volk, ein Engel, von Gott zur Rettung des Kaisers gesendet, sey es gewesen und der fromme Glaube baute an der durch das Geschehene geheiligten Stelle das kleine Gotteshaus und stiftete in demselben eine ewige Lampe, die erst in den Wirren des 18. Jahrhunderts erlosch.

c. Negroponte.

Negroponte ist das Euböa der Alten. Sie ist die größte Insel des griechischen Archipels (76 □Meilen groß) und von der Ostküste Livadiens durch eine Meerenge getrennt, deren Breite bei der Hauptstadt Negroponte (dem ehemaligen Chalcis) so gering ist, daß eine Brücke, welche am vorderen Theil zum Durchlassen der Schiffe aufgezogen werden kann, die Insel mit dem festen Lande verbindet. — Euböa wird seiner ganzen Länge nach von einer hohen Bergkette durchzogen, welche Hochwald bedeckt. Herrliche, üppige, wohlbewässerte Thalgründe sind überall, und der Boden bringt fast ohne Bestellung Getreide, Wein und Oel in Ueberfluß hervor. Das Klima ist mild und gesund. Aber der vielhundertjährige Druck des Despotismus hat alles vernichtet, und was die Natur mit freigebiger Hand darbietet, — das zu genießen fehlen die Menschen. Erpressungen aller Art (die Grausamkeit der türkischen Befehlshaber auf Egripos war sprüchwörtlich geworden in ganz Hellas!) hatten bis zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes das Volk gänzlich erschöpft. Die Insel war fast verödet; die meisten Dörfer lagen verlassen da, viele Städte in Trümmer, Kirchen und Klöster verfielen. Häuser, Straßen und Landwege waren menschenleer, Felder und Gärten blieben unbestellt, unerschwingliche Abgaben, Erpressungen und Raub aller Art, Krieg und Pest hatten die Einwohner zu Grunde gerichtet, weggescheucht, oder aufgerieben. Die Bevölkerung, welche in klassischer Zeit über eine halbe Million betrug, war auf 45000 geschmolzen.

In dieser Noth, wo auf Erden kein Helfer war, erschien dem Eilande, wie ein Engel vom Himmel, eine andere Johanna d'Arc. — Ein schönes Mädchen, Namens Modena Maurogenia, erhob die Fahne der Freiheit, und rief



NEGROPONTE

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger







GRABMAL DER CAECILIA METELLA

in Rom

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

begeisterungsvoll die Euböer zum Kampfe für Unabhängigkeit. Maurogenia war der letzte Sprößling des Euböischen Fürstengeschlechts; ihren Vater, Dragoman der Pforte, ließ der Sultan erwürgen; das Mädchen, für des Mörders Harem bestimmt, floh auf die kleine Insel Mikone, wo sie, vom Erlöse geretteter Kleinodien, für die Sache ihres Vaterlandes 2 Schiffe ausrüstete, in denen sie dem Volke von Euböa das Panner und die Waffen der Freiheit zuführte. Die Heldenmüthige versprach ihre Hand als Preis dem tapfersten Streiter gegen die Türken. 72 Ortschaften standen an einem Tage in Waffen auf. — Viele Türken wurden erschlagen, die übrigen zogen sich in die festen Städte Negroponte und Karisto zurück, von wo aus, durch die türkische Flotte verproviantirt und öfter verstärkt, sie in häufigen Ueberfällen das Land verheerten. — Vergeblich versuchten die Hellenen in mehrmaligen Stürmen die Eroberung der starken Vesten. Sie blieben in den Händen der Türken, bis die Insel, in Folge der Traktate, dem griechischen Königreiche abgetreten wurde. König Otto hat dem Menschenmangel und der daraus entstandenen Verödung der Insel durch Einwanderung abzuhelfen gedacht; — doch bis jetzt haben diese Versuche nur geringe Erfolge gehabt; denn man berechnet die Einwohnerzahl gegenwärtig auf kaum 50000. Davon kommen etwa 9000 auf die Hauptstadt Negroponte, deren Fernsicht unser schöner Stahlstich veranschaulicht. Im Alterthume reich und blühend und von den Venetianern zur Zeit ihrer Herrschaft über Griechenland in eine Festung umgeschaffen, ist diese Stadt in ihrem Innern jetzt ein Bild des Verfalls und des Schmutzes. Bei wenig Gewerbe und geringem Küstenhandel steht sie überdieß im Rufe, ungesund zu seyn, und nur ihre strategische Wichtigkeit kann sie vor gänzlicher Verödung bewahren.

CI. Grabmal der Cäcilia Metella in Rom.

Wer nicht mehr durch irgend ein Band im Leben gebunden ist, muß in Rom wohnen. Da wird der Boden seine Gesellschaft seyn, die stets Betrachtungen in ihm weckt, und er wird keinen Spaziergang machen können, ohne in seiner Umgebung die reichste Unterhaltung zu finden. Der Stein, den er mit Füßen tritt, redet zu ihm, und der Staub, welchen der Wind unter seinen Tritten fortweht, erzählt ihm von vergangener menschlicher Größe. Kam er ein Crösus an betrogenen Hoffnungen hieher, oder als Einer, der voll Unmuth ist über die Länge der Zeit, welche das Schicksal braucht, den ungeheuern Knoten zu schürzen, von dessen Auflösung die Annalen der Weltgeschichte vielleicht noch lange schweigen werden, kömmt nicht ein Luther mit dem Schwerdte des Alexander: — so höre er, damit die Seele das

Gleichgewicht wieder gewinne, einen Franziskaner predigen in den Hallen des Colossei, oder Messe in Agrippa's hohem Tempel; ist er aber unglücklich, hatte ihm das Schicksal die herbe Aufgabe zu lösen gegeben, die Aschenkrüge seiner Lieben um seine noch leere Urne zu versammeln, so wird er am Grabe der Scipionen oder bei'm Denkmale der Cäcilia Metella sich leichter als irgendwo dem süßen, tröstenden Wahne hingeben können, daß die Schatten seiner geschiedenen Geliebten gern da um ihn weilen, wo die Liebe so Herrliches hinterließ.

Die Menge der prachtvollen Todten=Monumente in den Umgebungen Roms ist wirklich erstaunenswürdig, und ihr Anblick füllt die Seele mit melancholischer Bewunderung. Blos auf der kurzen Strecke von Rom bis Albano, die kaum drei deutsche Meilen beträgt, werden über zwei hundert gezählt, von denen Konstruktion und Form noch mit Bestimmtheit anzugeben sind. — Gleich den altgriechischen Gefäßen waren sie von auffallender Mannichfaltigkeit und Originalität, und auch sie bestätigen die Beobachtung, daß sich von jeher und überall das Bestreben der Menschen, etwas Eigenthümliches hervorzubringen, oder die Sache anders anzugreifen, wie die Zeitgenossen und Vorfahren, in der Gestaltung und der Verzierung ihrer Todtendenkmale am schärfsten kund thut.

Obschon die römischen Mausoleen der Größe und Gestalt nach größtentheils noch kenntlich sind, so ist doch unter allen Grabmälern nur ein einziges vollständig erhalten. Es besteht dieß aus einem runden, stumpfen Thurm, welcher sich auf einer kleinen Anhöhe, neben dem Cirkus des Carakalla, umgeben von einem Cyklus anderer Trümmer, auf einem kolossalen, viereckigen Sockel erhebt.

Die heutigen Römer nennen diese herrliche Rotunde, nach den zierlich gearbeiteten, durch Blumengewinde verknüpften Ochsenschädeln am Gesimse, CAPO DI BOVE. Sie ist das Grabmal der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus Cäcilius Metellus Creticus, Gemahlin des Crassus, also noch aus den Zeiten der Republik. Es trägt folgende Inschrift:

CÆCILIA Q. CRETICI F. METELLÆ CRASSI.

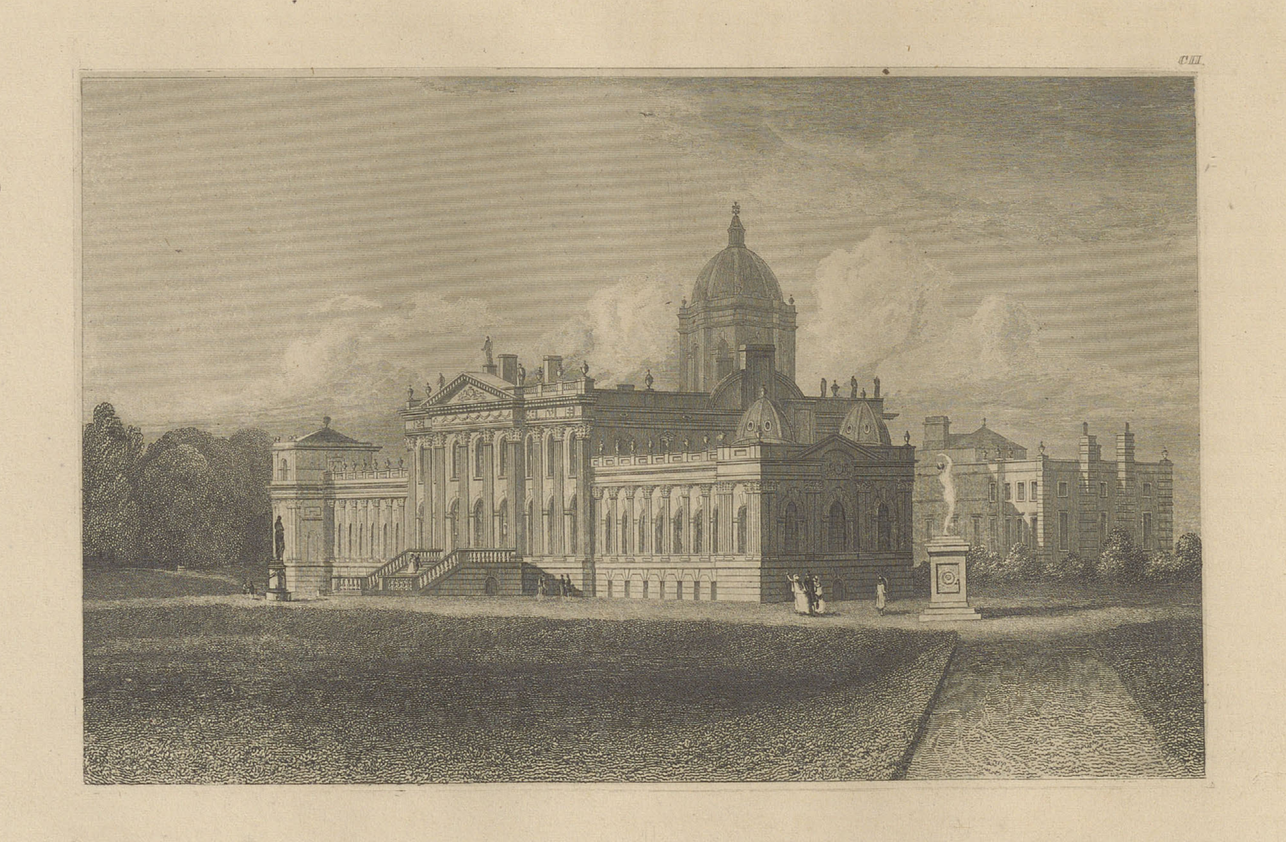
Die Bauart des Gebäudes verspricht ihm ewige Dauer. Der ganze Durchmesser der Rotunda ist 84 Fuß; 32 Fuß dick sind die Mauern, 20 Fuß weit ist der innere hohle Raum. Hoch oben, in einer Nische eingemauert, stand der Sarkophag der Römerin, ein köstliches Werk griechischer Kunst. Pabst Paul der Dritte ließ es nach seinem farnesischen Pallast tragen, von wo es nach Neapel gekommen ist.

Ursprünglich hatte das Grabmal nicht ganz die jetzige Gestalt. In dem den freistehenden, antiken Bauwerken so verderblichen Mittelalter, wo des Vandalismus Zerstörungs= und rohe Verunstaltungswuth keine Grenzen kannte, machte das Adelsgeschlecht Gaetani eine Cidatelle daraus und entstellte das schöne Verhältniß des edeln Gebäudes durch einen 26 Fuß hohen Aufsatz mit Zinnen und Schießscharten, welcher, da er auf so fester Basis ruhet, dem Zahne der Zeit seit 4 Jahrhunderten unversehrt Trotz bot.

Um die Schönheit dieses Denkmals ganz zu genießen, muß man es vom günstigen Standpunkt aus der Tiefe bei leuchtender Abendsonne betrachten, so daß das glänzende Blau des römischen Himmels den Hintergrund bildet. Es gibt nichts grandioseres und schöneres als dieses Gemälde, und die Cypressengruppen und Trümmer, welche das Mausoleum umgeben, sind ihm eine eben so reiche, als bedeutungsvolle Staffage.


Stadt-
bücherei
Elbing

CII.



HOWARD CASTLE

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CII. Howard-Castle in Yorkshire in England.

Die Aristokratie der Geburt hat in den civilisirten Reichen des europäischen Kontinents überall ihr Greisenalter erreicht. Nachdem die Bevorrechteten Jahrhunderte lang in Streit und Eifersucht um den Vorrang in Würden und äußerm Glanz ihre Kräfte vergeudeten, nachdem sie die erste Periode der Erschütterungen durchlaufen haben, welche, Erdbeben weissagend, das Gebäude der Gesellschaft durchzucken, erkennen sie, daß, was da dem Königthum, dort dem Volke an Macht zuwuchs, die ihrige verlor. Ueberall betrachtet sich die Aristokratie als die betrogne Partei und der Reibungen müde, in denen sie unterzugehen fürchtet, äußert gegenwärtig kein Stand aufrichtiger und lebhafter das Verlangen nach besitzsichernden und schützenden Gesetzen, nach Erhaltung der Ruhe und des Friedens, als eben der ihrige. — Aber während die Hälfte des Adels diese Bürgschaften als ganz ausreichend betrachtet für die Bewahrung seines Besitzes und wohl gar thörichte Hoffnungen zur Wiederelangung des unwiederbringlich Verlornen darauf gründet, hält der verständigere Theil jene Garantieen allein nicht für genügend. Klüger und aufgeklärter geworden durch Erfahrung und Unglück, hat er das Unhaltbare manches geretteten Anspruchs, manches gebliebenen Rechts einsehen gelernt, und, um sich vor den Täuschungen der Habsucht zu bewahren, ist er zum freiwilligen Aufgeben bereit. Während die Orthodoxen hartnäckig auf verjährte und lächerlich gewordene Ansprüche bestehen, bekennt freimüthig die klügere Partei, daß es ein Rechnungsfehler der Dummheit sey zu glauben, ihr Stand, wenn er, wie früher, es sich zur Aufgabe mache, auf Kosten der übrigen zu genießen, könne bestehen auf die Dauer. Sie sieht ein, daß Widerwille, Haß, Verachtung und Rache des täglich heller sehenden *Volkes* unausbleiblich solchem Streben der Bevorrechteten entkeimen müssen, und sie gesteht sich, in solchem Keime sey, als einstige Frucht, der Kaste sichere Vernichtung verborgen.

Dieses Schisma in den Meinungen, seit 1789 offenkundig und allgemeiner hervorgetreten, spaltet die Geburtsaristokratie im civilisirten Europa in 2 Hälften, deren Streben zwar im Grunde *einerlei* Ziel verfolgt, *Erhaltung* nämlich alles als haltbar erkannten Besitzes; aber doch in Bezug auf die Mittel dazu und auf die Frage, *was haltbar* sey, weit auseinander geht. Von allen Aristokratien hat die *brittische* am längsten dieser Spaltung widerstanden. Alt zwar sind die Parteien der *Whigs* und *Torys*; aber auf die Wahrung der Adelsrechte gegen Thron und Volk waren beide stets mit gleichem Eifer bedacht. Erst in unserer Zeit, seitdem durch die Verbesserung des Schulwesens und durch die Wirksamkeit zahlreicher Vereine, welche Volksbildung zum Zweck haben, die Mittel des Unterrichts der englischen Nation in reicherm Maaße gereicht werden; seitdem durch allgemeine Ideen- und Meinungsmittheilung

Uebereinstimmung in Denk- und Handelsweise für die Masse des brittischen Volks gewonnen ist und selbst die niedrigsten Klassen aufgeklärt sind über die Grundursachen von Glück und Unglück der Gesellschaft; erst seitdem politische Bildung dergestalt Gemeingut Aller geworden ist, daß ein Mensch, der nicht klare Begriffe habe über seine Stellung und über seine Rechte und Pflichten im Staate, zu den Ausnahmen gehört: erst seit dieser Zeit hat sich jenseits des Kanals die Idee von der Unhaltbarkeit vieler Rechte des Geburtsadels, gegenüber der fortgeschrittenen Civilisation, Eingang zu verschaffen gewußt, und es ist die Lehre aufgestellt worden: zeitiges, freiwilliges Aufgeben des Unhaltbarsten sey das wirksamste Mittel zur Bewahrung des Uebrigen. Den Männern, welche diese Lehre vertreten, gab die Julirevolution Bedeutung, die öffentliche Meinung hob sie auf die Stufen des Throns und reichte ihnen den Stab königlicher Macht; aber man würde sich sehr täuschen, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß sie die Majorität ihres Standes repräsentiren. Ihre Anzahl ist nur klein und Englands Adel befindet sich in der That gegenwärtig in demselben Verhältniß, als der Frankreichs zehn Jahre vor der Revolution. — Politische Uebermacht und Mißbrauch der brutalsten Vasallenherrschaft, starrer Dünkel und Ahnenstolz, gehen dort drüben mit dem korrumpirenden Einflusse, den unbegränzter Reichthum einer Kaste, die schon Geburtsrang erhebt, überall verleiht, Hand in Hand. Wer sich überzeugen mag, daß das republikanische Prinzip nur in dem öffentlichen Leben der englischen Nation haftet, im geselligen Leben hingegen auch nicht eine Spur davon anzutreffen ist, der muß die geschlossenen Kreise beobachten, in denen sich das letztere bewegt. Er wird mit Erstaunen gewahr werden, welch eine unglaubliche Ausbildung der Kastengeist in diesem Volke erhalten hat, und wie von den obersten Ständen bis auf die niedern herab jede Nüance des Rangunterschiedes sich mit Eifersucht von einander abschließt. Will er aber recht inne werden die ungeheuere Entfernung, in welcher sich die hohe Aristokratie vom Volke zu halten versteht, so muß er sie auf ihren Landsitzen heimsuchen und sie beobachten in der Mitte einer Bevölkerung abhängiger, eigenthumsloser Pächter. — „Die englischen Könige," sagt ein neuerer, geistreicher Beobachter, „leben wie Privatleute; aber jeder Baron der immer grünen Insel führt das Leben eines Königs. Die Schlösser des Monarchen sind wie Edelmannswohnungen: aber die Landsitze der Peers sind Palläste, würdig die Residenzen der Kaiser zu seyn; und übersäet mit ihnen ist das Land, in dessen Grund und Boden Adel und Kirche sich theilen."

Howard-Castle, Sitz des Seniors der Familie der Howard, welcher den Rang und Titel eines Grafen von Carlisle führt, ist eine der herrlichsten jener Villen, in denen die Hocharistokratie Britanniens ihre Prachtliebe und ihren Reichthum zur Schau auslegt. Schloß und Park, (der 7 Meilen im Umfang hat), ist das Werk eines Howards, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte. Berge und Thäler, Felsen, Seen und Wasserfälle, Grotten und Tempel, Pyramiden und Obelisken, Brücken und Viadukte, Ruinen von Kirchen und Burgen, alle das Werk der Kunst, zieren die Landschaft in reizender Abwechselung. Es wurde dies mit


Stadt-
bücherei
Elbing



THEBEN IN AEGYPTEN

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

dem Aufwande von 1,200,000 Pfund Sterling (fast 15 Millionen Gulden) geschaffen. Noch bei seinen Lebzeiten setzte sich der Gründer einen Obelisk als Denkmal und richtete seinem Leichnam ein prachtvolles Mausoleum her, — eine herrliche Säulenrotunda, die ein Dom von 96 Fuß Höhe überwölbt. Dergleichen Beispiele, daß ein britischer Edelmann im Uebermuthe des Reichthums und des Stolzes römischen Imperatoren in der Baupracht und in der Selbstapotheose es gleich thut, sind in England so selten nicht.

Das Innere des Palastes entspricht den Erwartungen, welche dessen Aeußeres erregen. Die Sääle haben, bei verhältnißmäßiger Länge und Breite, 40 bis 60 Fuß Höhe; 24 bis 30 Fuß hoch sind die Zimmer, und überall herrscht kaiserliche Pracht. Den Hauptsaal deckt eine 100 Fuß hohe Kuppel, durch deren Dach das Licht magisch hereinfällt. Alle Plafonds sind von den berühmtesten Coloristen ihrer Zeit, von Karl Maratti und Pellegrini in Fresko ausgemalt; die Fußböden aber entweder mit Marmor bunt ausgelegt, oder sie bestehen aus antiken Mosaiken, unvergänglichen Schätzen der Kunst. Treppen und Vorhallen zieren die kostbarsten Statuen von Marmor und Bronze aus den Zeiten des Perikles und der Cäsaren. — Gobelins, zu denen Rubens die Kartons fertigte, schmücken die Wände mehrer Gemächer. Ein unschätzbarer Reichthum an Gemälden und Kunstwerken aller Art ist in den Räumen dieses großen Pallastes zerstreut; versammelt würden sie ein Museum füllen, eines Königs würdig. — Eine Bibliothek von 16000 Bänden füllt einen schön verzierten Saal; in andern sind naturhistorische Sammlungen, physikalische und optische Apparate geordnet. Ein Theater endlich, prachtvolle Bäder, Aviaren, eine Piszina, große Gewächshäuser, Reitbahnen, Marställe und andere Einrichtungen tragen dazu bei an die Magnifizenz jener römischen Villen zu erinnern, in denen die Großen der weltherrschenden Tiberstadt zu den üppigsten Zeiten des Kaiserreichs dem Genuß und Vergnügen lebten.

CIII. Theben in Aegypten.

Siehe die Ueberreste der hundertthorigen Thebae, der Urmutter der Städte, des unter der Last von neun Jahrtausenden langsam zerbröckelnden Denkmals eines wundervollen Geschicks. Siehe den Ort, wo ein jetzt vergessenes Volk, zu einer Zeit, wo alle andern Nationen des Abendlandes Barbaren waren, Wissenschaften und Künste, als rohe

Elemente von Indien empfangen, ausbildete zu einer hohen Kultur, und ein Geschlecht von Menschen (die Aethiopier), jetzt der Auswurf der Menschheit, weil sie krauses Haar und eine schwarze Haut haben, die bürgerlichen und Religionssysteme gründete, die, mannichfach verändert, über die Welt regieren bis auf den heutigen Tag. Siehe hier die Stätte, wo die merkwürdigsten und größten Männer des Alterthums, Gesetzgeber, Philosophen, Dichter und Propheten ihre Bildung erhielten und die Lehren empfingen, deren Anwendung der Kulturgeschichte der Menschheit ihren Gang anwieß. Hier dichtete Homer; hier wirkte Joseph, der hebräische Staatsmann; hier drang Moses, der große Stifter der geläuterten Gotteslehre und der Regenerator seines Volkes, in die Tiefe der Geheimnisse der Priester; hier sammelte Pythagoras die Ideen für seine Theorie der Seelenwanderung; Herodot schrieb seine Geschichte hier nieder; Plato lebte 13 Jahre in Aegypten, meistens in Theben, und Hypokrates dankt das Meiste seines gepriesenen Wissens in der Heilkunde der Mittheilung Thebaischer Gelehrten. Demokrit, der Geometer, studirte in Theben; Lykurg und Solon brachten aus Aegypten die Ideen einer Neugestaltung der gesellschaftlichen Ordnung in ihr Vaterland zurück; Thucydides, Hekatäus von Milet, Thales, Ephorus von Cumae, Euklid, Plutarch und Archimedes, Diodor, Strabo, Manetho und der Syrakusaner Philist machten in Theben ihre Studien, oder die Metropole am Nil zum Ziel ihrer Reisen.

Theben ward lange vor unserer Zeitrechnung von Osiris, einem Aethiopischen Fürsten indischer Bildung, gegründet. Er erhob es zur Hauptstadt seines Reichs, das Oberägypten, Nubien und Abyssinien einschloß. Memnon verschönerte es und schmückte es (6200 Jahre vor Christo) mit den herrlichsten Riesen-Werken der Baukunst aus. Seinen höchsten Glanz erreichte es unter Sesostris, dem Alexander der Urgeschichte, welcher, nachdem er die damals bekannte Erde, vom Himelaja bis zum Atlas, und vom Don bis zum persischen Meerbusen, erobert hatte, das Sumpfland des untern Nilthals an sein Heer von 400,000 Streitern vertheilte, welche es durch Kanäle austrockneten und viele Städte anlegten. Als Mittelpunkt des größten Reichs der Erde füllte sich Theben mit unermeßlichem Reichthum und unglaublicher Bevölkerung an. Homer, der vor etwas länger als 3000 Jahren, zur Zeit des Trojaner-Kriegs, als Theben schon durch das emporblühende rivalisirende Memphis von seinem alten Glanze Vieles verloren hatte, die Stadt beschrieb, sagt noch von ihr:

> Wenn ich ihm böte, was Theben hegt, die Hauptstadt Aegyptens, wo
> Reich sind die Häuser an Schätzen, und hundert Thore sich öffnen; rc.

Noch mehr aber als die Alten von der Herrlichkeit der Nilstadt berichten, verkündigen uns die Ruinen, deren merkwürdigste wir jetzt betrachten wollen. —

Wenn gleich die Monumente Aegyptens zu den ältesten unserer Erde gehören, so übertreffen sie doch an Anzahl und Größe alle vorhandenen Ueberreste griechischer und römischer Baukunst. Sie sind auch besser erhalten als diese letztern und scheinen zu beweisen, daß sich kein Volk mehr bemüht habe, das Andenken von sich, von seiner Größe, Macht und Kultur auf die späteste Nachwelt zu bringen, als die Aegypter. Die Ursache von so langer Erhaltung ägyptischer Denkmale liegt zunächst in ihrer vortrefflichen Construction, in ihren colossalen Verhältnissen und in der Wahl der Steingattung: denn die Aegypter bauten größtentheils mit dem festen, Jahrtausende den Einwirkungen der Luft und der Sonne widerstehenden Sandstein; die Römer und Griechen hingegen mit Marmor, der nach 19 Jahrhunderten fast stets verwittert ist, wie uns ihre Baureste, mit wenigen Ausnahmen, beweisen.

Theben, als der älteste Centralpunkt des Reichs und seiner Kultur, liefert uns begreiflicherweise mehr als irgend ein anderer Ort in seinen Ueberbleibseln von Tempeln, Pallästen, Pyramiden, Obelisken, Hypogeen und Katakomben die merkwürdigsten Beiträge zur Geschichte der Architektur, und durch seine Sculpturen, Wandgemälde und Bilderschriften die reichsten Quellen zur Urgeschichte der Menschheit. Vor der französischen Expedition waren sie durch Reisen eines Pocock, Norden und Bruce nur unvollkommen bekannt geworden; Erst Bonaparte, der, großsinnig, die Zwecke des Kriegs mit denen der Wissenschaft zu verbinden verstand, hat durch das auf seine Kosten und Veranlassung von Denon edirte Prachtwerk: — DESCRIPTION DE L'EGYPTE — der Welt die Wunder des Nilthals und der Wüsten, die es begrenzen, gänzlich aufgeschlossen. Er setzte dadurch seinem berühmten Feldzug ein dauernderes Denkmal, als das französische Volk kürzlich in der Aufrichtung eines Thebaischen Obelisken an dem Strande der Seine gethan hat.

Die Ruinen von Theben liegen, im heutigen Oberägypten, zu beiden Ufern des Nils, ungefähr 3 Tagereisen von Kairo. Sie nehmen eine Aera von etwa 3 ½ Quadratmeilen ein. — Mehre arabische Dörfer — Medinet-Abu, Luxor, Karnak, Gurah, — vom Staube der Metreopole erbaut, bedecken nur einen kleinen Theil ihres Raums.

Am linken Stromufer fallen zuerst die Trümmer einer großen mit Ziegelgemäuer umgebenen Rennbahn in die Augen. Dieser Hippodrom hat eine Breite von 3000 Fuß und eine Länge von 75,000. Er ist also 7mal größer als das Marsfeld von Paris. Eine Million Krieger fanden hier zu ihren Uebungen Platz. — Ihm gegenüber sieht man eine zweite, kleinere Rennbahn, 5200 Fuß lang und 3000 Fuß breit. Die sie umgebende Mauer hat die ungeheuere Dicke von 60 Fuß; sie ragt jetzt noch 9 bis 12 Fuß hoch aus dem Schutt hervor. Beide Gebäude dienten zu Wagenrennen und Wettläufen, zum Einüben der Heere, zur Feier der Siege. Die sie einst umfassenden Gebäude, Tempel, Tribünen, Balkone liegen in Trümmer; aber am großen Hippodrom unterscheidet man deutlich noch 39 Thore.

In dieser Rennbahn, gegen welche die der Römer als Kinderwerke erscheinen, feierten Busiris, Osy-

mandias und Sesostris, die Alexander und Cäsaren des alten Aegyptens, wenn sie von ihren Zügen als Welteroberer heimkehrten, in der Mitte ihrer Heere ihre Triumphe. Jetzt ist dieser weite Bezirk, welcher die ganze gegenwärtige Bevölkerung Aegyptens in sich aufnehmen könnte, von Bewässerungsgräben durchzogen und zu Maisfeldern benutzt. —

In geringer Entfernung von der großen Rennbahn, bei'm Dorfe Medinet-Abu, machen sich die Torso's zweier Menschenkolosse aus Granit, die 36 Fuß hoch waren, bemerklich. Ohne Zweifel zierten sie den Eingang eines von der Erde verschwundenen Riesengebäudes, zu welchem ein Pavillon von gewaltigen Dimensionen gehört haben mag, der sich auf einem Schutthügel in der Entfernung von 500 Schritten erhebt. Seine geneigten Wände sind mit sehr erhabenen Reliefs angefüllt, die Macht des Regenten, mit welcher er sich gegen seine Feinde rächt und die dem Gesetze ungehorsamen Unterthanen bestraft, eindrucksvoll veranschaulichend. Stufen führen auf die Decke dieses Pavillons, und hier hat man eine weite, entzückende Aussicht. Nach Westen fällt sie auf die arabische, den Horizont bekränzende Bergkette, nach Nordwesten auf die Lybischen Berge, gegen Osten breitet sie sich über die große, nach dem Rücktritt der Ueberschwemmung grüne Ebne von Theben aus, und der Blick schweift mit unnennbaren Gefühlen über die malerische, schweigende Trümmerwelt hin. —

Zunächst, und noch im Bezirke des Dorfes Medinet-Abu, steigt der Pallast des Sesostris empor. — Ein Thor bildet den Eingang unter einem Pylon (einer abgestumpften Pyramide), der, in der Fronte und da, wo er aus dem Boden hervortritt, 200 Fuß breit ist. Seine Mauer haben die Dicke von 27 Fuß, und tiefer Schutt liegt über 30 Fuß hoch. Mit Erstaunen sieht man, daß diese vor 35 Jahrhunderten errichteten gewaltigen Konstruktionen, aus Werkstücken bestehen, die noch ältern verfallenen Monumenten entnommenen wurden. Alle Außenwände zieren merkwürdige, bei keinem andern ägyptischen Monumente vorkommende Skulpturen, die auch das Innere des Pylonenthors schmücken, welches in einen großen Hof führt. Hallen umringen ihn und vor jedem Pfeiler steht ein Riesenbild des Osiris. Die Decke der Gallerien ist aus Felsblöcken zusammengesetzt, welche wahrscheinlich zur Unterlage schwebender Gärten gedient haben. — Diesen ersten Hof schließt ein zweiter Pylon, dem ersten gleichend. Durch die 50 Fuß hohe und 35 Fuß breite, mit Hieroglyphen und Figuren prachtvoll verzierte Granitpforte desselben, zu deren Schwelle breite Stufen hinanleiten, kömmt man in den auf drei Seiten mit hohen Säulengallerien umgebenen inneren Hofraum. Abermals sieht man kolossale Figuren ägyptischer Gottheiten vor jeder Säule. Viele stehen noch wie sie vor viertehalb Jahrtausenden gestanden; andere liegen herabgestürzt und zertrümmert auf dem Boden. In der Mitte dieser weiten Aera fallen einige 3 Fuß dicke, 24 Fuß hohe aufrechtstehende Säulen auf, deren Schaft aus einem Granitblock gehauen ist. Diese Konstruktionen haben mit den ägyptischen keinen Zusammenhang; es sind Reste eines neuern Tempels. Wahrscheinlich hat dieses Gebäude dem verschiedenen Kultus der Eroberer des Landes dienen müssen; daß es auch

einmal eine christliche Kirche gewesen ist, beweisen mehre Skulpturen, woran die Figuren der Isis und Osiris in christliche Heilige umgewandelt sind. Zuletzt diente die Anlage den Muselmännern zur Moschee, welche gleichfalls Spuren ihres Kultus zurückgelassen haben! —

Die innern Wände der Hallen und der Pylonen sind mit für den Geschichtforscher höchst wichtigen Bildwerken überzogen. Sie stellen die ruhmgekrönten Unternehmungen des Sesostris dar, seine Kriegszüge zu Wasser und zu Land. Der große König selbst erscheint immer kolossal und immer von Angesicht der nämliche: es ist also Portrait. An ihren Trachten erkennt man die Völker, mit denen er kämpfte: Indier, Perser, Aethiopier, Scythen und die Nationen der Wüste.

Also ist dieses Gebäude gleichsam das offene Buch der Geschichte. In einer allen Völkern gleich verständlichen Sprache bestätigen diese Bilder die Richtigkeit der Angaben der ältesten Geschichtschreiber, des Herodot und Diodor. Und wie lehrreich werden sie erst dann seyn, wenn wir die eingehauenen Erklärungsschriften, die Hieroglyphen, verstehen können! —

Hinter dem zweiten Pylon ist ein offner Raum mit Fragmenten großer Werkstücke bestreut; wahrscheinlich Ueberreste der eigentlichen Wohnung der Monarchen. Diese scheint mit Pulver gesprengt worden zu seyn, so vollkommen ist ihre Zerstörung.

Einige Tempel stehen in der Nähe. Sie können uns, da wir nur für die Beschreibung des Allermerkwürdigsten Raum haben, nicht weiter beschäftigen.

Eine Viertelstunde von Medinet-Abu liegt ein Akaziengehölz. Dieser Hain grünt auf der Stelle des berühmten Memnonium, welches, wie uns Strabo berichtet, eine der wundervollsten Anlage in der alten Welt gewesen war. Leider sind von diesem ältesten Gebäude Thebens selbst, außer tiefem Steinschutt, fast keine Spuren mehr anzutreffen; aber die aufgefundenen kolossalen Bildsäulen, so wie die Beschreibung Strabo's, lassen über den Ort, wo es gestanden, keinen Zweifel übrig. Zuerst fallen, am Rande des Hains, zwei sitzende Kolosse auf, die man anfänglich mit ihren grasbewachsenen Schultern für Felsen ansieht, bis man mit tiefem Erstaunen die menschliche Form und sie als Werke der Kunst erkennt. Eine der beiden Statuen ist das berühmte Bild des Memnon, das mit dem von Hieroglyphen bedeckten Thron 60 Fuß Höhe hatte und aus einem einzigen Granitblock gehauen war. Cambyses stürzte es, nach der Eroberung Thebens, in vandalischem Uebermuthe herab und ließ es zerschlagen. Die Römer haben später, auf einer Unterlage von Sandstein, den verstümmelten Kopf wieder aufgerichtet. Das ursprüngliche Gewicht der Statue kann nicht weniger als 15000 Zentner betragen haben, und der Transport einer so ungeheuern Masse von dem entfernten Gebirge herab in die Ebene, ist selbst der heutigen Mechanik noch ein Räthsel. Der andere, gleichfalls verstümmelte Koloß besteht jetzt noch aus einem Block. Jene Statue des Memnon gab, nach Pausanias Beschreibung bei

Aufgang der Sonne einen Ton von sich, welcher dem Springen der Saite einer Guitarre glich: — unstreitig eine durch die Priester unterhaltene Gaukelei. Wahrscheinlich zierten beide Kolosse den Haupteingang des Pallastes. — Tiefer im Gehölze, in geringer Entfernung von den eben beschriebenen Bildsäulen, glaubt man eine Menge unter Bäumen und Gesträuch umherliegender Felsblöcke zu erkennen, die aber in der That nichts sind, als Riesenstatuen. — Es sind ihrer so viele, daß man alle Hauptstädte der Erde damit schmücken könnte! Sie sind zerbrochen; viele messen aber noch 40 bis 50, eine selbst 65 Fuß! — Drei Reihen Säulen, deren Schafte nur wenig aus dem Boden hervorragen und deren obere Hälfte abgesprengt scheint, waren wahrscheinlich bestimmt, den Thronsaal des Monarchen zu tragen. Sie sind nebst den Kolossen die einzigen Ueberreste eines Denkmals, das den Pallast von Karnak an Ausdehnung noch übertroffen haben mag. —

Jenseits des Gehölzes prangt das Grabmal des Osymandias, so merkwürdig wie das Memnonium.

Ein nobler Portikus führt durch einen Pylon in den mit hohen Säulen umstellten Vorhof. Die innern Wände des Pylon zieren Reliefs bewundernswürdiger Ausführung, Bilder von Schlachten, Belagerungen, und Heldenthaten des Osymandias. Besonders schön ist das, welches den König darstellt, im Begriff, gefangene Fürsten zu richten. — Im Hofe liegen eine Menge Granitblöcke umher, in denen man bei näherer Untersuchung die Fragmente einer Statue von wahrhaft ungeheuerm Verhältniß erkennt. Sie gehören zu der berühmten Bildsäule des Osymandias, der größten der alten Welt. Sie war aus einem bei Syene gebrochenen Felsen rosenrothen Granits gehauen, und hatte ein Gewicht von mehr als 25,000 Zentner. Der Sockel, ebenfalls ein Granitblock, steht noch auf seiner Stelle. Er ist 36 Fuß lang, breit und hoch. Hieroglyphen bedecken seine Flächen.

2000 Jahre stand das Bild unversehrt, ein unantastbares Heiligthum. Cambyses, der Perser, der Eroberer Thebens, ließ es zerschlagen (525 Jahre v. Chr.).

Ein zweiter Monolith, die Statue der Mutter des Heros, war in kleiner Entfernung von jenem aufgerichtet; er ist verschwunden und nur der Sockel noch übrig.

Eine 200 Fuß breite Treppe führt aus diesem Hofe zu einer prächtigen, im zweiten Pylon befindlichen Pforte, durch welche man in den innern Hof gelangt, noch herrlicher verziert, als der äußere. Säulen von 30 Fuß Höhe und 8 Fuß Durchmesser bilden die ihn umgebenden Gallerien, welche in der großartigsten Prospektive — zwischen einer Allee von colossalen Osiris-Statuen von 30 Fuß Höhe — auf die 3 Pforten des Sanctuariums hinführen, das eine mit historischen Reliefs geschmückte Mauer vom Hofe trennt. Es war ein länglich-viereckiger Saal, von 60 Säulen, in 10 Reihen gestellt, tragen. 4 Reihen stehen noch aufrecht; die übrigen sind nicht mehr zu sehen. Alle Seitenwände des Sanctuariums sind mit Reliefs geziert, welche die Belagerung einer großen Stadt, die von mehren Citadellen beschützt wird, vorstellen. Osymandias, zu Wagen, vor sich her die Feinde niederschmetternd,

dringt mit dem stürmenden Heer zum Hauptthor herein; während Zahllose auf Leitern und mittelst Stricken und Hacken die Mauern erklimmen. Die Skulpturen des Plafonds, der zum größten Theil eingestürzt ist, versinnlichen religiöse Gebräuche. Erbaut wurde dieses Denkmal, das Strabo ausführlich beschreibt, 2500 Jahre vor Christo.

Hinter einem Palmenwäldchen, auf einer Anhöhe, von weitläufigen Ruinen umgeben, liegt das Dorf Gurnah.

Hier gränzt das Reich des Lebens dicht an das des Todes; denn die Libysche Wüste, eine völlig unfruchtbare, wasserlose Felslandschaft, zieht sich bis zum Dorfe herab. — Nahe bei demselben, in einem schauerlichen, dunkeln Felsthal, in welches sich zahlreiche Schluchten einmünden, ist die Nekropolis der alten Thebais. Alles an diesem Orte erweckt den Gedanken an Trauer und Tod. Hier sproßt kein Grashalm; hier rieselt keine Quelle; hier singt kein Vogel; alles Lebendige ist geflohen. Nur der Wind heult in den Schluchten sein ewiges Klaglied!

Aber welche Pracht in diesen unterirdischen Pallästen des Todes, in diesen Mausoleen der Pharaonen! Welche Erhabenheit in diesen Denkmälern einer untergegangenen Kultur, deren Größe wir nur anstaunen, nicht begreifen können!

Lange unterirdische Gallerien führen zu großen Sälen, die labyrinthartig durch Gänge mit einander zusammenhängen. Diese aus dem festen Gestein gehauenen Räume sind mit den kostbarsten Skulpturen geschmückt, theils Basreliefs, theils vollrund gearbeitete Bildwerke, und die Plafonds und Zwischenräume der Seitenwände zieren Freskomalereien.

Gegenwärtig sind diese Gräber, seit so vielen Jahrhunderten den beutesuchenden Arabern und antiquarischen Plünderern preisgegeben, kläglich entweiht. Die Särge der Mumien, welche in Nischen reihenweise übereinander standen, sind, um der Kostbarkeiten willen, die zuweilen den Todten mitgegebenen wurden, längst zerbrochen; unversehrte kommen nur noch als Seltenheiten vor: aber die unzerstörbaren Todtenpalläste selbst sind geblieben und werden von dem hohen, ernsten, tiefsinnigen Cultus und der großartigen Sinnesart der Aegypter auch dann noch Zeugniß geben, wenn der Zahn künftiger Tausende ihre in der Oberwelt errichtete Riesenbauten alle zu Staub zermalmt hat. —

Das linke Nilufer verlassend, werfen wir jetzt noch einen Blick auf das jenseitige Gestade. Dort sind die größten und prächtigsten Reste des alten Theben, die herrlichsten in ganz Aegypten, die colossalsten der ganzen Welt.

Zuerst zum Pallast von Luxor! Unmittelbar am Nil, auf einem über 2100 Fuß langen und etwa halb so breiten Sockel von Mauerwerk, erhebt er sich als ein Wald von Säulen, über dem, Ehrfurcht erweckend, hohe Pylonen und schlanke Obelisken ragen. Alles ist riesenstark und groß an diesem Bau; die Hauptsäulen haben eine Höhe von 62 und einen Umfang von 30 Fuß! — In einem der Höfe stehen, auf haushohem Schutt, die elenden Hütten des Dorfes Luxor! —

Und dieses gewaltige Gebäude ist doch nur eine Art von Pavillon, ein Anhängsel eines noch weit uner-

meßlichern, mit dem es durch mehre, jetzt bis auf die letzte Spur zerstörte Gallerien verbunden war. Jenes, der „große Pallast" (auch nach dem ihm eingebauten arabischen Dorfe der von Karnak genannt,) hatte in seiner nach dem Nil zu gerichteten Fronte ursprünglich eine Länge von 7032 Fuß, welche also die der größten Königspalläste Europa's zehnmal übertraf. Eine halbstündige Allee von 600 colossalen Sphynxen führt auf den Eingang. Er, den Flügelthüren von Bronze, 60 Fuß hoch und 20 Fuß breit schlossen, ist durch einen majestätischen Pylon von 350 Fuß Breite und 150 Fuß Höhe gebrochen, und 4 Colosse, jetzt bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert, standen an den Seiten des Thorwegs. Aus ihm gelangt man in einen 450 Fuß langen Säulen-Hof, und von da in ein tempelartiges Gebäude, das als Vorhalle zum Hauptsaal diente, welcher mit erzenen Riesenpforten von 63 Fuß Höhe versehen war. Dieser Raum, wahrscheinlich der königliche Thronsaal, in welchem sich bei feierlichen Gelegenheiten die Macht und Herrlichkeit des Reichs symbolisch kund that, ist die außerordentlichste und prachtvollste Anlage, die von irgend einem Volke, oder zu irgend einer Zeit, von Menschenhand ausgeführt worden. Man denke sich einen Saal von 47,000 Quadratfuß Flächenraum, so groß, daß der Münster von Straßburg bequem hinein gestellt werden könnte, getragen von 134 Riesensäulen, jede so hoch, als die berühmte Trajanssäule in Rom. Die Decke ist aus Felsenwürfeln, von denen jeder fast 30 Fuß lang, über 8 Fuß breit und 4 Fuß dick ist, und 1400 Zentner wiegt, zusammengesetzt. Aus dem Saale leiten mehre Gallerien in das Innere; ein Labyrinth von Zimmern, Vorhallen, Pylonen, alle mit Säulen, Statuen und Obelisken auf das verschwenderischste geschmückt. In einem der inneren Höfe stehen die größten Obelisken der Welt; mit ihrem 8¼ Fuß hohen Sockel ragen diese Monolithen 100 Fuß empor; sie stehen 20 Fuß tief in Schutt und das Gewicht eines Jeden berechnet sich auf 8000 Zentner. Die äußern Wände aller dieser geheimnißvollen Anlagen sind — auffallend genug! — ohne allen Bilderschmuck. Alle Thürgesimse haben aber in der Mitte als Symbol eine beflügelte Kugel; und nur in den kleinern Räumen, die wahrscheinlich die eigentliche Wohnung des Königs bildeten, sind auf den innern Flächen schöne, mit Farben bemalte Basreliefs, Scenen des Familienlebens der Monarchen, eingegraben. Die Plafonds dieser Zimmer zieren goldene, auf azurblauen Grund gemalte Sterne.

Dieses Monument ist auch als eines der ältesten Thebens höchst merkwürdig. Sein Erbauer war Busiris II., und die Zeit seiner Gründung fällt um das Jahr 4500 vor Christo. Diese erstaunungswürdigen Ruinen sind folglich 6300 Jahre alt. —

Von dem großen Pallaste, dessen Reste den Raum einer vollen Stunde im Umkreise einnehmen, leitete eine Doppelreihe von Widdercolossen zum großen Tempel, dessen Trümmer unser Stahlstich veranschaulicht. —

Zwölf Thore mit prachtvollen Propyläen führten in dieß unermeßliche Gebäude, das Muster der großartigsten Architektur. — Aus dem Hauptthorweg hat man durch einen langen Säulenhof einen magnifiken COUP D'OEIL auf die Mittelpforte des Heiligthums, welche einen Pylon durchbricht. Hinter diesem folgt ein herrlicher Portikus, von 28



CIV



DAS HEILIGE GRAB

(Jerusalem)

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Säulen getragen; er führte durch eine 50 Fuß hohe Flügelthüre von Erz in die Cella, einen länglich-viereckigen Gottessaal, mit kunstvollen Sculpturen prachtvoll ausgeziert. Sein Licht erhielt er durch die Decke, welche jetzt eingestürzt ist. Auch dieser Tempel ist über 6000 Jahre alt und von Busiris II. gebaut worden.

Wir aber schließen unsere dürftige Beschreibung mit den für unsere aufgeblähete Zeit passenden Worten Bossuets: „Die Ruinen der uralten Thebais scheinen nur deswegen noch vorhanden, um die Eitelkeit der Jetztwelt lächerlich zu machen, und den Ruhm ihrer größten Werke zu verdunkeln.“ —

CIV. Das heilige Grab.

Die Urzeit des Christenthums schenkte den Erinnerungsorten der Leiden des Heilandes keine, oder nur verborgene Aufmerksamkeit. Erst als die Anfangs einfachen und stillen Ceremonien der Christen öffentlich und feierlich, als die Opfergaben reicher und häufiger, die Kirchengebräuche methodischer wurden, als die anspruchlosen Versammlungsorte sich in geschmückte Kapellen und Tempel verwandelten; als man Kirchendiener zur Verwaltung ernannte und ordentliche Priester und Oberpriester einsetzte; als die einfachen Lehren des Weisen von Nazareth auf den Trümmern des Heidenthums im römischen Weltreiche zur Staatsreligion erhoben wurden und die Politik sich mit ihr verband: erst dann, zur Zeit Constantin's, dachte der fromme Eifer daran, das Andenken an den Erlöser durch die Weihung der Orte, wo er gelebt und gewirkt hatte, zu ehren. — Die Kaiserin Helena bewies sich, wie wir schon bei einer frühern Gelegenheit erwähnt haben, in frommen Werken dieser Art besonders thätig. Golgatha, der Leidenshügel, und die Felsgruft an seinem Fuße, in der man den Leib des Herrn nach der Kreuzigung verbarg, die Cisterne endlich, in der der Fürstin bereitwilliger Glaube sie das wahre Kreuz finden ließ — wurden auf ihren Befehl mit Kirchen überbaut, prächtig ausgestattet und mit Priestern wohl versorgt. Bald verwandelten sich nun diese Orte zum Ziel unzähliger Pilgerfahrten aus allen Ländern der Christenheit. In spätern Jahrhunderten vereinigte man die genannten 3 Kirchen durch Anbauten, und diese Einrichtung ist, unter allen Wechseln der Herrschaft und des Schicksals, nach vielfachen Zerstörungen, welche Zufall und Fanatismus herbeiführten, geblieben bis auf den heutigen Tag.

Das Innere der eigentlichen Kirche des heiligen Grabes besteht in einer großen Rotunda, welche oben in einem zur Zulassung des Lichts durchbrochenen Dom endigt. Unter der Mitte des letztern, ganz frei in der Ro-

tunda, steht ein kleines, länglich-viereckiges, überkuppeltes Kapellchen von Marmor. Ein schwerer seidener Vorhang, der für eintretende Pilger emporgezogen wird, verhüllt den Eingang, zu dessen Seiten auf massiven Leuchtern von Silber armdicke Kerzen brennen. Eine schmale Treppe von Porphyr führt den Pilger durch einen engen Raum, den er nur gebückt betreten kann, hinab zu der eigentlichen Gruft. Diese ist überall mit Marmortafeln bekleidet und mit himmelblauer Seide austapezirt. Sie bildet ein Viereck, 6 Fuß breit und lang und etwa 4 Fuß tief. Daneben liegt der Stein, auf welchen der Leichnam des Heilandes vor der Einsenkung gelegt wurde. Um diesen vor dem Verlangen der Pilger, ein Stückchen zu besitzen, zu schützen, hat man ihm ebenfalls eine Marmorbekleidung gegeben. Ueber dem Grabe brennen stets 27 große silberne Lampen, Opfergaben von Königen und Päbsten. Die Wände umher schmücken Gemälde, die Himmelfahrt und die Erscheinung des Heilandes im Garten vorstellend: Werke von geringem Kunstwerth.

Am Grabe, wo wegen des engen Raumes immer nur 5 bis 6 Pilger auf einmal kurze Gebete verrichten dürfen, steht Tag und Nacht ein Priester (abwechselnd Katholik, Grieche, Armenier und Kopte) mit Weihwasser in silbernen Gefäßen, die kommenden Pilger zu besprengen und die Opfergaben in Empfang zu nehmen. In frühern Zeiten, wo der Andrang der Wallfahrer ungeheuer groß war und Mancher Monate lang auf die Gelegenheit, zugelassen zu werden, harren mußte, floß oft Blut deshalb in Strömen. In unsern kühleren Zeiten fällt, begreiflicher Weise, die Ursache zu solchen Scenen weg; doch vergeht kein Tag, wo nicht Christen von allen Bekenntnissen, (hier, vor dem Grabe des Meisters, muß wohl der Hader der Diener schweigen!) Männer wie Frauen, aus allen Gegenden der Welt herbeikommen, um in ehrfurchtsvollem Gebet ihre frommen Gelübde zu lösen. Gemeinlich bringen sie Rosenkränze und Kreuze mit aus der Heimath, Freunden gehörig, sie weihen zu lassen am Grabe des Erlösers.

CIV. Die Stätte von Sardis.

Wir wandern schon wieder zu Ruinen. Aegypten und Kleinasien — ehedem und jetzt! Welch ein schauerlicher Wechsel!

Damals, als die Bewohner von Theben ihrem Osiris opferten, versammelten sie in ihren Mauern die Reichthümer der Welt, und als die Bürger von Sardis den Weltgeist als Flamme verehrten, setzten sie, durch ihren



SARDIS

Offenb. Johannis III. Cap. 1.V.

„Du hast den Namen dass du lebest und bist todt„



Handel und Kunstfleiß, hundert Völker in Tribut. Asia Minor und das Nilthal waren die bevölkertsten Länder des Erdballs. In Beiden zählte man mehr große Städte, als jetzt Dörfer, und mehr Palläste waren in jenen, als in diesen jetzt Hütten. Fruchtbare Felder, reiche Aerndten, alle Güter und Genüsse der Erde waren Eigenthum ihrer Bewohner. Wo sind sie geblieben diese Zeiten des Ueberflusses und des Glücks? Verschwunden im Strom der Ewigkeit sind sie und ihre Zeugen: die Städte, Völker und Monumente, sie sind mit ihnen bis auf wenige Spuren vergangen. Die Götter selbst sind ihren Tempeln entrückt, gestürzt sind ihre Altäre von den Höhen, und an ihrer Stelle glänzt bleich der Halbmond, steht traurig das Kreuz. — Wo der Götzendiener opferte, beten heilige und gläubige Menschen; des Segens und der Gnade viel sammeln sie auf ihre Häupter, aber, seltsam! unter ihren geweihten Händen trägt die einst so freigebige Erde nur Dornen und Wermuth. Im Schweiße seines Angesichts streut der Muselmann, der Christ die Saat aus; aber er ärntet nur Thränen und Kummer. Krieg, Hungersnoth, Pest und alle Teufel der Tyrannei fallen wechselsweise über ihn her, ihm zu verbittern das Daseyn und das Werk seiner Qual zu fördern. —

Das alte Sardis, dessen Gründung in die Dämmerungszeit der Geschichte zurückgeht, lag in einer fruchtbaren, vom Paktolus bewässerten Ebene, am nördlichen Fuße des Tmolus, jenes Berges auf dem Bilde, der sein majestätisches Haupt in die Wolken hebt. Es war die Hauptstadt Lydiens, des ältesten unter Asiens Reichen. Ergiebige Goldbergwerke in ihrer Nähe erfüllten sie bald mit Wohlstand, mit dem sich Fleiß, Gewerbssinn und Spekulationslust paarten. — Diese Eigenschaften und der erworbene Reichthum lockten den Handel her, und allmählich wurde Sardis ein Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Europa und Asien. Zur Zeit des Crösus, Lydiens letzten Königs, war Sardischer Reichthum sprüchwörtlich; aber auch eben so Sardische Weichlichkeit und Ueppigkeit. Berüchtigt war überall Sardische Unsitte und ihr Einfluß für ganz Asien verderblich. Alles, was zur Befriedigung des feinsten Sinnengenusses diente, die weichlichsten Kleider, die wohlriechendsten Salben, die leckerhaftesten Gerichte, Teppiche voll üppiger Federkraft, Sklavinnen auch und Sklaven waren hier in größter Vollkommenheit zu haben, und Sardis versorgte damit die Epikureer der ganzen bekannten Erde. Seine Tänzerinnen besuchten ganz Asien. Eine Menge Erfindungen auch, die von einem weiten Voranschreiten in der Bildung Zeugniß geben, gingen von hier aus: z. B. die des Geldmünzens, die Erfindung vieler musikalischen Instrumente, die Kunst, Wolle zu färben und Erze zu reinigen und die des Bergbaus durch Stollen und Schachten. — Nachdem Cyrus, der Perserkönig, (545 v. Chr.) den letzten Beherrscher Lydiens (Crösus) überwunden hatte, ward das Reich persische Provinz. Sardis blühte als die Hauptstadt derselben fort, bis es in dem Empörungsversuche der jonischen Städte von den Griechen angegriffen und er=

stürmt wurde. Bei diesem Anlaß ging es in Flammen auf. Aus der Asche erhob es sich jedoch wieder und schöner, als es zuvor gewesen. Als Alexander nach der Schlacht am Granicus es einnahm, hatte Sardis über 300,000 Einwohner und es galt, nach Größe und Reichthum, als die dritte Stadt des persischen Reichs.

Von dem Umsturz des letztern datirt sich die Epoche seines Sinkens. Schon in den unruhigen Zeiten, welche auf Alexanders Tod folgten, litt es sehr. Mehrmals erobert und gebrandschatzt, versiegten aber die Quellen seines Reichthums immer mehr, als sich der Welthandel eine andere Bahn gebrochen hatte. Von Antiochus, dem letzten syrischen Könige, kam es (187 vor Chr.) unter das Römer-Joch. Ein fürchterliches Erdbeben, welches zur Zeit der Regierung des Tiber Kleinasien heimsuchte und viele Städte zerstörte, traf auch Sardis und verwandelte es in einen Schutthaufen. Der Kaiser sandte Legionen, es wieder aufbauen zu helfen und noch einmal umgürtete es sich mit Mauern, schmückte es sich mit Palästen, Tempeln und Rennbahnen aus.

Noch ein Jahrtausend länger, unter der Herrschaft der Byzantiner, bewahrte es einen Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit. Nachdem aber im 11. Jahrhunderte die Türken es erobert hatten, wanderte der größte Theil der christlichen Einwohner aus und es entvölkerte sich dergestalt, daß man die Heerden in die Höfe der Palläste, auf das Forum und in die Rennbahn zur Weide trieb. Tamerlan, der Verwüster Asiens, der Austilger des Menschengeschlechts, kam auch hierher. Was Odem hatte, wurde von ihm ermordet, die Stadt machte er der Erde gleich. — Niemals erhob sie sich wieder; jetzt bezeichnet eine Menge niedriger, mit Gras und Gestrüpp überwachsener Schutthügel, die, aus der Ferne gesehen, den Gräbern eines großen Friedhofs ähnlich sind, die Stätte, wo einst Sardis gestanden.

Die Aera derselben hat drei Stunden im Umkreise und bestätigt die Berichte der Alten von seiner früheren Größe. 16 bis 20 Fuß hoch ist auf diesem weiten Raume Alles Schuttboden, und oft berührt des Wandrers Fuß die Kapitäler aufrechtstehender Säulen, oder Gesimse, welche sie tragen. Das einzige freistehende, noch übrige Monument seiner verschwundenen Pracht sind 2 kolossale, 21 Fuß im Durchmesser habende Säulen von blendend weißem Marmor, die Ueberreste des berühmten Tempels der Cybele, welcher auf einem 30 Fuß hohen Sockel erbaut war. Letzterer ist im Schutt verborgen; aber die Riesenkolonnen stehen herrlich da und schauen wie hehre Geister über die Grabgefilde ihrer verschwundenen Stadt.

Ein paar niedrige Lehmhütten, die kaum das Auge bemerkt, machen einen Weiler aus, das türkische Sart, das Sardis der Gegenwart! Die Hirten, welche sie bewohnen, sind auf Meilen im Umkreise die gesammte menschliche Bevölkerung. Auch der Anbau des Landes ist verschwunden bis auf die letzte Spur und alles weit umher ist schweigsame, schauerliche Wüste.


Stadt-
bücherei
Elbing

CVII



BLENHEIM

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CVI. Blenheim in Oxfordshire in England.

Großes Verdienst würdig zu ehren, große Männer und ihre Thaten auch großartig zu belohnen, war von jeher der stolzen Britannia Ruhm. Freigebig reicht das englische Volk seinen Heroen im Kriege, im Rathe, in der Kunst und in der Wissenschaft, den Männern auch, welche durch Erfindungen und Unternehmungsgeist Handel und Gewerbe einer höheren Entwickelung zuführen und neue Quellen des Nationalwohlstandes öffnen, alle Güter des Lebens hin, die es verleihen kann. Für Sein Auge, das nur das Größte der Aufmerksamkeit würdigt, gibt es keinen Unterschied der Geburt, und, während die untergeordneten Stellen in der Verwaltung, die Pfründen der Kirche, die Hofcharchen und Sinekuren Beute des Adels sind, werden die erhabensten Stufen überall nur dem höchsten Talente, dem höchsten Verdienste zum Preis. Für den Sitz im Kabinet des Königs und im Rathe der Nation, für den Befehl über Armeen und Flotten, für die Präsidentschaft in den obern Gerichtshöfen und in den Akademien ist der talentvolle Sohn des Hirten ein ganz so ebenbürtiger Bewerber, wie der talentvolle Sohn des Herzogs. So in England. — Wohl pflegt man zu sagen, es wäre in den meisten Staaten nicht anders. Aber nehme ich wenige aus, so ist's bis zur Stunde doch nur Schein überall, und gewiß wird die Lüge, prange sie auch mit goldener Schrift auf Pergamenten, niemals zur Wahrheit.

Unter den großen Männern Britanniens, welche wahres Verdienst erhob, und nationale Anerkennung lohnete, nimmt John Churchill, nachmals Herzog von Marlborough, einen erhabenen Platz ein. — Von obscurer Herkunft, stieg er unter der Regierung Jakob's II., Wilhelms von Oranien, und der Königin Anna im brittischen Heere vom niedrigsten Grade durch Tapferkeit und Talent bis zum Feldherrn der ganzen brittischen Heeresmacht und zum Rathe des Königs empor. Im spanischen Erbfolgekriege führte er den Oberbefehl über die verbündeten Heere Englands, Deutschlands und der Niederlande, und in dem immer denkwürdigen Entscheidungssiege bei Hochstädt und Blenheim (13. August 1704) zerrann Ludwigs XIV. Kriegsglück wie das Napoleons nach der Leipziger Schlacht. — Wegen dieses Sieges, welcher den Ruhm brittischer Waffen und brittischer Tapferkeit durch die Welt trug, verlieh ihm die brittische Nation Titel und Rang eines Herzogs, dem sie das unermeßliche Geschenk eines 6 Quadratmeilen großen Gütercomplexes hinzufügte. Als Baronie Blenheim war dasselbe bestimmt, unveräußerlich auf seine Nachkommen überzugehen. In der Mitte dieser Besitzung ließ die Nation, dem Helden zur Wohnung, einen Pallast aufrichten, gleich außerordentlich an Glanz und Größe, und ihn ausschmücken mit den kostbarsten Schätzen der Kunst. Auch befahl sie, einen Park zu pflanzen wie noch keiner gesehen, zehn Stunden im

Umfang, geziert mit Monumenten, die Thaten des ergrauten Feldherrn versinnlichend, und zum Vergnügen desselben ausgestattet mit fischreichen Seen, mit blühenden Auen und dichten Wäldern, in denen 1500 Hirsche, 3000 Fasanen und eine unzählige Menge andern Wildes angesiedelt wurden. Nie gab eine Nation einem ihrer größten Männer eine würdigere Belohnung an Geld und Gut, als Blenheim für den Herzog von Marlborough war, ein Besitzthum, welches, bis in alle Kleinigkeiten hinab, wahrhaft königlich zu nennen ist. Aus ihm entsprang für ihn und seine Erben eine Revenüe von jährlichen 70,000 Pfund Sterling (850,000 Gulden), größer, als sie manches Königshaus genießt.

Aber wie vergeblich es ist, Glanz und Reichthum unwandelbar zu machen, zeigt schon der heutige Besitzer von all dieser Herrlichkeit. Der gegenwärtige Herzog von Marlborough ist durch seine bodenlose Verschwendung so verschuldet, daß sein unermeßliches, aber unveräußerliches, Vermögen für die Gläubiger administrirt wird, die ihm von 70,000 Pfund Sterling reiner Einkünfte jährlich 5000 übrig lassen, welche bei weitem nicht ausreichen, um die dem Pallaste und seinen Umgebungen angemessene Einrichtung zu unterhalten. Darum sind die unzähligen Räume des Schlosses großentheils dürftig möblirt; die meisten sind unbewohnt, und dem Gebäude sieht man selbst im Aeußern die ökonomische Lage des Besitzers an, was einen widrigen Eindruck hervorbringt. — Um den Rasensammet der PLEASURE-GROUNDS in Ordnung zu halten, wurden sonst täglich 40 Mäher beschäftigt, und 120 bis 150 Arbeiter fanden im Park mit Reinigung der Wege, Ausputzen der Bäume und Säubern der Gewässer von Unkraut und Schilf ihren täglichen Unterhalt. Solchen Aufwand kann der jetzige Besitzer nicht mehr bestreiten, und daher sieht auch der Park vernachlässigt aus, viele Partieen werden nicht mehr gepflegt und sind verwildert. — Doch prangt noch Vieles in bezaubernder Schönheit, am vollkommensten die Partie des großen Sees, der einen Raum von 800 Morgen einnimmt und für das größte künstliche Wasserbecken in ganz England gilt. Gleich einem Meere dehnt es sich aus, theils mit Wiesen umbordet, über welche hin sich das Auge in unbegrenzter Ferne verliert, theils eingefaßt mit hohen, von Schlingpflanzen überzogenen Felswänden, über deren Scheitel Kaskaden herabrauschen; theils umsäumt mit Hochwald, oder einzelnen Gruppen von Eichen und Cedern, wahren Ungeheuern an Form und Größe. — Mehre Inseln bergen ungezählte Schaaren von Fasanen, und große Heerden von Schwänen und von wilden und zahmen Wasservögeln beleben die spiegelnde Fluth.

Unter den Kunstschätzen, welche das Prachtgebäude verwahrt, und deren Besichtigung jedem anständigen Fremden gestattet ist, sind zahlreiche Werke von Rubens und der niederländ. Meister, seiner Zeitgenossen; mehre Hauptbilder auch von Titian, Murillo und ein herrlicher Raphael berühmt. — Ein einziges hier befindliches Portrait von van Dyk, Karl I. zu Pferde, hat dem Vater des jetzigen Herzogs 10,000 Pfund Sterling gekostet. Unter den Antiken nimmt eine Marmorbüste des Alexander besondere Auszeichnung in Anspruch. Sie ist der schönsten Werke des Alterthums eins und übertrifft an Hoheit des Ausdrucks selbst den berühmten Belvedere-Apollo.





DAMASCUS

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildhh.





Zeichnung v. Batty — Stahlstich v. I. G. Martini Rudolstadt 1835.

RUE ROYALE UND PARK IN BRÜSSEL

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

CVII. Der Park und die Königsstrasse in Brüssel.

Nebige Ansicht ist eine der schönsten der belgischen Hauptstadt. Vom Hotel Bellevue, wo sie aufgenommen wurde, übersieht man, ihrer ganzen Länge nach, die herrliche Königsstraße, deren prachtvolle Perspective sich auf dem Königsplatz (PLACE ROYALE) verliert. Beide machen den bei weitem schönsten Stadttheil aus. Er ist die Wohnung der Vornehmen und Reichen, besonders vieler angesehenen englischen Familien, welche sich in Brüssel in fast eben so großer Anzahl aufhalten, als in Paris. — Die hohen Gitterthore rechts führen in den Park, eine der berühmtesten öffentlichen Gartenanlagen Europa's. In diesen reizenden Umgebungen war es hauptsächlich, wo, im Brüsseler Aufstande von 1830, der blutige Kampf wogte, welcher die Trennung Belgiens von Holland zur Folge hatte *).

CVIII. Damaskus in Syrien.

Ein gebirgiges, unangebautes und menschenleeres Terrain, mit wenigen Dörfern und einigen Lagerplätzen wandernder Kurden= und Araberstämme, aber an malerischen Trümmern verschiedener Zeiten, an Gräbern und Heiligenstätten der Christen, Juden und Mohamedaner reich, umgibt, wie die Wüste eine Oase, jene lachende, von vielen Bächen reich bewässerte, immer blühende und grünende Ebene, auf welcher das gepriesene Damaskus liegt. — Der Anblick dieser berühmten Stadt macht einen eigenen, wahrhaft berauschenden Eindruck auf den schmachtenden Reisenden. Der Contrast steigert sein Entzücken. Der Mohamedaner glaubt, hier sey das Eden der Bibel, und er nennt die Arme des Barrady die vier Ströme des Paradieses. Mohamed selbst, so erzählt die Legende, soll sich, als er mit seinem Heere hierher kam, bei'm Anblick der üppigen Gegend und der prachtvollen Stadt abge=

*) Die ausführliche Beschreibung Brüssel's wird in einem spätern Hefte dieses Werkes eine allgemeine Ansicht der Stadt begleiten.

wendet haben, mit den Worten: „um das himmlische Eden nicht zu verlieren, betrete ich dieses nicht.“ Eine Moschee heiliget die Stelle, wo er dieses gesprochen.

Damaskus (Damaschk), einst Hauptstadt des Chalifats, jetzt die des türkischen Paschaliks, ist eine der ältesten Städte der Welt. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; schon vor 4000 Jahren war sie volkreich und groß. Ihr jetziger Umfang ist etwa 3 Stunden. In frühern Zeiten viel dichter bevölkert gewesen, hat sie gegenwärtig immer noch 140,000 Einwohner, und ist nach Constantinopel und Cairo die volkreichste Stadt des ganzen türkischen Reichs.

Das Innere von Damask ist schmutzig, eng, winklicht, wie das aller türkischen Städte. Nur eine einzige Straße ist schnurgerade, gut gepflastert, eine halbe Stunde lang und ziemlich breit. Es ist dieselbe, deren in der Apostelgeschichte, 2. Cap., Erwähnung geschieht. Hier wohnte der feurige Paulus. Man zeigt noch das hohe Fenster, von wo herab er sich durch ein Seil rettete, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, der, von den Priestern aufgehetzt, ihn, wegen der Annahme des Christenglaubens, erwürgen wollte.

Die Häuser sind schlecht gebaut, von bloßem Koth, auf einer 2 bis 3 Fuß hohen, steinernen Unterlage. — Auch die besten haben ein gemeines Ansehen. — Aber ihre innere Einrichtung ist durchgängig bequem, oft reich und schön, und deutet auf das, was man in den Türkenstädten so selten begegnet, auf Wohlstand und äußere Behaglichkeit. Die Wohlfeilheit der Lebensmittel ist außerordentlich groß und macht die Erlangung der Mittel des Genusses so leicht! Das Brod ist als das feinste, weißeste und schmackhafteste im Morgenlande berühmt. Es bildet, frisch mit gezuckertem Rahm gegessen, das gewöhnliche Frühstück der Menge, dem Wohlhabendere Mokkakaffee, syrischen Honig, oder Rosenconserve hinzufügen. Südfrüchte bringt die Ebene im Ueberfluß hervor, und Citronen, süsse Orangen, Aprikosen und Pfirsiche, köstliche Pflaumen und die herrlichsten Trauben wachsen nirgends von besserer Güte. Sie werden zu köstlichen Konfituren bereitet, zu Glace und Eissorbetten, welche in zierlich aufgeputzten Läden in allen Straßen feil sind.

An großen Gebäuden ist Damask nicht reich. Es hat über 200 Moscheen; aber sie sind meistens klein und versteckt, und verschönern durch ihre schlanken Minarets nur die Fernsicht der Stadt. Der Eifer der Christen erbaute in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier eine Menge Kirchen; — unter diesen eine höchst prachtvoll und groß. Dieser Tempel, die Metropolitankirche, Johannes dem Täufer, dessen Haupt hier verwahrt wird, geweiht, ist byzantinischen Styls, 650 Fuß lang, und über 150 Fuß breit. Die Türken verwandelten sie in eine Moschee, und kein Christ darf bei Todesstrafe sie betreten. Das ausgedehnteste der öffentlichen Gebäude ist das große Karavanserei, zur Beherbergung der Karavanen bestimmt. Es bildet ein unermeßliches, nach innen offenes Viereck, dessen hohes Dach nach dem Hofe zu von korinthischen Säulen getragen wird. Ein Springbrunnen, der

seine Wasserstrahlen hoch in die Luft schleudert und in einem weiten Marmorbecken sammelt, ziert die Mitte des Hofes. Oben in den Gallerien sind die Wohnungen der Reisenden; unten die Ställe und Hallen für Pferde und Waaren. Hier ist reichlich Platz für 2000 Kameele und 5000 Menschen; wenn aber die große Jahres-Karavane nach Mekka sich hier sammelt, (die der Pascha mit 5000 Kriegern durch die Wüste zu geleiten hat,) dann beherbergt das Haus zuweilen wohl 10,000 Pilger.

Einen reizenden, erquickenden Aufenthalt gewähren zur heißen Jahreszeit die über den spiegelhellen, rauschenden Fluthen des Barrady auf eingerammtem Pfahlwerk angelegten Kaffeehäuser. Nach der Quayseite zu sind sie offen und auf Säulen ruhend, an denen sich blühende Schlingpflanzen hinaufranken. Springbrunnen plätschern in der Mitte der Salons, und des Abends, bei der reichen Beleuchtung argantischer Lampen hinter bunten Glasglocken, rufen sie unwillkührlich die morgenländischen Beschreibungen von Feenpallästen in's Gedächtniß. Man denke sich dazu die Mährchenerzähler, die sich mit der Guitarre begleiten, die türkische Musik, die in Opiumträumen verzückten Gesichter der Türken, und die syrischen Tänzerinnen voll glühender Ueppigkeit.

Durch Damask's Lage an der Grenze der Wüste, die es zum Sammelplatz der Karavanen, welche sie in mancherlei Zwecken beschreiten, und zum Markt macht für den Tausch aller Erzeugnisse Arabiens, Persiens und Ostafrika's gegen europäische und westasiatische Waaren, wird reichlicher Verdienst seiner Bevölkerung immer gewiß, und bei der Ueppigkeit des Bodens fordert die Befriedigung der materiellen Ansprüche des Lebens hier weniger Anstrengung, als irgendwo auf der Erde. Aber trotz dieser äußern Zeichen der öffentlichen Wohlfahrt wird der schärfer Beobachtende doch bald gewahr werden, daß es um die höhern Interessen des Lebens hier um kein Haar besser bestellt ist, als im ganzen türkischen Reiche, und sich Christen nicht nur, sondern auch die meisten Muselmänner, nach Veränderung eines Zustandes sehnen, der ihnen längst als erdrückend, oder als unerträglich erschien. Ich rede hier, was alle Reisende von Bedeutung berichten, Männer, wie Buckingham, Kinneir, Chateaubriand, Joubert u. A., deren Zeugnisse von der im ganzen türkischen Reiche verbreiteten Sehnsucht nach einem politischen Messias einstimmig und unverwerflich sind.

Wer vermag auch die Uebel alle aufzuzählen, welche die Bevölkerung dieser Länder quälen! — Wie viele sind ihrer und wie alt sind sie schon geworden! — Sie gehen zurück bis auf die letzten Zeiten der alten Aera, als Römer und Griechen zu einem Volke verschmolzen waren. Alle Laster beider Nationen vereinigten sich damals, häuften sich auf. Physische Wollust, Blutdurst, Stolz des Patriziats, Verruchtheit des Sklaven, Kriecherei des Freien, alles Schlechte, was die alte Welt geschaffen, verband sich in Fäulniß und bildete ein häßliches Ungeheuer, einen aus Blut und Koth gekneteten Koloß: — die römisch-griechische Gesellschaft unter den Byzantinern.

Die römische Welt des Ostens mußte sich verändern, und sie veränderte sich. Nachdem alle erdenklichen Laster die Nationen des blühenden Asiens entnervt hatten, fiel es den herumschweifenden und armen Völkern der angrenzenden Wüsten und Gebirge ein, den Genuß der verweichlichten Bewohner der fruchtbaren Ebenen und herrlichen Städte zu beneiden. Gleich stark von dem Eifer entflammt, die Lehre ihres Propheten auszubreiten, als von der Raublust getrieben, fielen die Araber, denen die Turkomannen folgten, über jene Länder her, stürzten die entarteten Fürsten vom Throne, ihre entmannten Christenvölker in die Sklaverei. So bildete sich das arabisch-türkische Reich aus zwei durchaus entgegengesetzten und feindseligen Elementen. Denn da die fremden Eroberer alle vorgefundenen Einrichtungen der Gesellschaft von Grund aus zerstört und bis in ihre Prinzipien vernichtet hatten; da sie sich, auf das Recht des Stärkern gestützt, als alleinige Eigenthümer von Leib und Leben und eines jeglichen Besitzes der Ueberwundenen verkündigten: so hörte alles gemeinschaftliche Interesse zwischen diesen und jenen auf. An die Stelle der früheren Abstufungsgrade in der bürgerlichen Geltung trat der einzige der Kaste und Abstammung. Je nachdem man als Türke oder Nichttürke, als Muselmann oder Christ geboren war, war man als Herr oder Sklav, als Eigenthum oder Eigenthümer geboren.

Die Unterdrücker waren der Zahl nach gegen die Unterdrückten unermeßlich klein — kaum wie 1 zu 100: ein in seinen Folgen wichtiger Umstand! Denn es lag nun bei der herrschenden Kaste im Interesse der Selbsterhaltung und der eigenen Sicherheit, auf Mittel zu denken, die beraubte und unterjochte Mehrzahl physisch und moralisch mehr und mehr zu schwächen. Die Klugheit rieth es, und dieß brachte die Kunst der Unterdrückung bald zur höchsten Ausbildung. Viele Jahrhunderte lang bestand die Regierungsweisheit der Türken lediglich darin, die ungeheuere Majorität in strenger Unterwürfigkeit gegen die Minderzahl zu erhalten. Um einen der natürlichen Ordnung so zuwiderlaufenden Gehorsam zu ermöglichen, wurden die härtesten Strafgesetze erfunden. Deren Grausamkeit machte die Sitten barbarisch, und da der Unterschied der Kasten, zwischen Herren und Sklaven, zu zweierlei Gerechtigkeit, zweierlei Recht im Staate nöthigte, so fanden die Begriffe von Recht und Unrecht keine Basis mehr, weder im Herzen noch im Verstande, sie gingen unter.

Ursachen und Wirkungen stehen immer in Wechselbeziehung zu einander; so auch hier. Verzweiflung und Muthlosigkeit überfiel die beknechteten Völker. Ihr Leben war in ihren Augen nur noch eine mühselige Bürde, eine freudlose, schmerzhafte Pilgerschaft; die Erde ein Ort der Verweisung, des Anbaus nicht mehr werth. Die Felder wurden allmählich verlassen, die Aecker lagen brach. Alle moralischen Beweggründe zur Fortpflanzung hörten auf; ganze Provinzen entvölkerten sich, die herrlichsten Städte wurden menschenleer, und die kostbarsten Monumente, ohne Theilnahme und darum vernachlässigt, verfielen. Unwissenheit, Aberglaube und Fanatismus der verwilderten

Racen vereinigten ihr Wirken mit dem der vollkommensten Despotie: Verödung, Trümmer und Elend überzogen allmählich das ganze, weite, unglückliche Reich. —

Und so sehen wir jetzt die türkische Alleinherrschaft, gegründet auf die Ruinen des Reichs der Assyrer, Aegypter, der Königreiche Judäa, Syrien, Bithynien, des Pontus und Armeniens; mit den Füßen tretend den Staub der Herrlichkeit der Semiramis und der Kleopatra, der Seleuciden, des Mithridates und so vieler anderer großer Könige, dastehen, eben so verachtet als gehaßt, eben so morsch als kraftlos, gelöst aus allen Fugen, im Begriff zusammenzustürzen durch die Macht empörter Sklaven, durch die Wirkung innerer Kriege und durch die Zerrüttung der Finanzen und aller organischen Theile der Verwaltung; — sichere Beute des mächtigsten seiner Nachbarn, und nur noch durch die Eifersucht anderer Reiche ein unbeneidetes, segenloses Daseyn fristend. Die mißhandelte Menschheit von Asiens Westen, die Urmutter der abendländischen Stämme: *sie* sehen wir ausstrecken die flehenden Hände nach Europa und die Enkel bitten um Erlösung aus dem Elendsabgrund und um die Gabe des Friedens und der Civilisation. Welch ein Scenenwechsel in der Weltgeschichte schauerlichem Drama! —

Wird Europa sein Ohr verschließen dem Hülferuf der Mutter, und gleichgültiger Zuschauer bleiben bei dem jetzigen und künftigen Loose dieser schönen Länder und ihrer Völker? Soll es ihr Schicksal dem Zufall überlassen? Liegt es nicht vielmehr (da die Geschichte uns belehrt, daß undankbare Danaidenarbeit es immer gewesen, wenn man es unternahm, einstürzende Reiche gewaltsam aufrecht zu halten,) im Interesse der Menschlichkeit wie der Politik, daß Europa mit ruhiger Ueberlegung gemeinschaftliche und zeitige Maßregeln beschließe, um zu verhindern, daß die christlichen Völker bei'm Einsturz des Reichs mitbegraben werden, oder die lauernde, schlaue Habsucht das Gleichgewicht in dem europäischen Staatenverein gänzlich zerstöre, das, für Völker und Fürsten gleich beunruhigend, des Nordens Koloß schon so lange bedroht!

Noch deckt die Zeit mit undurchdringlichem Schleier das künftige Loos jener schönen Länder; aber Manches, was vor unsern Augen vorgeht, weckt den großen Gedanken, daß es allerdings der Zukunft beschieden seyn möge, die Völker beider Welttheile, Europa's und Asiens, durch die Bande der Civilisation, durch die Verschmelzung ihrer geistigen und materiellen Interessen, zu *einer* Familie zu verknüpfen. Seit 15 Jahren wirkt England standhaft und mit ungeheuerm Erfolge in diesem Geiste. Vom Delta des Ganges drang binnen so kurzer Zeit europäische Bildung bis zu den Quellen des Indus, bis zu der Mündung des Irawaddi, und über die Eisrücken des Himalaja hin bis in die Hochebnen Thübets. Wohin wir in Asien die Blicke wenden, in die Hauptstädte des „himmlischen Reichs," in die Alpen Cabuls, oder in die Steppen der Mongolen, nach Birmah oder nach Persien, überall sehen wir Gesandtschaften

und Reisende des englischen Gouvernements, oder brittischer Civilisations- und Entdeckungsgesellschaften, gleich thätig, die Wege auszukundschaften und anzubahnen, auf welchen das Riesenwerk, das unermeßliche Asien mit seinen 100 Völkern allmählich der europäischen Kultur zu gewinnen, gefördert werden könne. Aber nicht blos von dieser Seite allein, auch von der entgegengesetzten gewahren wir große Kräfte, die zu gleichem Zwecke sich rüsten. Wir sehen den größten unter den Strömen unserer Halbkugel, das Band, mit welchem der Schöpfer die Herzen beider Continente zu verknüpfen gedachte, das aber eine barbarische Politik niemals zu benutzen erlaubte, seinem natürlichen Zwecke zurückgegeben, und ist erst der Canal, der die Donau mit dem Rhein, das schwarze Meer mit dem atlantischen verknüpft, vollendet, vollbracht das Werk, was den jetzt zu weiten Umwegen gemüßigten Handel zwischen beiden Welttheilen in eine neue Bahn führt, und den direkten Austausch und Verkehr zwischen den Binnenvölkern Asiens und Europa's nothwendig nach sich zieht: — dann wird die Idee, daß einst eine Sonne der Civilisation die Menschheit beider Continente erwärmen werde, auch dem phantasieärmsten Kopfe etwas mehr als Chimäre seyn.

CIX. Suli.

In der Landschaft Albanien umziehen und scheiden gleichsam von der übrigen Erde hohe Gebirgskämme einen Raum von etwa 11 Geviertmeilen, den Kräfte, die nicht der Natur anzugehören scheinen, in schauerlich-prachtvolle Formen drückten. Gegen hundert Felspyramiden, meistens kahles Gestein, steigen aus tiefen, dunkeln Thälern, oder von finstern Schluchten und bodenlosen Abgründen umgeben, empor, in denen man das Rauschen unterirdischer Gewässer hört. „Man denkt ein übrig gebliebenes Stück vom alten Chaos zu sehen," sagt ein reisender Britte.

Es ist diese unheimliche Gegend jene berühmte, in der, nach der Mythe der alten Griechen, die Giganten einst den Himmel stürmten, und wo der Acheron strömt, an dessen Ufern die Geisterschaaren der Verstorbenen irrten. Seit alter Zeit war sie unbewohnt und von Menschen gemieden. Erst zu Anfang des 17ten Jahrhunderts suchten einige christliche Familien aus Albanien, als die Türken mit Feuer und Schwert ihr Vaterland verwüsteten, hier ein Asyl. Allmählich gesellten sich mehre zu ihnen, und gemeinschaftlich erbauten sie dann auf eine der unzugänglichsten Spitzen



SULI

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.



ihrer Berge eine Veste: Suli. An den Engpässen, die über das Gebirge in die Ebenen führten, legten sie Verschanzungen an, und als durch immerwährende Zuzüge von griechischen Flüchtlingen ihre Anzahl auf einige Tausende angewachsen war, errichteten sie Burgen und Castelle auf allen Höhen. Sie bildeten einen Staat, der patriarchalische, rein republikanische Formen hatte. Jeder Hausvater war Herr in seiner Familie, im Staate waren Alle gleich. Für die Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit mußte Jedes, das Waffen tragen konnte, ohne Unterschied des Geschlechts, oder Alters, das Leben einsetzen, und Türkenhaß war Allen ein heiliges Gebot. Gesetzbücher duldeten sie nicht; alle Streitigkeiten wurden nach den Diktaten der Vernunft und allgemeinen Moral geschlichtet. Viehzucht in den engen Thälern, Jagd in den nahen Wäldern, zumeist aber Plünderung der Türken und ihrer Freunde, waren der Erwerb dieses Volkes, in welchem sich, unter den Einwirkungen jener Verhältnisse, bald Wildheit, Unerschrockenheit, Tapferkeit, Ausdauer in Ertragung der härtesten Entbehrungen, List und Schlauheit als allgemeine Charakterzüge kund thaten. Die Sulioten wurden der Schrecken der türkischen Bevölkerung ganz Albaniens und Livadiens, und ihre Raub= und Streifzüge reichten zuweilen bis zum Oeta hin. Vergeblich sendeten die Türken mehrmals bedeutende Heere zu ihrer Vertilgung. Selten drangen die Feinde bis in ihr Gebiet, nie überwanden sie die Vesten, von denen Suli, erweitert und durch neue Werke immer mehr verstärkt, als unüberwindlich angesehen wurde. Ali, Pascha von Janina, schlau, tapfer, ein Teufel in Menschengestalt, der sich vom Bettler zum mächtigsten Vasallen und glücklichsten Rebellen der Pforte aufgeschwungen, verwendete 13 Jahre lang seine Schätze und Heere zur Erdrückung der Sulioten vergeblich; in diesem Kampfe, der einem Romane gleicht, fielen 40,000 Türken von den Kugeln und dem Schwerte der kleinen Schaar; und als die Sulioten, von Hunger und Verzweiflung getrieben, die Vertheidigung ihres Ländchens nicht länger fortsetzen konnten (1803), dann, die Aufopferung des Vaterlandes der Unterdrückung vorziehend, übergaben sie die Burgen gegen freien Abzug, und wanderten mit Weibern und Kindern nach Zephalonia, wo sie eine Freistätte fanden. Ali schleifte die Castelle bis auf die festesten, in welche er Besatzung legte. — Lange Jahre nachher wurde bekanntlich der rebellische Ali von dem Sultan auf's äußerste bedrängt und in Janina belagert. In dieser Noth sandte er seinen Enkel an die Suliotenhäuptlinge nach Zephalonia, versprach ihnen Rückgabe ihres Gebiets und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, und als Bürge dieses Versprechens den Enkel selbst als Geißel, wenn sie ihm gegen die Türken ihren tapfern Arm leihen würden. Nun kamen, unter Führung des kühnen Marco=Bozzaris, die Sulioten herbei, nahmen Besitz von ihrem Berglande und kämpften für Ali mit glänzendem Erfolge. — Erst dann unterlag der alte Tyrann, als er Schurkereien gegen die Sulioten, die er tödtlich haßte, verübte und darauf von diesen verlassen wurde.

Nach Ali's Fall zog der Heerführer der Türken, Reschid Pascha, (1822) unversehens vor ihre Felsenvesten und schloß sie ein. Dem Hunger preisgegeben, übergaben die Sulioten, nachdem alle Subsistenzmittel erschöpft und selbst

die eckelhaftesten Surrogate menschlicher Nahrung aufgezehrt waren, am 4. Sept. ihre Burgen zum zweitenmal den Erbfeinden, doch nicht eher, als bis unter englischer Vermittlung ihnen freier Rückzug nach Zephalonia gesichert worden war. Aus 3000 Köpfen bestand der kleine Rest des Heldenvölkchens, der den englischen Schiffen zuwanderte. Einige hundert junge Feuerköpfe, die sich zur Blutrache gegen die Türken verbrüdert hatten, zerstreuten sich in die Gebirge, da ein Räuberleben führend, ein Schrecken der Türken. — Bald nachher rief Griechenland seine Söhne zur Freiheit. Die Sulioten säumten nicht, vereinigten sich unter Bozzaris, verjagten zuerst die Türken aus ihrer alten Heimath und eroberten ihr geliebtes Suli wieder; dann fochten sie in den Schaaren der Hellenen, und bald galten sie als die Tapfersten im ganzen Griechenheere, und viele der herrlichsten Siege waren ihr Werk. Doch wurde der Sulioten Häuflein immer kleiner, und im Vorgefühle ihres gänzlichen Untergangs weihete sich Jeder dem Tode. In der Nacht des 20. Augusts 1823 überfiel Marco Bozzaris den mächtigen Pascha von Scutari im Lager von Carponissi; verwegen bahnte er sich an der Spitze seiner Fünfhundert blutige Bahn durch zwanzig tausend Türken zu dem Zelte des feindlichen Feldherrn, und im Begriff, diesen mit eigner Hand gefangen zu nehmen, fiel er, von einer Kugel tödtlich getroffen. „Ich sterbe eines Sulioten würdig!" rief der Held, Angesichts des schönsten Siegs, und gab den Geist auf. — Sein Bruder Constantin vollendete die That, die Griechenland damals gerettet hat. 5000 Türken lagen erschlagen, alle Waffen und alles Gepäck fiel in die Hände der Ueberwinder, und die Türken gaben für dießmal den Kampf auf und zogen zu Hause. Noch einmal sah die Sulioten-Schaar die heimischen Berge und ihre verfallenen Vesten wieder; dann erhob sie von neuem das Kreuz. Mit den tapfern Philhellenen focht sie bis zu deren Untergang bei Petta, und dann in der berühmten heldenmüthigen Vertheidigung von Missolunghi. Nur Wenige blieben übrig — und diese Wenigen lösten ihr Todes-Gelübde in den spätern Kämpfen für die griechische Freiheit.

So war denn das Volk der Sulioten, bis auf die schwachen auf Zephalonia geborgenen Reste der Weiber und Kinder, von der Erde verschwunden; aber sein Ruhm und sein Andenken wird dauern, so lange die Tugend aufopfernder Vaterlandsliebe noch Verehrer unter den Menschen findet.

Unser vortrefflicher Stahlstich ist nach einer von Meisterhand an Ort und Stelle entworfenen Zeichnung gefertigt. Er gibt ein treues Bild von der Hauptveste Suli und den umliegenden (zerstörten) Castellen und zugleich einen wahren Begriff von dem Charakter dieser merkwürdigen Gegend.



Stadt-
bücherei
Elbing

LX.



Graf de Laborde del. Grünewald sc.

RUINEN von SELAH (PETRA)

in Arabien

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

CX. Die Ruinen von Petrah (Edom) in Arabien.

Wo bist du, Volk! das mitten in der Wüste der Kunst unvergängliche Denkmale errichtet, und aufgedrückt hat den idumäischen Gebirgen das Siegel seines Genius und seiner Macht? Du antwortest nicht, und ob die Allmacht selbst dich riefe, dich, Edom's Geist, erweckte sie nicht. Was du aber warst, das reden diese Ruinen, wenn auch die Geschichte schweigt, die von dir kaum den Namen bewahrt hat. Groß fürwahr muß das Volk gewesen seyn, dessen Begeisterung es gelang, die Wüste zu bezwingen, das Leben in das Reich des Todes zu tragen, und in der Erde schauerlichste Einöde die höchste Kultur zu verpflanzen.

Eine schmale Schlucht, vielfach gekrümmt, deren Wände aus senkrechten, hohen Felsenmassen bestehen, bildet den Zugang zu der im Bilde dargestellten prachtvollen Szene. Der Reisende sieht, steht, staunt, und fragt sich, ob er nicht träume!

Stelle man sich einen anderthalb Stunden weiten Bergkessel vor, mit 5 bis 800 Fuß hohen Felswänden umgeben, deren wildzerrissene, ungeschlachte Formen mit den düstern Farbetönen des Gesteins schauerlich harmoniren. — Nirgends Baum oder Strauch; nur dürres Gras überzieht den Boden, und zwischen Felsstücken, Trümmern von Gesimsen und Säulen, blüht hie und da die einsame Aloe; aber aus dem lebendigen Felsen ringsum schießen Mausoleen, Tempel rc. rc. auf, alles Werke unbeschreiblicher Pracht und von den edelsten Formen, wie sie die Zeit des Perikles nur gekannt hat. Alle diese Monumente sind, obschon einige tausend Jahre alt, vollkommen erhalten, und viele scheinen erst gestern entstanden zu seyn. Aus dem härtesten Granit gehauen, auf unersteiglichen Felszinnen, und in der Mitte senkrechter Wände errichtet, sind sie gegen den Zahn der Zeit und des Wetters unempfindlich und vor der frevelnden Hand der Menschen geschützt. Nur die Bildwerke, welche sie schmücken, sind vor der Zerstörungslust nicht ganz gesichert; denn es ist Gewohnheit der Beduinen, sie zum Ziele ihrer Schießübungen zu machen, wenn sie auf ihren Zügen hier halten. Die Araber nennen die größten dieser Ruinen „Palläste der Pharaonen," den Ort selbst „die Felsenstadt." — Am Rande des Bergkessels sieht man die sehr merkwürdigen Spuren eines Amphitheaters. Dieses

war aus dem lebendigen Gestein gehauen und geräumig genug, 35,000 Menschen zu fassen. Man schließe hieraus auf die einstige Größe Edom's. Eine Menge unterirdischer Grabhöhlen umgeben jenes Werk; aber von ihrem einstigen Inhalte ist keine Spur mehr vorhanden; alle sind erbrochen und beraubt, schon seit undenklicher Zeit.

CXI. Madrid.

Gern überläßt sich der Menschenfreund den Träumen, die seine Wünsche ihm vorgaukeln; unaufhörlich aber ruft ihn eine grausame Wirklichkeit zum Leiden und Elend zurück. Durch die Kraft seines Geistes überschaut er eines Blickes die Welt; aber gerade auf den schönsten Ländern ruht sein Auge mit Wehmuth. Er sieht die Nationen durch Unwissenheit, Tyrannei und Aberglauben mit Blindheit geschlagen und (denn es steht nicht in der Völker Macht, anders zu empfinden, als lange Zeiträume hindurch ihnen gelehrt worden ist,) durch ihre Vorurtheile und ihre Befangenheit sie selbst des natürlichen Gefühls für Glück und Wahrheit verlustig. So fanden wir auf unsern Wanderungen in dem schönen Hesperien den Italiener, ausgestattet mit glücklichen Anlagen, aber herabgewürdigt als Mensch, ohne Hülfe immerwährender Knechtschaft geweiht. So finden wir jetzt im herrlichen Spanien ein Volk, das begabt ist von der Natur mit ritterlichem Sinn, mit Muth, Beharrlichkeit, Geist, Vaterlandsliebe und Heroismus; aber dieß Volk sehen wir, dumm und geduldig, sich hergeben zum grausamsten Gladiatorenspiel, welches Parteien, von denen keine sein Wohl will, und jede blos ihren Privatvortheil sucht, aufführen; — aufführen vor der civilisirten Welt, welche, zu ihrer und des Jahrhunderts ewiger Schande! herzlos es duldet und niederträchtig es nährt. Geröthet sehen wir den Himmel Spaniens; aber wehe! der Brand der Kirchen und der Städte ist kein Morgenroth! Brautbettleuchten ist's nach der Vermählung der Anarchie mit der Barbarei!

Oder sollte ich irren? Sollte es doch möglich seyn, daß die wahre, volkbeglückende Freiheit, die das Recht bei Jedem und ohne Unterschied ehrt, urplötzlich dem Schooße der Tyrannei und der Unwissenheit sich entwinde?



MADRID

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.



Wollte man das zugeben, dann müßte man auch voraussetzen, daß ein Volk, seit vielen Jahrhunderten aufgezogen in der tiefsten Unwissenheit und in Unterwürfigkeit gegen seine weltlichen und geistlichen Treiber, ein Volk, das gewöhnt ist, alle Macht und allen Besitz im Staate als rechtmäßiges Erbtheil gewisser Stände zu betrachten, daß ein solches Volk, sage ich, vollkommen würdig sey zur Empfängniß und zum Genusse der Freiheit. Es müßten dann die Spanier, der großen Mehrzahl nach, nicht nur ihre Fesseln zersprengen wollen, man müßte auch urplötzlich geheilt sie denken von allem Wahnsinn des Aberglaubens, und unzugänglich den Eingebungen des Fanatismus. Von dem Joch einer von Grund aus verfälschten und betrügerisch gemißbrauchten Lehre, von den Ketten des Beichtstuhls und seinen Schrecken befreit müßte sich die spanische Nation selbst die reinen Lehren der Moral und Vernunft, wie sie Christus der Welt hinterlassen hat, wiedergeben können; Schöpfer ihrer Regeneration müßte sie sich frei halten vom Geiste des Schwindels, der Habsucht, der Ungerechtigkeit, der Rache; sie müßte gelernt haben, ihre Obrigkeit zu gleicher Zeit zu richten und zu ehren. Bei der plötzlichen Reform eines in Mißbräuchen so alt gewordenen Staats müßte Jeder seinem gewohnten Platz entrückte Einzelne Entbehrungen und das Unbequeme des Neuen geduldig hinnehmen: mit einem Worte, das spanische Volk müßte muthig und einmüthig seyn, seine Freiheit zu erobern, einsichtsvoll genug, um sie zu befestigen, kaltblütig und bescheiden genug, um sie zu ertragen, mächtig genug, um sie zu vertheidigen, und großmüthig genug, um sie zu theilen: Bedingungen, welche ein ungebildetes Volk niemals erfüllen kann. Nein! der wahren Freiheit goldene Frucht reift keiner Nation am vorübergehenden Phrasenfeuer einiger Redner; sie bedingt frühe, gesunde Aussaat voraus und in günstigem Boden, sorgsame Pflege, langsames Wachsen bei warmem Sonnenscheine und befruchtendem Regen; zur Reife, und nur zur Reife — Gewitter. Seht auf Nordamerika! Erst nach eines vollen Jahrhunderts Aussaat und Wartung hat es geärntet. Ein volles Jahrhundert lang arbeitete das Volk beständig an seiner politischen Durchbildung, und erst als sie vollendet war, nachdem schon zwei Generationen großgezogen worden in den reinen Grundsätzen des Republikanismus, nachdem das Volk die Beweise seiner Mündigkeit vor aller Welt abgelegt hatte, stand es auf, ein Herz und eine Seele, und erklärte sich — männlich, ernst und ruhig — für frei. Und was es erklärt hatte, verfocht es, mit ausdauernder Begeisterung, acht Jahre lang siegreich gegen die größte Uebermacht, mit der jemals ein aufgestandenes Volk zu kämpfen gehabt hat. Sein Weg war bestimmt der längste und beschwerlichste; aber er führte zum Ziele. Jeder andere wird immer mehr oder weniger fern von demselben bleiben; eine Wahrheit, für welche es keine warnendere Beweise geben kann, als die Geschichte der Revolutionen unserer Tage. —

Madrid gewährt von jeder Seite her eine imponirende Fernsicht. Die spanische Hauptstadt liegt sehr hoch (2200 Fuß über die Meeresfläche), auf einem unebnen, steilen Plateau, eine Art Campagna, die, rauhen Klimas und allen Winden ausgesetzt, fast baumlos, überall einen freien Blick auf die große, compakte Häusermasse zuläßt. Zahlreiche Thürme und Kuppeln, hohe Kirchen und Palläste überragen diese, und erwecken in weiter Entfernung schon die Vorstellung von der Pracht und dem Reichthum der Metropole eines großen Reichs. Je näher man kömmt, je mehr streckt die Häusermasse sich aus, je mehr nimmt die Vorstellung ihrer Größe zu; aber um so störender fällt dann auch der Contrast des Oeden, des Eintönigen und Unmalerischen der Gegend auf. Rechts und links vom Wege sieht das Auge, so weit es reicht, nur dürftige Weizenfelder, — keine lachenden Landsitze, keine aus Orangenhainen schimmernden Quinta's, die gewöhnlichen und so aufheiternden Zeugen von dem Wohlstande und der Sinnigkeit der Bevölkerung der großen Städte des Südens. Nicht einmal in der unmittelbaren Nähe der Residenz gewahrt man etwas von jenen zahllosen, kleinen, freundlichen Wohnungen mit Gärten, welche während der schönen Jahreszeit einen immer blühenden und duftenden Gürtel um die europäischen Hauptstädte bilden, und die dürren Weizenfelder verlassen den Reisenden kaum eher, als bis er Madrid selbst betritt. Auch nicht früher sieht man etwas von der Hauptstadt Bevölkerung. Ein paar hundert Schritte EXTRA MUROS ist's schon so stille und einsam, daß man sich mitten in der Sierra, hundert Meilen von dem Orte denken könnte, in dem 160,000 Menschen wohnen, und welcher der Centralpunkt für die Macht und den Glanz des Reichs, und der gewöhnliche Aufenthalt des Hofes ist.

Madrid, modernen Ursprungs, hat gegen 8000 Häuser, die in ein unregelmäßiges Viereck von vierstündigem Umfang zusammengebaut sind. Vor Karl V. Zeit war es eine kleine Landstadt; die Laune dieses Monarchen erhob sie, um ihrer Lage im Mittelpunkt des Reichs willen, zur Hauptstadt, und unter seiner und seines Sohnes Philipp II. Regierung erreichte sie schnell ihre jetzige Größe. Darum gehören die meisten Gebäude jener Zeit an, und tragen ihr Gepräge: Schwerfälligkeit und Dauer. Die alte königliche Residenz brannte 1733 ab, und wurde seitdem in neuitalienischem Style wieder aufgebaut. Sie ist ein nobles Viereck, 500 Fuß lang auf jeder Seite, und macht, frei auf einer Anhöhe stehend, eine große Wirkung. Ihr gegenüber ist das Sommerschloß BUEN RETIRO, mit verfallenen Gartenanlagen. Ein aus großen Alleen bestehender, reich mit Springbrunnen gezierter Spaziergang — der Prado — macht den Lieblingsort der Madrider aus, und ist für sie das, was der Prater für Wien, oder der Regents- und Hydepark für London ist. Hier versammelt sich an heitern Tagen die Madrider Welt, ohne Unterschied der Stände, zum Genuß der freien Luft, und um zu sehen, oder sich sehen zu lassen. Nahe dabei ist das Amphitheater zu den Stiergefechten. — Entfernter prangen die königlichen Lustschlösser Pardo und Casa del'Campo, mit schönen Gartenanlagen. — Madrid hat eine Universität, seit 1770 gegründet, und trotz sehr man-


Stadt-
bücherei
Elbing



SMYRNA
in Kleinasien

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

gelhafter Einrichtung, gegenwärtig die besuchteste Spaniens. 13 Academien für alle Zweige der Kunst und der Wissenschaft verzehren reiche Dotationen; aber von ihrem praktischen Nutzen hört man noch weniger, als von dem so vieler andern außerspanischen ihrer Gattung. Das königliche Museum ist an Gemälden der größten Meister eines der reichsten der Welt; und die königliche Bibliothek, früher schon an Handschriften und alten Drucken so bedeutend, hat durch die Aufhebung der spanischen Klöster einen unermeßlichen, aber noch ungeordneten Zuwachs literarischer Schätze erworben, die in ruhigern, künftigen Tagen der gelehrten Welt kostbare Ausbeute versprechen. Gewerbe und Handel beschränken sich, bei der ungünstigen Lage von Spaniens Hauptstadt, fern von schiffbaren Strömen, auf die Consumtion. —

Zu den politischen Veränderungen, welche Spanien seit einem Viertel=Jahrhundert so häufig heimsuchen, gab die bewegliche Bevölkerung von Madrid meistens den ersten Anstoß. Ihr von der Geistlichkeit geleiteter Aufstand gegen die Franzosen am 2. Mai 1808 war das Signal zur Schilderhebung der ganzen Nation, an der sich zuerst Napoleons Glück und seine Macht gebrochen hat. Auch an der neuesten Veränderung in der spanischen Politik haben die Madrider großen Antheil, und welche Hauptrolle die Hauptstadt in der Revolution, an deren Abgrund Spanien hingedrängt ist, spielen wird, ist leicht zu ermessen. Madrid ist für Spanien der Heerd des wilden, unächten Freiheitsschwindels, wie Paris für Frankreich es war, und seine Aeußerungen werden dort nicht weniger furchtbar seyn.

CXII. Smyrna.

Diese große, volkreiche und uralte Handelsstadt liegt an der Westküste Natoliens im Hintergrunde einer reizenden Bay, welche sie — ähnlich einem Amphitheater, in welchem die Häuserterrassen die Sitze vorstellen — umfaßt. Von Griechen aus Ephesus gegründet, kam sie abwechselnd unter die Herrschaft der Aeolier, Jonier und Lydier. Diese zerstörten sie. Lysimachus, (nach Andern Alexander,) baute sie wieder auf, und im Laufe der nächsten Jahrhunderte erhob sie sich zum reichen Mittelpunkte des Klein=asiatischen Handels. Die Künste blüheten, prachtvolle Gebäude erfüllten die Stadt, und für sinnlichen Lebensgenuß trat sie an die Stelle des alten Sardis.

Als das Römerreich verfiel, nahm auch Smyrna an Volkszahl und Wohlstand ab. Der Handel zog sich weg, die Kaufleute wanderten ihm nach, und in den langen verwüstenden Kriegen, welchen, nach dem Einbruch der Araber, und später der Türken, Kleinasien preis gegeben war, ging Smyrna durch Brand, Plünderung und Pest gänzlich zu Grunde. Im 13. Jahrhundert lag es in Ruinen, völlig verlassen. Erst nachdem sich die Türken zu unbestrittenen Herren des ganzen römischen Ostreichs aufgeschwungen hatten, gab Smyrna's vortreffliche Handelslage zu neuen Ansiedelungen Anlaß und allmählig gelangte es wieder zu Größe und Wohlstand. Es ist gegenwärtig die wichtigste Handelsstadt des türkischen Asiens. Einwohner zählt es etwa 100,000; zur Hälfte sind's Türken, ein Viertheil Griechen, der Rest Armenier und Juden. Außerdem wohnen Kaufleute aller Nationen hier, von denen die europäischen ein eignes Quartier, die Frankenstraße, inne haben, in welcher das Leben, mehr als irgendwo im Orient, europäisches Gepräge trägt. Alle Seemächte unseres Welttheils unterhalten hier Konsuln und sämmtliche christliche Hauptsekten, bei freier Religionsübung, Kirchen und Kapellen. Die armenische und griechische steht jede unter einem Erzbischof; ein Bischof steht der katholischen vor. Die englischen, die schottischen, die französisch-reformirten und die deutsch-lutherischen Christen sind in Gemeinden vereinigt und haben ihre Kapellen und Prediger. Auch alle morgenländische Glaubensmeinungen besitzen in Smyrna Tempel für Gebet und Gottesverehrung.

Die Stadt ist nach allen Seiten offen und ohne Festungswerke. Eine Citadelle, das Werk venetianischer Baumeister aus der Byzantinerzeit, welche auf einem Felsen nahe bei der Stadt stand und sie vertheidigte, ist längst nur noch eine malerische Ruine, die, der berühmten Aussicht wegen, kein Reisender unbesucht läßt. Von dieser Höhe (der nämlichen, von welcher aus unser Bild gezeichnet wurde,) übersieht man das Amphitheater der Stadt, das Gewühl des Hafens, die herrliche Bai, welche sich wie ein weißschimmerndes Tafeltuch zu den Füßen des Beschauers ausbreitet; ferner die Begräbnißstätten mit den langen Zypressenalleen, die anmuthigen Gelände und grünen Gründe, besäet mit schattigen Gärten und freundlichen Landhäusern, über welche sich ostwärts eine großartige Berglandschaft terrassenartig aufthürmt. Nach Süden fällt der Blick in ein tiefes, blumiges Thal, das sich über eine Stunde weit der Höhe zuwindet. Der krystallhelle Meles durchströmt es seiner ganzen Länge nach, und in der Mitte des Thals überspannt ihn eine alte, weißgraue Steinbrücke, die sogenannte Karavanenbrücke, über welche die langen Kameelzüge mit den Waaren Indiens, Persiens, Arabiens und Syriens beladen ununterbrochen vorüberziehen. Dieses Thal ist berühmt als der Lieblingsaufenthalt und wahrscheinliche Geburtsort Homer's. — Noch zeigt man die Stelle, wo das Haus seiner Aeltern gestanden haben soll, und die sogenannte Schule des Homer, einen Felsen, in dem man Bänke ausgehauen sieht. Es ist ein romantisches Plätzchen, mit uralten Platanen beschattet, unter denen eine köstliche Quelle hervorsprudelt, mit freier Aussicht auf's Meer.

Das Innere von Smyrna bewahrt keine Spur von den Prachtdenkmälern der Baukunst, wegen welcher es im Alterthume so berühmt war. Wo sonst die Tempel, das Homerium, das Gymnasium, die Bibliothek, die Rennbahnen, Amphitheater, Thermen und Monumente, auf Plätzen oder in regelmäßigen Straßen sich erhoben, findet man schmuzige Gassen, elende und leicht von Koth und alten Bautrümmern zusammengeklebte Häuser und das Gewühl einer größtentheils armen, zerlumpten Bevölkerung. Es ist hier wie überall in der Levante; nur die Natur und die Erinnerung haben wahren Reiz.

Smyrna's Großhandel zur See ist in den Händen der Franken; in den noch weit bedeutendern Binnenverkehr theilen sich Armenier und Juden, unter denen es unermeßlich reiche giebt. — Für Europa sind Zucker, Tücher und wollene und seidene Zeuge die wichtigsten Importen; und unter den Ausfuhrartikeln stehen Rosinen, Baumwolle, Droguerien und rohe Seide oben an. Die hiesigen Teppichfabriken liefern für den asiatischen Verkehr große Quantitäten und ihre Waare ist als die beste im ganzen Morgenlande geschätzt.

Werfen wir noch, ehe wir Smyrna verlassen, einen Blick auf seinen Bazar. Der ihm angewiesene ungeheuere Raum ist in regelmäßige Gassen eingetheilt, in denen sich Laden an Laden reiht. Hier, wo man alle Natur= und Kunstprodukte des Morgen= und Abendlandes ausgelegt findet, begegnet man Menschen aus allen Völkern, die in malerischen Gruppen und in den mannichfaltigsten Trachten und Hautfarben stets hin und her wogen. Man sieht die armenischen, persischen, nubischen und tartarischen Kaufleute, die mit den Karavanen aus den entferntesten Gegenden kommen, die Cargadeurs und Agenten der europäischen Handelsschiffe, die Pilger aus Mekka mit den grünen Prophetenturbanen, den grandiosen Türken, den kriechenden Juden, den schlauen, scheuen Griechen, christliche Mönche und mohamedanische Derwische, Weiber und Mädchen jeder Farbe und Abstammung. In einer besondern Abtheilung werden die Haremsartikel, die köstlichen Spezereien aus Arabien, Persien, Hindostan und Aegypten verkauft, welche die Luft in ein Meer von Wohlgerüchen verwandeln. Hier sieht man auch die bunten Kinderspiele aus Nürnberg, die parfümirten Handschuhe und künstlichen Blumen aus Paris und Genua, und Zeisige und Blutfinken aus Tyrol und Thüringen zu hunderten, die in glänzenden Käfigen zwitschern. Diese kleinen gefiederten Sänger deutscher Weisen werden meistens in die Harems der Großen verkauft, die sehr unglücklichen Frauen zu ergötzen und ihnen die Langeweile zu kürzen.

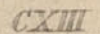
CXIII. Pisa, im Toskanischen.

Begleite mich, Leser, in das prachtvolle, weltberühmte, — todtenstille Pisa! Wer hörte nicht von dem Ort, der einst so viel Helden zählte, als Bürger? Und wüßten Viele auch sonst nichts von ihm, wer kennt es nicht als das Vaterland des Ugolino, dessen Schauergeschichte Dante mit Flammenzügen schrieb, und welche die tragische Muse unsers unsterblichen Gerstenberg begeisterte!

Pisa, am Arno, (unfern von dessen Mündung) ist älter als Rom, vielleicht die älteste Stadt Italiens. Die Sage bestimmt das dritte Jahrhundert vor der Zerstörung Troja's als Zeit seiner Gründung, und Aristoteles nennt als seine Stifter die Ligurer. Es wurde unterjocht von Rom im Jahre 300 vor Christo, und bekam in den Zeiten der Republik die Rechte einer Munizipalstadt.

Bei'm Verfall des Römerreichs machte sich Pisa frei und gab sich eine republikanische Verfassung. Viele vornehme und reiche Geschlechter Italiens flüchteten vor den Stürmen der Barbaren in seine Mauern, und vermehrten die Macht des jungen Staats. Als die Zeiten ruhiger wurden, machten die Pisaner den Arno schiffbar, gruben seine Mündung zum Hafen aus, und durch den Reichthum, den der Handel herbei führte, blühte es schnell zur herrlichsten Stadt Oberitaliens auf. Es erhob sich zur größten Seemacht im Mittelmeere. Zu einer Zeit, wo Alles vor den Seeräubern bebte, wagte es allein den verwegenen Kampf mit den Sarazenen, damals der Schrecken der christlichen Welt. Sieg auf Sieg errang es über die Gefürchteten, welche ganz Italien zu erobern trachteten. 1017 befreite es Sardinien, 1050 Korsika und die Balearen aus ihren Händen; — in blutigen Kämpfen rang es um die Befreiung Siziliens, erstürmte Palermo und trug die Fahne des siegreichen Kreuzes kühn nach Afrika in der Sarazenen Heimath. Jahre lang stritten dort seine Heere; — Karthago wurde erobert; und als die abendländischen Christenfürsten auszogen mit ihren Völkern zur Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Moslims, da schickten die Pisaner ihre Flotten und Heere zum Beistand, und diese gaben oft den Ausschlag zum Sieg. Zweimal entsetzten sie Alexandrien, das Kornmagazin für die Christen in Palästina.

Auch in Ober-Italien erweiterte die Mächtige ihr Gebiet; aber nicht durch Waffengewalt, sondern durch die Macht des friedlichen Fleißes. Die weite Maremma, welche sich bis Piombino ausdehnt, wurde ausgetrocknet von



PISA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger



den Pisanern, und der stinkende, pesthauchende Morast in eine fruchtbare Landschaft verwandelt, welche sich mit freundlichen Flecken und Dörfern und den Landhäusern der Städter anfüllte. Jetzt ist diese, seit Jahrhunderten von der pflegenden Hand des Fleißes verlassen, wieder eine Wüste.

Zur See und im Welthandel überstrahlte Pisa lange seine Nebenbuhlerinnen Venedig und Genua. Es gründete Kolonien in der Levante, an der griechischen Küste und an den Ufern des Euxinischen Meers. Sein Reichthum häufte sich zu einer fast fabelhaften Größe an. Im 13ten Jahrhundert zogen 40,000 Bürger, in ritterlichem Schmuck und gerüstet, aus seinen Thoren, und 160 Kriegsschiffe beschützten auf allen damals bekannten Meeren seinen Handel. Niemals sah man die Freiheit üppigere Früchte tragen.

Aber das Glück ist nirgends zu fesseln; auch das Pisa's war nicht von Dauer. Die kleineren Fehden, welche die Kräfte der jungen Republiken Oberitaliens anfänglich wohlthätig entwickelten und reiften, arteten endlich in kräfte-verzehrende, erbitterte Kriege aus. Die eifersüchtigen Gemeinwesen entbrannten gegen einander in tödtlichen, durch nichts zu versöhnenden Haß. Die schwächeren suchten Hülfe bei auswärtigen Mächten und wurden deren Werkzeuge zur Nährung der Uneinigkeit. Die Freiheit ging unter in diesen Verhältnissen. Ueberall erhoben sich Tyrannen.

Die mächtigsten gingen aus den Familien der Guelfen und Ghibellinen hervor. Beide rangen nach nichts geringerem, als nach der ausschließlichen Herrschaft in ganz Oberitalien. Alle Städte nahmen für die eine, oder andere Partei. Pisa schlug sich zu der der Ghibellinen, und kam dadurch mit den Nachbarn, Florenz, Lucca und Siena, welche den Guelfen anhingen, in tödtlichen Kampf. Genua, das, mächtig und reich, neidisch und eifersüchtig seit langer Zeit auf Pisa's größern Glanz war, benutzte den günstigen Zeitpunkt, und erklärte diesem den Krieg. Unversehens griff es seine Kolonien an, hinterlistig seine Flotte, und schlug sie auf's Haupt. Zur Häufung des Unglücks war in Pisa's Mauern Zwist unter den Bürgern, blutige Parteiung unter den mächtigen Geschlechtern. Während die Hälfte der Pisaner sich draußen gegen die vielen Feinde schlug, färbte die andere Hälfte in brudermörderischem Kampfe die Straßen mit Blut. Ugolino, Haupt der Familie Gherardeska, warf sich zum Herrscher auf, und als die Guelfen, das siegende Florenz an der Spitze, ihn anerkannten als solchen, nahm Pisa das Joch.

Nicht für lange. Die Bürger standen auf — Ugolino floh. Er kehrte zurück an der Spitze eines zahlreichen Guelfenheers. Verrath und Zwietracht öffneten ihm die Thore, und das Henkerbeil nahm an den Rädelsführern Rache. Nach scheinbar hergestellter Ruhe zogen seine Verbündeten wieder ab; aber kaum wußten die Pisaner sie fern, so brach der Aufstand von neuem und schrecklich los. Ugolino wurde ergriffen, sammt seinen 3 Söhnen in einen Thurm geworfen und dem fürchterlichen Hungertode preisgegeben! — So schrecklich rächte

das Volk die Unterdrückung. Aber furchtbarer noch hat die Nemesis dem Volke die Schandthat vergolten! — Auf die Nachricht von Ugolinos Schicksal vereinigten die Guelfen ihre Heere, und zogen, 80,000 Mann stark, vor Pisa, dessen Volksmenge in den langen Kriegen und durch eine verheerende Pest auf die Hälfte der früheren Anzahl gesunken war. Es wankte der Muth der Pisaner demungeachtet nicht; sie trieben die Angreifer zurück und schlugen sie in mehren Treffen. Aber jedem Siege folgte größere Erschöpfung, und unfähig, dem sich immer erneuernden Guelfenheere länger mit Erfolg zu widerstehen, flüchtete sich die bedrängte Stadt endlich unter des mächtigen Mailands Schutz. Dieses aber verhandelte die unglückliche Schwester, gleich einer Sklavin, um eine große Geldsumme an die Familie Viskonti, von der Florenz sie, unwürdiger noch, um eine größere Summe wieder erstand. Die Unterhandlungen waren so geheim gehalten worden, daß die Pisaner nicht eher davon Kunde erhielten, als bis ein florentinisches Besatzungsheer vor den Thoren erschien, und Abgeordnete von Mailand und der Visconti's die Uebergabe an dasselbe begehrten. Da rafften die Pisaner ihre letzte Kraft zusammen! Ein Entschluß, der, Alles für die Freiheit zu wagen, begeisterte die ganze Bevölkerung. Sie stürzte den schon eindringenden Florentinern entgegen und trieb sie nach furchtbarem Kampfe in die Flucht. Jedoch dreifach verstärkt kamen diese wieder, und die auf das engste eingeschlossene, auf eine Belagerung nicht vorbereitete Stadt war bald aller Lebensmittel baar. Der Hunger und sein Gefolge, Pest und Seuchen, frassen ihre Vertheidiger auf, welche das feindliche Schwerdt nicht zu berühren wagte. — Pisa fiel (1406), und die Uebergewalt erzwang sich von den Ueberwundenen Gehorsam. Vielen aber schien der Verlust der Freiheit unerträglich. Ueber 7500 Familien, die wohlhabendsten und mächtigsten, wanderten aus.

88 Jahre herrschten die Florentiner. Pisa's Reichthumsquelle war verstopft, der Handel war geflohen vor den Stürmen des Kriegs; Pisa's Flotten waren vernichtet, seine Colonien verloren gegangen, und von 40,000 waffenfähigen Bürgern kaum 10,000 noch übrig. Es glich einer Eiche, welcher der Blitz die Zweige abgeschlagen. Die äußere Pracht war hin, nur im Stamme trieb noch frisches Leben. Als Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, zu streiten um dessen Herrschaft mit dem Hause Habsburg, da brach der verhaltene Geist der Pisaner von neuem in Aufruhrsflammen aus — die Florentiner wurden erschlagen oder verjagt, und aufgerichtet wieder die alte Republik. Schnell zu grausamer Rache rüstete sich das zwanzigfach mächtigere Florenz, damals auf dem Gipfel seiner Größe. Heer sandte es auf Heer, und ein Kampf entstand zwischen dem Heldenmuth und der Uebermacht, den rühmlichsten im alten und neuen Hellas zu vergleichen. Die Pisaner überwanden die Florentiner in mehren Feldschlachten und gewannen ihr ganzes ehemaliges Gebiet wieder. Florenz, betäubt von so unerhörtem Erfolge, zeigte sich zum Frieden geneigt; jedoch voll Eifersucht und Mißtrauen sahen Fürsten und Republiken Italiens das Wiederaufstehen des alten Freistaats. Sie boten Pisa ihre Vermittlung an und — riethen zur Unterwerfung. Drohungen folgten dem verworfenen Rathe, und Pisa sah sich von neuen Feinden umringt. Auch in dieser prüfenden Lage blieb es unerschüttert. Für die Freiheit eher zu sterben, als sie zu opfern, schwuren die Bürger in allgemeiner Versammlung.

Die Florentiner waren nicht säumig, Pisa's Entschlossenheit zu prüfen. Im Bunde mit andern Staaten drangen sie, mit gewaltiger Heeresmacht, von verschiedenen Punkten her auf die ihrer Mauern und Wehren während der Zeit der Unterdrückung beraubte Stadt. Am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung ihren Anfang. 80,000 zählte das Heer der Verbündeten. Eine auch nur 14tägige Abwehr schien schon eine Unmöglichkeit. Aber während die Männer mit eisernem Muthe die verwüsteten Mauern und die verschütteten Gräben vertheidigten und die unaufhörlichen Stürme zurückschlugen, schanzten die Frauen und Kinder hinter ihnen an neuen Werken. Einst, als der Feind eine Bastion genommen hatte, warfen sich die Weiber den schwankenden Männern mit entblößter Brust entgegen, und den Tod fordernd, trieben sie solche verzweiflungsvoll zum Sturme der verlassenen Werke zurück. Durch solche Thaten ward die Stadt gerettet. Als 20,000 der besten Krieger den Florentinern gefallen waren, hoben diese die Belagerung auf (am 4. September) und zogen ab. — Die kurze Waffenruhe, welche folgte, benutzten die Pisaner klüglich, ihre Stadt auf das stärkste zu befestigen und große Vorräthe von Lebensmitteln in dieselbe zu schaffen, wohl wissend, daß die Erbfeinde ihnen keine lange Rast lassen würden. Und so geschah's. Die Florentiner riefen ein französisches Heer, dem gelingen sollte, was sie selbst vergebens versucht hatten. Es kam, 30,000 Mann stark; doch die Belagerung endigte, wie die erste, zum Verderben der Angreifenden. Nun hatten die Pisaner Ruhe bis zum Jahre 1504. Da unternahm Florenz zum drittenmal Pisa's Belagerung, mit der furchtbarsten Heeresmacht, die es je in's Feld geführt. 20,000 Landleute wurden verwendet, um den Arno abzugraben, der die Gräben der Stadt mit Wasser füllte. Durch tägliche Ausfälle wurde dieß listige Unternehmen jedoch vereitelt. — Unter wiederholten Angriffen, die stets abgeschlagen wurden, verstrich ein halbes Jahr; am Ende geriethen die Befehlshaber der Belagerer unter sich in Streit und letztere zogen abermals ab. Im nächsten Jahre versuchte man eine vierte Belagerung mit gleichem Erfolg. Ihr folgte eine fünfte, die jedoch nicht mehr die Eroberung des Platzes durch Waffengewalt, sondern durch Hunger zum Ziele hatte, und in einer engen, undurchdringlichen Einschließung bestand. Drei Jahre hielten die Pisaner aus unter den furchtbarsten Entbehrungen. — Wie einst in Jerusalem sollen Mütter ihre Kinder geschlachtet, ja Väter sich selbst ermordet haben, um ihren Angehörigen Nahrung zu verschaffen! Gespenstern gleich schlichen die Ausgehungerten auf den Mauern und Wällen umher, und am Ende waren kaum noch 3,000 übrig, fähig die Rüstung zu tragen. Vergeblich forderten die Verzweifelnden ihre Peiniger zum Sturme auf, um mindestens den leichtern Kriegertodt sich zu erkämpfen. Die Florentiner gingen nicht aus ihren Verschanzungen, welche die Stadt undurchdringlich umgürteten, ihrem mächtigen Alliirten, dem Hunger, die Eroberung überlassend. — Als nun die letzten Reste der Nahrungsvorräthe vertheilt und aufgezehrt waren, als die letzte Hoffnung, das Unabwendbare abzuwenden, verschwunden war, übergab man (am 8. Juni 1509) den Florentinern die Stadt. So fiel Pisa — und es hörte für immer auf, frei und selbstständig zu seyn. — Auf seinem Ruin, der von Jahr zu Jahr fortgewachsen ist, erhob sich Florenz und die Macht Toskana's. Dürftigkeit trat an die Stelle des grenzenlosen Reichthums, und die Zahl seiner Bewohner, einst 180,000, ist im Lauf der Jahrhunderte bis auf 18,000 geschwunden.

Das heutige Pisa ist ein immer noch sehr stattlicher Ort. Schon von fern nimmt sich die blendend=weiße Stadt mit ihrem majestätischen Dome und dem sonderbaren, schiefen Thurme, im Schooße des breiten Arnothals, von Orangenhainen umgeben, herrlich aus. Alle Zugänge sind mit Oliven und schattenden Platanen eingefaßt, und Rebenguirlanden schlingen sich von einem Baume zum andern. Eine zauberische Atmosphäre, deren Durchsichtigkeit und Reinheit den Fernen die brilliantesten Farbentöne verleiht, und das auffallend Stille und Menschenleere machen die Landschaft zur eigentlichen Heimath der Poesie und Kunst. Man fühlt die Nähe der großen Schatten von Cimabue und Giotto, der Gatti's, des Michel Angelo, von Galilei, Dante, Bokkaz und Petrarka.

Und was sich in der Ferne so schön ausnahm, verliert in der Nähe nichts von seinem Glanze und seinem dichterischen Reiz. Die Gärten verlassend, betreten wir eine Marmorbrücke, und die vom Arno getheilte Stadt breitet sich vor uns aus. Rechts und links am Strome erheben sich pallaståhnliche Häuser, und drei Brücken verknüpfen die mit massiven Kayen eingefaßten Ufer. In dieser prächtigen Straße (Lungharno, der Gegenstand des Stahlstichs,) ist alles, selbst das Pflaster, Cararischer Marmor. Schweigen herrscht auf dem Flusse und in der Straße ist's leblos; schweres, eisernes Gitterwerk sichert die Fenster der Erdgeschoße und erinnert an die unruhige, große Vergangenheit; hie und da rankt Epheu hinein, oder immerblühendes Geisblatt; aber doch ist alles so ganz, doch scheint alles so neu, als hätte die Kelle die Mauern erst gestern verlassen, und die Stadt harre blos des Einzugs ihrer Bevölkerung. Nur in den entlegenen Stadttheilen ist die Oede mit unheimlichen Gefühlen verbunden. Binsenartiges Gras bedeckt dort Gassen und Plätze, und manches verschlossene, unbewohnte Haus hat das Gepräge des Verfalls. —

Pisa besitzt sehr berühmte Prachtgebäude, unter welchen der Dom die erste Stelle einnimmt. Ganz von Marmor und von ungeheuerer Größe, gibt er Zeugniß von dem unermeßlichen Reichthum der Pisaner zu einer Zeit, als Venedigs und Genua's Glanz erst im Keimen war. Er ward im 11ten Jahrhundert in griechischem Styl und von griechischen Baumeistern aufgeführt, in Form eines Kreuzes, dessen Länge 400, und dessen größte Breite 260 Fuß mißt. Das Langhaus hat 5 Schiffe, durch 38 Porphyrsäulen getragen, deren größte 102 Fuß hoch sind. Die innere Ausschmückung durch Malerei und Sculptur machen diese Kirche zu einem Tempel der Kunst.

Nahe dabei steht der berühmte, schiefe Glockenthurm des Doms, mit seiner schraubenförmig sich bis zur Höhe von 150 Fuß sich aufwindenden Säulengallerie, das Werk eines deutschen Meisters, Wilhelm von Insbruck. Alle Thürme Pisa's stehen übrigens, des nachgebenden Sandgrundes wegen, etwas aus dem Lothe. Die Taufkirche (BAPTISTERIO) steht auf dem nämlichen Platze. Erbaut im 12ten Jahrhundert gilt sie als das schönste Muster des byzantinisch=gothischen Styls.

Für Pisa's Stolz aber, für sein CAMPO SANTO, widmen wir einen besondern Artikel in unserm nächsten Hefte.





RUINEN von TYRUS

(Tor) in Syrien.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts. in Hildbh.

CXIV. Die Ruinen von Tyrus.

Ermüdet von dem unablässigen Eroberungs- und Verwüstungsstreben der Nationen, welches die alte Geschichte in Blut taucht, verweilen wir gern bei dem Andenken eines Volkes, welches nicht durch das Schwert, sondern durch die Werkzeuge friedlicher Kunst seine Größe gebaut hat.

Klein von Umfang war das Reich der Phönizier! Eine kaum 250 Geviertmeilen große, unfruchtbare Küstenstrecke Syriens machte ihr ganzes Gebiet aus; aber durch den Vorsprung, den sie vor allen andern Nationen im Handelsruhme und in allen Künsten des Friedens gewannen, machten sie ihr kleines Reich zu einem der merkwürdigsten auf Erden.

Schon zu den Zeiten Jacobs glänzte Sidon, das phönizische Stammhaus; aber in den Tagen Josua's war Tyrus größer, welches unter allen phönizischen Städten den geräumigsten und sichersten Hafen hatte, und die unternehmendsten und kühnsten Seefahrer besaß. Es zog den Reichthum in überschwenglicher Fülle an sich. Nicht blos die Produkte der einheimischen Industrie sammelten sich dort zur Ausfuhr, sondern auch die Erzeugnisse Aegyptens, Arabiens, (durch die Vermittlung Petra's), Indiens, China's, der taurischen, kaukasischen und nordischen Länder, der Küstengebiete des mittelländischen Meers, und alles Das, was kleinasiatischer und syrischer Kunstfleiß hervorbrachte. Von hier aus gelangte es weiter zu allen Völkern von Afrika und Europa, die durch die Phönizier die Bequemlichkeiten und feinern Bedürfnisse des Lebens kennen lernten, und von der Rohheit und tiefsten Barbarei zu humaner Sitte und Bildung geleitet wurden. Da es oberster Staats-Grundsatz der Phönizier war, niemals gewaltsam einen Vortheil zu erlangen, so waren die Nationen, die sie besuchten, immer bereit, Kolonien und Niederlassungen des Volks bei sich aufzunehmen, welches sie immer als ein friedlich gesinntes gekannt hatten. Schon 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung fingen die Auswanderungen aus Tyrus und Sidon an, und aus ihren unzähligen Niederlassungen an den Küsten des persischen und arabischen Meerbusens, Griechenlands, Siciliens, Frankreichs, Spaniens, Nord- und Westafrikas, und auf den Inseln des Archipels, ergoß sich ringsum eine Fülle des Lichts und des Lebens. Tyrer gründeten in Aegypten selbst eine Niederlassung im innern Lande, und ein ganzes Quartier des königlichen Memphis war von ihnen bewohnt. Ja, unter den Auspizien des ägyptischen Königs Necho sollen sie sogar Afrika umschifft haben, und gewiß ist, daß ihre Karavanen die große Wüste durchdrangen und die Völker und Städte am Niger besuchten. — Alle Niederlassungen durften sich frei zu selbstständigen Gemeinwesen ausbilden (denn das Mutterland forderte keine Abhängigkeit), und aus mehren entkeimten im Laufe der Jahrhunderte, als längst ein grausames Verhängniß die Mutterstädte zertrümmert hatte, mächtige Reiche; z. B. Carthago.

Sieben hundert Jahre hatte Tyrus geblühet, und während so langen Zeitraumes nie einen Feind an seinen Mauern gesehen. Selbst als die Schwesterstädte der Assyrer Macht (unter Salmanassar) unterlagen, behauptete es glorreich, nach Vernichtung der feindlichen Seemacht, seine Unabhängigkeit. Aber jetzt (um das Weltjahr 3380) überzog der fürchterliche Nebukadnezar, König von Babylon, mit einem ungeheuern Heere das unglückliche Syrien, damit er die Küsten des mittelländischen Meeres seinem Reiche gewönne. Nach einem kurzen Kampfe stürzten die alten mächtigen Reiche Aegypten und Juda ein; — nur das kleine Tyrus widerstand dem Fürchterlichen und seinen Hunderttausenden in einer dreizehnjährigen Belagerung. Und auch dann wurden blos die Mauern, — nicht die Männer von Tyrus, von ihm überwunden. Denn als die Stadt nicht länger zu vertheidigen war, gaben sie diese den Flammen Preis; die ganze Bevölkerung zog aus und erbaute sich, von ihrer Flotte geschützt, auf der gegenüber liegenden Insel ein neues Tyrus, das sogar den Glanz des alten verdunkelte. Solcher Heldenmuth wurde belohnt durch ein paar Jahrhunderte der Ruhe und des Glücks. Aber dann sollte das Verhängniß erfüllt werden. Inmitten des glorreichsten Gedeihens fuhr Alexander, der Weltstürmer, nachdem er die Macht des Darius am Granikus tödtlich getroffen hatte, wie ein Wetterstrahl daher durch die persischen Küstenländer, und alles fiel vor ihm nieder. Nichts widerstand, Tyrus allein; — Tyrus, das unter persischem Schutz glücklich war und stark durch seine Flotte und insularische Lage, mit 50,000 heldenmüthigen Bürgern erfüllt. Die Eroberung dieser Stadt nach siebenmonatlichem fürchterlichen Kampfe war der Triumph der Kriegskunst und der unbeugsamen Beharrlichkeit; aber das schauderhafte Loos, das nun über die Stadt und die edlen Tyrer erging, ist vielleicht der abscheulichste Flecken in Alexanders bluttriefender Geschichte. Tyrus wurde geplündert und geschleift: seine Einwohner, was nicht gefallen war im Belagerungskampfe und in der Metzelei nach der Erstürmung, als Sklaven verkauft. Die ernsten, stillen Trümmer von Tyrus, wie die von Persepolis, sprechen noch heute des Menschenwürgers Schande aus und hundert Siege und zwanzig aus Politik erbaute Städte tilgen sie nicht. —

Nach der Alexandrischen Zerstörung erhob sich Tyrus nie mehr. Einige Bedeutung bekam es zur Zeit des August und behielt sie unter der römischen Herrschaft; aber es war doch immer nur ein armseliger Schatten seiner frühern Größe. Als die Sarazenen im 7. Jahrhundert es einnahmen, sank es in Nichts zurück. — Das heutige, nahe an der Stelle des alten gelegene, das Tor der Türken, ist ein schmutziger Flecken von 200 Häusern mit 1700 Einwohnern. Etwas Ausfuhr von Seide und Tabak nach Alexandrien ist das einzige traurige Ueberbleibsel einer Handelsgröße, wie sie nur Carthago, Venedig und London wieder gesehen haben. —


Stadt-
bücherei
Elbing



CAMPO SANTO
bei Pisa

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

CXV. Das Campo Santo in Pisa.

Das Alterthum will in Italien nicht alt aussehen und behauptet den Reiz der Jugend. Die Antike verschmäht das Beiwort alterthümlich, und das einzige, was man dort ehrwürdig heißen darf, ist die älteste christliche Kunst. Der Tod war deren Amme, ein Todtenacker ihre Wiege: — wir meinen das Campo Santo — der Pisaner Friedhof.

Das Campo Santo ist ein längliches Viereck, dessen vier Seiten Grufthallen aus carariſchem Marmor einfassen. Der Begräbnißplatz ist offen, und auf einige Fuß tief deckt ihn Erde aus dem heiligen Lande. Als nämlich die Pisaner heimkehren wollten aus dem Kreuzzuge nach der Eroberung Jerusalems, waren die Meisten des Heeres, welches ihr Erzbischof Lanfranki, der die Stola mit dem Kettenwamms und das Brevier mit der Streitart vertauschte, hingeführt hatte, gefallen. 200 Schiffe mußten leer zurücksegeln, und diese nahmen Erde an Palästina's Küste als Ballast ein. Als die Flotte nun ankam, zog Pisa's ganze Bevölkerung in Prozession zum Hafen, und auf ihren Schultern trug sie die heilige Erde auf ihren Friedhof. Der wurde dadurch bald zum geweihtesten der ganzen Christenheit. Viele Reiche vermachten ihr Vermögen dem Staate, oder der Kirche, um der Seligkeit willen, hier ruhen zu dürfen, und aus den entferntesten Ländern wurden nicht selten die Leichen der Großen und Begüterten hergeschafft, um für schweres Gold auf dem „heiligen Felde" beigesetzt zu werden.

Der Gottesacker selbst ist eben, mit Gras bewachsen und ohne Monumente. Decken und Wände der unabsehbaren Bogengänge aber sind mit Sculpturen und Wandmalereien angefüllt. Fast alle haben Inschriften, die von Personen hohen Rangs oder großer Berühmtheit reden. Mehre der alten Künstler liegen hier zu den Füßen ihrer eigenen Werke. Dichter und Schriftsteller ruhen neben Helden der Kreuzzüge, und das Denkmal, welches Friedrich der Große seinem Freunde Algarotti setzen ließ, steht mitten unter Urnen und Sarkophagen aus der ältesten Zeit. Die Sculpturen sind sehr merkwürdig; vor Allem verdienen jedoch die Freskomalereien Bewunderung, das offene Buch der Frühgeschichte der italienischen Malerei, von Cimabue, ihrem großen Schöpfer, bis zu Perugino.

Cimabue, (1240 geb.,) byzantinischer Bildung, entfesselte die Kunst zuerst von dem Herkömmlichen, führte die Zeichnung auf die natürlichen Umrisse zurück, und gab seinen Gestalten Leben und Ausdruck. Auf die Wände des Campo Santo hauchte er das Feuer erster Begeisterung aus. Ihm folgten in der Ausschmückung dieser Hallen seine Schüler und Zeitgenossen: Giotto, die Brüder Gaddi, Orgogna, Memmi, d'Arezzo, Buffamalko, Spinello und Andere, welche die Kunst mit Riesenschritten weiterführten, und wovon Mehre den

Meister übertrafen. Eine besondere Aufzählung und Beschreibung dieser Bilder würde ein Buch füllen und gehört nicht hierher. Von dem Eindruck, den sie machen, hat man bei der Betrachtung der Werke der neuern Kunst keine Ahnung. Man fühlt sich angeweht vom Geiste des christlichen Ernstes, der Frömmigkeit und Weihe, und von jenem tiefsinnigen Humor des Mittelalters, der in der phantasiereichen Vermischung naher Gegenstände mit überirdischen Dingen sich gefiel; so wie man nicht sattsam bewundern kann den hohen, kräftigen und wieder milden Ausdruck der Gestalten, der Krieger, Fürsten, Helden, Kirchenväter, Engel, Patriarchen, Märtyrer, Apostel und Heiligen, in den erhabensten Darstellungen des Himmelreichs Gottes, des jüngsten Gerichts, und des Triumphs des Todes. Es liegt in diesen alten Bildern die höchste Schönheit, obwohl unvollkommen, verborgen — eine noch höhere Schönheit, als sie Raphael und Leonardo erreichten. Ueberall ist das Ringen der genialsten und kühnsten poetischen Anschauung mit der Kindheit der Kunst bemerklich. — Man wandelt in diesen Gängen voll Todtenfeier und Unsterblichkeitspoesie wie im Zwielichte der Schöpfung, und die Fresken ziehen an einem vorüber wie wunderliche und tiefsinnige Träume über die Geheimnisse des Glaubens, der Offenbarung und der Ewigkeit.

Die meisten Gemälde sind, Dank sey's der Reinheit und Milde des Pisanischen Himmels! noch unversehrt, und nur wenige lassen beklagen, daß so herrliche und ganz unschätzbare Kunstwerke der Witterung ausgesetzt sind, und für ihre künftige Erhaltung so gut wie gar nichts gethan wird.

CXVI. Liebenstein und Sternfels am Rhein.

Unser Auge hat sich schon an so viel Herrlichem geweidet! Wir haben alle Welttheile durchreist, die brennenden Wüsten betreten, gebetet am heiligen Grabe, in den Trümmern der Thebais die Urhieroglyphe des Christenglaubens gefunden, durchwandert die unterirdischen Tempel Indiens, und ausgeruhet auf den Grabhügeln von Sardis. Wo Noah's Dankopfer rauchten, stiegen auch unsere Gedanken zur Allmacht empor, und die Schluchten des Himalaja sind uns bekannt geworden, wie die Thäler der Alpen: — und doch, nachdem wir so viel gesehen haben, kehren wir immer mit neuer und ungeschwächter Vorliebe zu den reizenden Ansichten des Vaterlandes zurück. —

Eine der anmuthigsten liegt vor uns. Herrliche zeigte uns schon das Rheinthal von Mainz bis Bingen — das lachende Rheingau, — das einer Idylle gleicht, voller Anmuth und heiterer Pracht. Von da an wird der Charakter der Gegend ernst und elegisch. Hatto's mährchenhafter Mäusethurm, der, gespenstig, einsam in den Wogen steht, macht gleichsam die Scheidewand zwischen dies= und jenseits,

CXVI



LIEBENSTEIN und STERNFELS am RHEIN
(Kloster Bornhofen, in der Tiefe)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger



zwischen dem Reiche des Heitern und der Schwermuth. Höhere Berge drängen den Strom enger zusammen, und immer dunkler spielen die Wellen im tiefen Schatten der Wände. Reben bedecken jedes sonnige Plätzchen, alles übrige ist hoher, dichter Wald; nur zuweilen drängen sich schroffe, einzelne Felsspitzen an das Licht des Tages, selten kahl, meistens mit malerischen Ruinen verfallener Burgen oder Kapellen gekrönt. Tiefe Stille herrscht, und man könnte sich eben so gut auf einem Meerarm des schottischen Hochlandes, oder an Norwegens Felsenküsten denken. Einige hie und da zerstreute Fischerhütten ausgenommen, erspähet das Auge auf weite Strecken hin keine menschliche Wohnung; uralte Volkssagen und Aberglauben bevölkern jede Kluft mit Ungeheuern, und jede Höhle mit Kobolden und Geistern. — Erst an St. Goar und Goarshausen vorbei schifft man in eine freundlichere, offnere Gegend. Wiesen und Gärtchen finden Raum an den Ufern, sich auszubreiten; weiter werden die Bogen, die der Strom um die Berge beschreibt, und die Felsen treten zurück und erheben ihre Häupter tiefer aus dem Forste.

Da wo der Rhein der Stadt Boppart zueilt, eine Viertelstunde von derselben entfernt, finden wir die Stelle, die unser köstliches Bild bezeichnet. Auf von ihrem untersten Fuße bis zu den äußersten Spitzen mit Reben dicht bewachsenen, hohen Felsenpyramiden stehen die Ruinen zweier Burgen, „Liebenstein und Sternfels“ — bekannter unter dem Namen „die Brüder.“

Eine schauerliche Sage knüpft sich an diese malerischen Trümmer.

Auf Liebenstein hauste im zwölften Jahrhundert ein reicher Ritter. Zwei Söhne und ein Mädchen, eine an Kindesstatt angenommene Waise, waren die Freude seiner alten Tage. Die Waise blühete auf zur schönen Jungfrau, und die beiden Brüder liebten sie mit gleicher Gluth: — lange heimlich, bis endlich der Vater es merkte. Dieser drang in die Pflegetochter, einen zu wählen. Aber sie wollte keinen betrüben. Als der ältere ihre Unentschlossenheit sah, überwand sein Edelmuth die Leidenschaft. Er schwur Verzicht seiner Liebe und warb mit Glück für den Bruder. Doch hin war der Friede seines Herzens! Darum verließ er die väterliche Burg und ging an den Hof des Pfalzgrafen, dort bei Turnier und Kampfspiel Vergessenheit seiner Leiden zu suchen.

Nun geschah es, daß der heilige Bernhard die Rheinlande durchzog und einen Kreuzzug predigte nach Palästina. Seine feurige Beredtsamkeit machte, wohin er kam, die Schlösser und Burgen an Rittern und Reisigen leer: — schaarenweise strömten sie herbei, überall wehete das Kreuz. Auch der Bräutigam der schönen Elise gelobte den ritterlichen Zug, ehe er die Maid zum Altar führe. Weder die Thränen dieser, noch die Bitten des Bruders und des alten Vaters, vermochten etwas über den Entschlossenen. Er brachte das Fähnlein seiner Knechte zum Kaiser Konrad, der in Frankfurt das Kreuzfahrerheer sammelte, und zog mit ihm von dannen. —

Voll Hoffnung der Wiederkehr baute der alte Ritter auf dem benachbarten Felsen eine stattliche Burg und taufte sie Sternfels. Sie sollte die Wohnung des jungen Paares seyn, während sein Erstgeborner das Stammschloß erbe. — Noch vor der Vollendung des Baues starb der Ritter, und der älteste Sohn kehrte auf die väterliche Burg

zurück. Jahre vergingen hierauf ohne Kunde von dem nach Palästina Gezogenen; endlich kam sie; aber welche für die arme Elise! — Ihr Bräutigam schrieb aus Venedig: er kehre heim als Gatte einer schönen und reichen Griechin! Der Betrogenen brach das Herz und sie versank in Schwermuth; und der über die Schandthat empörte ältere Bruder forderte den Pflichtvergessenen bei seiner Heimkehr zum Zweikampf auf. Schon floß das Blut beider aus tiefen Wunden; da warf sich die verlassene Jungfrau zwischen sie und stiftete mit himmlischer Milde Versöhnung. Hierauf nahm sie den Schleier. — Todt und einsam blieb's fortan auf Liebenstein; aber auf Sternfels hörte der Lärm des frohen Lebens nicht auf. Aus Nah und Ferne kamen die Ritter und Grafen, um der Schönheit und Anmuth der jungen Griechin zu huldigen. Ihr Gemahl ahndete nichts Arges: aber zu des Bruders Ohren fanden schändliche Gerüchte den Weg. Es ward nicht schwer für diesen, die Wahrheit zu erforschen: die Schande seines Bruders war nur zu gewiß. Noch ehe er aber diesen überzeugen konnte von seinem Unglück, war das verbrecherische Weib mit einem ihrer fremden Buhlen entflohn und verschwunden. — Die beiden Ritter gelobten sich nun, ein eheloses Leben zu führen und dem Kloster in der Tiefe, in dem die arme Elise als Nonne verkümmerte, all ihre Habe zu vermachen. So erlosch ihr Stamm mit ihrem Tode, und unter dem Zahn der Zeit verfielen der Brüder unbewohnte Burgen.

CXVII. Rouen.

Rouen, die alte Capitale der Normandie, jetzt der Hauptort des Departements der untern Seine, liegt in einer niedrigen, sehr fruchtbaren Gegend an der hier breiten und tiefen, schon für kleinere Seeschiffe fahrbaren Seine, ohngefähr 5 Stunden von deren Mündung und 17 Meilen von Paris. Sie hat 12000 Häuser und etwa 100000 Bewohner. Nach Paris, Lyon und Marseille ist sie die größte und volkreichste Stadt Frankreichs.

Geschichtliche Erwähnung von ihr thut schon Ptolemäus, der im zweiten Jahrhundert lebte. Er nennt sie Rotomagus, Hauptstadt der Volcassen. Nach der Unterjochung dieser Völkerschaft durch die Römer, machten diese den Ort zu einem Waffenplatz. Er muß ansehnlich gewesen seyn, wie die aufgefundenen römischen Bauwerke beweisen.

Die Franken folgten den Römern in der Herrschaft, jenen die seeräuberischen Dänen (Normänner), welche 841 Rouen einnahmen, plünderten und im Lande sich festsetzten. Nach ihnen änderte die Provinz ihren frühern Namen (Neustria) und hieß fortan die Normandie.



ROUEN



Der Dänen Herrschaft blieb nicht unangefochten. Die Könige von Frankreich, oft mit den Herzogen von Burgund und den deutschen Kaisern im Bunde, machten mehrmalige Versuche, die fremden Eindringlinge wieder zu verjagen. Es gelang nicht; aber das Land ging darüber zu Grunde. Auch Rouen hatte viel zu leiden; 930 und 941 hielt es schwere Belagerungen und Drangsale aus.

Der eroberungssüchtige Wilhelm, Herzog der Normandie, schiffte nach Britannien und stürzte die angelsächsischen sich unter einander befehdenden Fürsten. König von ganz England geworden, verwandelte er seine Erblande in eine Provinz des neuen Reichs. — Unter seinen Nachfolgern erneuerten sich Frankreichs Versuche zur Wiedergewinnung der Normandie mehrmals; doch erst nachdem Dunois, der Bastard, endlich die Britten aus der Normandie vertrieben hatte, blieb Rouen unter französischer Herrschaft. Die Kirchenreformation fand eifrige Anhänger in dieser Stadt, und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts bekannte sich der größere Theil der Wohlhabenden und Vornehmen öffentlich zu der gereinigten Lehre. Gewaltsam unterdrückt, wagten die Protestanten einen Aufstand. Sie unterlagen einem gegen sie gesandten Heere, und was dieser Katastrophe entging — etwa 500 Familien — wurde an dem berüchtigten Bartholomäusabende (der pariser Bluthochzeit) erschlagen.

Es folgten nun lange Jahre der Ruhe. Rouen hob sich, anfänglich langsam; aber als es zum Mittelpunkte der Baumwollindustrie Frankreichs emporstieg, rasch. Es galt als die dritte Gewerb= und Handelsstadt Frankreichs, und besaß über 90000 Einwohner, als die Revolution ausbrach. Wie Paris und Lyon war es während der folgenden Schreckenszeit ein Schauplatz der Hungersnoth, der Plünderung und des Blutvergießens. 1200 Bürger fielen unter dem Messer der Guilliotine. Die Volkszahl sank bis auf 65000.

Das Wiederaufblühen der Stadt trifft mit der Herrschaft Napoleon's zusammen. Dessen Kontinentalsystem war den einheimischen Manufakturen sehr günstig, und Rouen, als ein Centralsitz derselben, konnte nur dabei gewinnen und sich über den Verlust seines Seehandels trösten. Auch diesen besitzt es seit der Restauration wieder. Obschon von dem günstiger gelegenen Havre darin überflügelt, ist er immer noch sehr bedeutend, besonders nach England, den Niederlanden, dem Norden von Deutschland und den Colonien. —

Rouen, durch seine Lage an einem majestätischen Strome, dessen Ufer Schiffbrücken verbinden, und durch die Menge großartiger Bauwerke des Mittelalters herrlich, ist doch im Innern unschön, und die meistens sehr alten und schlecht gebauten Häuser, in vielen schmalen und winklichen Gäßchen zusammenstehend, entbehren das Gemüthliche, was die auch alten deutschen Städte, wie Nürnberg und Köln z. B., so anziehend macht. Die Hauptzierde der Stadt ist die weltberühmte Kathedrale*), eine der kühnsten und erhabensten architektonischen Ideen, die je die christliche Welt sah. — Sie rührt von einem Deutschen her, und der Wunderbau, der den herrlichsten im Vaterlande,

*) Sichtbar sind in unserm schönen Stahlstiche die Thürme und der obere Theil des Gebäudes.

dem Straßburger Münster, dem Dome in Köln, der Stephanskirche in Wien, an die Seite zu stellen ist, zeigt seinen Ursprung, den nationalen Sinn des Deutschen, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit.

Bei dem Griechen tritt das Allgemeine als das Herrschende, im Leben, wie in der Kunst, immer hervor. Heiter und einfach weiß er Alles dem bestimmten Zweck anzupassen, und eben dadurch, daß Absicht und Ausführung auf eine Allen verständliche und klare Weise in Eins fallen, hat der Anblick eines griechischen Gebäudes etwas so allgemein Erfreuendes und Gefälliges. — Ganz anders der Deutsche in seinen Werken aus der Periode seiner eigenthümlichen Kunstentwickelung, dem Mittelalter. — In einen unermeßlichen Abgrund der Gedanken stürzt er sich kühn hinein, und eine Welt von Gestalten und Formen, jede mit gleicher Sorgfalt behandelt, quillt aus seiner belebenden Hand. So ist in der Rouener Kathedrale kaum eine Säule wie die andere, die Verzierungen der Kapitäler sind von unendlicher Mannichfaltigkeit, die Mauern und Thürme scheinen Seelen zu haben, und aus jedem Punkt drängt sich ein anders gestaltetes Leben hervor. Selbst das Licht muß sich in glänzende Farben zertheilen, die Farben in ätherische Gestalten zusammenrinnen, um durch mythische Beleuchtung das Ganze zu erhellen, damit allenthalben eine große, bedeutungsvolle, lebendige Welt uns entgegentrete. Alle Künste müssen sich gleichsam in eine Kunst verschmelzen, und eben diese Einheit der Malerei, der Skulptur und der Baukunst selbst ist das eigenthümliche Wesen der deutschen Bauart. — Man steht und staunt, sieht man das mit dem Kleinsten so sorgsam und ängstlich beschäftigte Streben und vergleicht damit die wundervoll-tiefe Absichtlichkeit und die Riesengröße des Gedankens, der das unübersehbare Ganze in Eins so harmonisch geordnet. — Unsymmetrisch heben sich die festen Mauern empor; stolz und schlank stehen die Säulen in ungezwungener Ordnung da; jede ist verschieden und doch nimmt man nicht einmal eine Verschiedenheit wahr. Bei aller und unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen wird doch keiner der das Innere dieser Kathedrale Betretenden sich in seiner tiefen, stillen Empfindung gestört finden, und wenn dann die Orgel mit Meeresbrausen hereinstürmt, wenn der laute Gesang alter Choräle Freud und Leid aus den verborgensten Tiefen unserer Seele hervorlockt, dann bleibt uns nichts übrig, als die unmittelbarste Nähe des Heiligsten mit grauenvollem Entzücken zu empfinden und in dem überschwenglichen Gefühle eines höhern Daseyns hinzusinken und anzubeten. — —

Am Haupteingang dieses Tempels, welcher im 11. und 12. Jahrhundert erbaut und zu Anfang des 16. von deutschen Baumeistern restaurirt und erweitert worden ist, prangen zu beiden Seiten zwei kostbar verzierte Glockenthürme, jeder 230 Fuß hoch; aber der größte Schmuck des ganzen Baus, der berühmte Mittelthurm, welcher sich, als einer der höchsten der Welt, aus der Mitte des Gotteshauses zu den Wolken streckte, ist leider nicht mehr! Vor 14 Jahren zündete bei heftigem Sturm ein Blitz in demselben, und die Gluth beschädigte die Mauern so sehr, daß er abgenommen werden mußte.

Nächst der Kathedrale wird in Rouen die Kirche von St. Ouen und die große Halle des ehemaligen Justizpallastes von allen Verehrern der altdeutschen Baukunst bewundert.


Stadt-
bücherei
Elbing



ZION bey JERUSALEM

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

CXVIII. Zion, die Stätte der Burg David's.

So wenig das irdische Leben des einzelnen Menschen auf ewige Dauer berechnet ist, so wenig kann die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Schauplatz ewiger Einrichtungen, eine Wohnung ewiger Völker seyn. Die Nationen kommen und gehen; sie entstehen und werden zu nichts und theilen alles Irdischen Loos. Wie jeder Augenblick Tausende von Menschen herbringt auf die Erde, hinwegnimmt andere Tausende, so führen Aeonen die Völker ab und zu, und die Länder wechseln ihre Bewohner wie Herbergen die ihrigen. Jedes Volk lebt sich aus und es vergeht, sobald die Ursachen seiner Fortdauer aufhören wirksam zu seyn, sobald sein Zweck im großen Reiche der Menschheit erfüllt ist. Nach diesem Gesetze sind die Nationen des Alterthums verschwunden. Verweht ist ihr Staub, und in Monumenten der Wissenschaft und Kunst blieben uns von ihnen nur schwache Erinnerungsblätter zurück.

Zwei Völker allein scheinen dieser Wahrheit zu widersprechen. Der mumienartige Chinese, welcher auf seinem Erdwinkel im Prinzip der Bewegungslosigkeit und Abgeschlossenheit das der Dauer gefunden; und der Jude, „der ewige Jude," der lebensmüde Wanderer durch die Welt. — Volk! Jehova's auserwähltes, dessen Annalen mit dem Selbstfluch bezeichnet, „sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" und wie die Bücher der Propheten beschrieben sind von innen und außen mit Klagen, Trauer und Wehe — seit achtzehn Jahrhunderten sieht man dich zerstreut in alle Nationen unter der Decke des Himmels, ohne eine Heimath, ohne einen Lenker, ohne ein gemeinsames politisches Interesse; einem Fremdling überall, wohin du dich auch wendetest, streckte sich dir nie, weder bei den Christen, noch den Feueranbetern, noch bei Brahmah's Verehrern, noch bei des Coran's Bekennern, eine theilnehmende Hand entgegen, oder bot dir ein Willkommen gastliche Aufnahme. Ueberall verstoßen, fandest du zu allen Zeiten bei allen Völkern aller Religionen nur Feinde und Verfolger, und ward dir Druck, Erpressung und Versagung der Menschenrechte zu Theil: und dennoch sieht man dich immer und unter allen Himmelsstrichen ein abgesondert selbstständig Volk, das jedes seiner ursprünglichen Abzeichen in Religion, Sprache, Sitten, Charakter, in Gestalt und Gesichtsformen, so treu bewahrt hat, als bestände Davids königliches Reich noch heute in Herrlichkeit. — Wie du bist, bist du ein Räthsel, das aller historischen Erfahrung Hohn spricht, und dessen Auflösung der Denker vergebens versucht.

Zwei Jahrtausende waren (nach der biblischen Zeitrechnung) seit der Schöpfung verflossen, als der Nomadenfürst Abraham aus Mesopotamien jenseits des Euphrats in Canaan einwanderte, um für sich und die Seinen neue Weide- und Wohnplätze zu suchen. Eber, den Mann von Jenseits, nannten die Eingebornen den Fremden; daher der Name Hebräer. Tugend, patriarchalische Würde und Reichthum machten ihn schon im Leben berühmt, und bei den Völkern weit und breit stand er in Ansehn. Eine Kette wunderbarer Begebenheiten, — in denen man die lenkende Hand der Vorsehung deutlich erkennt, — führte die Hebräer in der dritten Generation nach dem damaligen Weltreiche Aegypten, wo sie, angesiedelt im Lande Gosen, bürgerliche Beschäftigung üben lernten. Vier friedlich verlebte Jahrhunderte mehrten ein Volk gewaltig, das im Kinderreichthum ein Gnadenzeichen des Herrn sah. Die Juden wurden den Aegyptern zur Last. Hart und immer härter legten die letztern das Joch. In dieser Noth erstand den schwer Bedrückten ein Retter in Moses, einem jener begeisterten, zum Lenken der Weltgeschicke dienenden Werkzeuge Gottes, ein weiser, kraftvoller, großer Mann, dessen Ruhm ungeschmälert durch alle Zeiten und alle Völker geht. Glücklich führte er die Nation aus dem Nilthale; aber da er sich bald überzeugn mußte, daß mit dem in der langen Sklaverei gänzlich verdorbenen Volke nichts Tüchtiges anzufangen war, gab er, ein großer Entschluß! die lebende Generation auf und setzte seine Hoffnung und seine Pläne ganz auf das freigeborne kommende Geschlecht. Mit dem Schrecken Jehova's umgürtet, führte er die Israeliten 40 Jahre lang in Arabiens Wüsten umher, und erst als die verderbte Mehrzahl vergangen war, zog er dem Lande der Verheißung, Canaan, zu, dort mit dem zum Dienste des Allmächtigen eng verbundenen, verjüngten Volke einen Staat einzurichten. Edom umgehend, drang er von Aufgang her gegen den Jordan; hier ereilte ihn jedoch der Tod, den er lange vorher geahndet hatte. Von einem Berge übersah er noch das schöne Land, dessen Eroberung er Josua auftrug, und ging dann zu den Vätern über. Sein Name lebt, wie keines Sterblichen Name, in der Verehrung der Völker —

Bis zur Einrichtung der Monarchie führten Stammfürsten und Aelteste, unter dem überwiegenden Einfluß der Hohenpriester, das Regiment über Israel. Das Nachtheilige des Mangels an Einheit in den obersten Gewalten wurde aber in unruhiger kriegerischer Zeit bald fühlbar, und der Wunsch des Volks führte zur Errichtung der Alleinherrschaft. In Saul sah Israel seinen ersten König. Dieser von der Priesterpartei Gewählte wollte sich nicht als deren Puppe gebrauchen lassen; darum stellte jene in David einen Gegenkönig auf. Indeß erst nach Saul's und seines Sohnes Isboseth's Tode wurde Goliath's Ueberwinder als Monarch allgemein anerkannt.

David's Regierung, obschon nicht ohne manchen Wechsel, war der Silberblick des jüdischen Staats. David war ein Mann voll Kraft zum Guten, voll Geist und Herz; aber auch manchmal hingerissen durch ungestüme Leidenschaft zu schändlichen Verbrechen. Er war ein glorreicher König, ein Held in der Schlacht, ein heiliger, erhabener Dichter, ein Mann voll Vertrauen auf den alleinigen Gott: das BEAU IDEAL eines Israeliten. Er

gebot von den Küsten des arabischen Meerbusens an bis zum Euphrat und bis zu dem Gebirge Armeniens. Niemals, vor oder nach ihm, ist Israel so gewaltig gewesen!

Bisher war Hebron die Residenz des Königs. Auf den Trümmern der Veste der Jebusiter, auf dem Plateau des Zion, erbaute sich aus Marmor und aus Cedern des Libanon durch Tyrische Handwerker David einen herrlichen, befestigten Pallast, und gründete dadurch die Größe Jerusalems. denn die Hofhaltung des mächtigen Monarchen zog Menschen und Schätze und Pracht in seine Umgebung aus dem ganzen Reich, und der Umfang der bis dahin unberühmten Stadt breitete sich schon bei seinen Lebzeiten über mehre Hügel aus.

Salomo, der prachtliebende, üppige, führte einen zweiten Pallast mehr im Mittelpunkte der Stadt auf, und unter seinen Nachfolgern ist Zion mehr eine Cidatelle, als königliche Wohnung gewesen. Bei der nachmaligen Verwüstung Jerusalems durch die Babylonier wurde die Burg erhalten und von den neuen Herren des Landes als Zwingveste benutzt. Dieselbe Bestimmung hatte sie zur Römerzeit. Als aber Vespasian nach der zweiten Empörung der Juden die gänzliche Zerstörung Jerusalems befahl, schleifte man die Burg David's bis auf den Grund, und wo ihre Zinnen stolz sich erhoben, da ackerte fortan die römische Pflugschaar.

Erst nach der Eroberung Palästina's durch die Araber wurde auf Zion über dem vermeintlichen Grabe des großen Königs und Dichters, der bei den Mohamedanern in hoher Verehrung steht, eine Moschee mit einem klösterlichen Gebäude errichtet, dasselbe, von dem der Stahlstich eine Ansicht gibt. David's Gruft, tief in den Felsen gehauen, macht den Ort zu einem der heiligsten Wallfahrtsziele der Moslims, und es ist keinem Andersgläubigen gestattet, sie zu betreten. Von der Herrlichkeit älterer Zeiten ist jedoch alles bis auf die kleinsten Trümmer verschwunden, und nur zuweilen findet man bei'm Umgraben der Felder noch Bruchstücke von Gesimsen und Säulen. Der in Aecker verwandelte Schutt bedeckt auf mehre Fuß Tiefe die ganze Oberfläche des Berges.

Die Aussicht von der Zion'schen Hochebene ist zwar beschränkt; aber von großem Interesse. Oestlich streckt sich das Thal Josaphat aus, vom Kidron bewässert, und jenseits erhebt sich der schöne, fruchtbare Oelberg. Die Thäler Hinnon und Gihon und der Hügel Golgatha liegen nach Süd und West. Nach Abend zu fällt der Zion steil ab, und in den Seiten der Felswände, auf welchen kleine Weingärten terrassenartig angelegt sind, sieht man eine Menge Grabhöhlen, aus dem Gestein gehauene kleine Todtenkammern, die für 2 bis 4 Särge Raum haben. An manchen bemerkt man hieroglyphenartige Inschriften. Nordwärts dehnt sich die heutige Jerusalem aus, ein unregelmäßiger, großer Haufen schlechter Häuser, vieler Moscheen, Kirchen, Klöster und fester Thürme über eine Welt von Ruinen. — Den niedrigsten, ungesundesten und schlechtesten Theil der Stadt bewohnen die Juden, verachtet von Christen und Türken, in Schmutz, Armuth, Elend und Verworfenheit. Der Ort, wo sie Jehova anbeten, ihre Synagoge, ist ein dunkeles,

niedriges Loch, — eine Höhle, in die nicht einmal das Tageslicht dringt. „Als ich," erzählt ein berühmter Reisender, „diesen Ort voll Schmutz, Gestank und zerlumpter Gestalten betrat, las gerade der Rabbiner, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte, aus den heiligen Büchern die prachtvolle Beschreibung des Salomon'schen Tempels vor. — Der Gedanke an die grausame Ironie des Schicksals schüttelte mit Fieberfrost meine Seele und ich war doch nur ein Christ! Bald aber bemerkte ich, daß ich der Einzige war, der sie fühlte. Die Gleichgültigkeit, mit der man zuhörte und nicht zuhörte (denn die meisten Männer standen gruppenweise zusammen und unterhielten sich ziemlich laut über die gemeinsten Angelegenheiten des Tages!), erschloß meinen Blicken den ganzen Abgrund, in den dies Volk versunken ist, welchem einst „der Herr" selbst ein Vaterland geschenkt hatte. Als eine parasitische Pflanze lebt es auf allen Stämmen des irdischen Völkerwaldes, zehrend nur von fremdem Safte, nirgends die eigenen Wurzeln in den Boden schlagend. Sinnreich, verschlagen, und immer geschäftig, aber allen Anstrengungen feind, ist es über die Welt hin zerstreut als ein Volk von Schacherern und Unterhändlern, das trotz der Unterdrükkung und Versagung der bürgerlichen Rechte überall, nirgends sich nach Wiedervereinigung, nirgends nach eigener Ehre und Wohnung, nirgends nach einem Vaterlande sehnt: und doch hat dieß Volk, das seit fast zwei Jahrtausenden wie eine feile Münze durch alle Nationen läuft, betastet und begriffen von Allen mit rauher Hand, sein Gepräge sich erhalten glänzend, scharf und neu, wie ein Gepräge von gestern!" —

CXIX. München: die Glyptothek und Pinakothek.

München, Bayern's Hauptstadt, ist, wie Rom, von einer Art Campagna umgeben, welche jedoch nur das Oede, Sterile, Eintönige, nicht aber das Großartige der römischen hat. Die Stadt selbst besteht aus einem alten Kern, der an der linken Seite der Isar liegt, und einem neuen, glänzenden Anwuchs. Dieser ist das München des Königs Ludwig, und von ihm soll vorzugsweise hier die Rede seyn.

Keine Residenz in Europa (London, wenn man es als solche betrachten mag, allein ausgenommen) hat im Gebiete der Baukunst in der neuesten Zeit einen Zuwachs von so vielen und so grandiosen Schöpfungen erhalten, als

dieser Wohnort eines der kleinsten Monarchen unter den Gekrönten der Erde. Erstaunt betrachtet man ein Prachtgebäude nach dem andern, durchwandelt die aus hohen, glänzenden Wohnhäusern gebildeten, breiten, oft unabsehlichen Straßen, und würde sich in den Mittelpunkt eines großen Reichs versetzt glauben, vermißte man nicht — das Volk, welches sie bewohnen sollte. Wie sehr auch, theils durch sehr künstliche Mittel, und fast immer nur auf Kosten anderer Städte, die Bevölkerung von Bayerns Hauptstadt seit dem Regierungsantritt Ludwig I. gewachsen ist, so hat sie doch mit der räumlichen Ausdehnung der Metropole nicht Schritt halten können. Das Mißverhältniß tritt, da die überspannte Baulust, trotz mancher traurigen Erfahrung, noch nachhaltig fortwirkt, mit jedem Jahre greller hervor. München, das über fünf Stunden im Umfang hat, zählt noch nicht ganz 100,000 Bewohner. —

Man muß in die Ludwigsstraße in München einfahren, wenn man den Eindruck der größten Werke der Baukunst in ihrer ganzen Frische auffassen will. Während rechts am Thore noch ein Breterverschlag den ungeheuern Raum umschließt, auf welchem das Universitätsgebäude sich erheben soll, zeigt sich links, fast vollendet, die Ludwigskirche, im byzantinisch-altitalienischen Style, gegenüber das in der Bauart jener ähnliche Blindeninstitut, die Bibliothek im alt-florentiner Styl wiederum auf der linken Seite, in ernster Pracht das Palais des Kriegsministeriums und die kolossalen, aber etwas monotonen Wohnhäuser zu beiden Seiten der Straße, letztere meistens nach Klenze'schen Rissen gebaut, während jene öffentlichen Werke vorzugsweise nach den Plänen Gärtner's aufgeführt sind. Die Palläste Leuchtenberg und Herzog Max, gleichfalls Klenze'schen Ursprungs, machen sich weniger durch große Pracht, als durch räumliche Dimensionen, als Fürstenwohnungen kenntlich. Aber einen Triumph feiert das Genie der Architektur in den berühmten 2 Gebäuden, welche, der Kunst zum Heiligthume bestimmt, durch den Wetteifer unter allen Künsten ihre Ausschmückung erhielten: wir meinen die den Königsplatz zierende Glyptothek und Pinakothek. Beide sind Werke Klenze's. Die Glyptothek, zur Bewahrung classischer Kunstschätze bestimmt, kündigt schon von außen an, daß es ein Pallast sey, wo Götter und Heroen wohnen sollen. Im reinsten jonischen Tempelstyle erbaut, macht dies Gebäude eine unbeschreibliche Wirkung. Seine Form ist ein Quadrat, welches einen Hofraum einschließt. Die nach Südwest gerichtete Hauptfronte von 225 Fuß Länge ruht auf 3 hohen Sockeln und besteht aus einem von 12 herrlichen Säulen getragenen Portikus, an dem sich 2 niedrigere Flügel anlehnen. Sie ist ganz aus Marmor. Eine plastische Darstellung, den Zyklus der Bildnerei versinnlichend, erfüllt das Giebelfeld. Sechs hohe Nischen zu beiden Seiten des Portikus harren der Aufnahme colossaler Statuen der gefeiertsten Künstler und Mäcene des Alterthums. Aehnliche Nischen zieren die Seitenfronten. Die Auffahrt ist auf der Rückseite unter einem auf vier Säulen ruhenden Vorsprung.

Die Ausschmückung des aus 12 Säulen bestehenden Innern ist eben so prächtig als geschmackvoll. Unter den reich und emblematisch verzierten Deckengewölben, vor den mit farbigem Stucco lustro bedeckten Wänden, auf

den kostbaren mit Marmor ausgelegten Fußböden, erscheinen die Meisterwerke der antiken Plastik nur um so bedeutender. Die Aufstellung, nach den historischen Entwickelungsperioden der Kunst, ist musterhaft geordnet, und kein Stück in dieser, nur von der des Vatikans übertroffenen Sammlung ist von untergeordnetem, oder mittelmäßigem Kunstwerth. Vieles, was früher zu den ersten Zierden des Louvre gehörte, was in Rom in Pallästen und Villen glänzte, die herrlichen Werke, welche in den Tempelruinen Aegina's und andern Orten Griechenland's aufgefunden wurden, sind hier vereinigt, und alle andern Museen Deutschlands werden an Reichthum von diesem einzigen überstrahlt. Als Sterne erster Größe glänzen: der berühmte Antinous, der Apollo Citheroidus, der schlafende Faun, der Torso des Niobiden. Ein Saal ist einzig den Werken der größten Meister unserer Zeit — Thorwaldsen's, Canova's, Schadow's, Rauch's, Schwanthaler's geweiht. Aber auch die Kunst der Malerei hat die Glyptothek verherrlicht und hier Schöpfungen hervorgerufen, mit denen sie gleichsam eine neue Aera begann. Wir meinen die Fresken des großen Meisters Cornelius, mit welchen die beiden mittlern, oder die Festsäle, und die zu Versammlungen, oder zum Ausruhen bestimmten Räume, geschmückt sind. Dem Meister ward vom Könige die Aufgabe, in diesen Hallen die griechische Götter- und Heldensage in einer cyklischen Folge von Gemälden darzustellen, und er hat sie auf die genialste Weise gelöst. Aus dem Hesiodischen Mythenkreise wählte er die Gegenstände für die Malereien des einen, des sogenannten Göttersaals; die Homerische Heldensage gab den Stoff zu den Fresken des andern. Die Betrachtung dieser Gemälde reißt selbst das von dem Anschauen der herrlichen Antikensammlung gesättigte Auge zur Bewunderung hin, und gibt dem rohesten Menschen eine heilige Ahnung von dem Anbruche einer Kunstepoche, welche vielleicht einst alle früheren verdunkeln mag. Namentlich ist's das Gemälde der Zerstörung von Troja, was mit der tragischen Gewalt eines Äschylus oder Shakspeare die Seele des Betrachtenden erfaßt.

Jener stattliche, auf unserm Bilde schwächer beleuchtete Palast, nahe am eben beschriebenen Tempel der Plastik, ist die Pinakothek. Sie ward erst in diesem Jahre vollendet, und ist bestimmt, das Herrlichste des großen Bilderschatzes zu empfangen, der bisher in den Gallerien von München, Schleisheim, Lusthain und andern königlichen Wohnungen zerstreut war. Aus den vorhandenen 9000 Bildern sind die 1600 auserlesensten hier aufgestellt, und sie bilden, nach der des Vatikans, die merkwürdigste und kostbarste Gemäldesammlung der Welt. Die Geschichte der Malerei ist nirgends umfassender, glänzender und vollständiger dokumentirt als hier. Eine in's Einzelne gehende Beschreibung würde uns zu weit führen; es möge nur erwähnt seyn, daß sich die größten Meister der alt- ober- und niederdeutschen Schule (die berühmte Boisseree'sche Sammlung ist ebenfalls hier) so wie Rubens, Rembrandt, und andere Niederländer, nirgends besser in allen Nüancen ihres Genius studieren lassen.

Auch die Pinakothek, deren innere Verzierung der Vorwurf allzugroßer und unangemessener Pracht nicht unverdient trifft, schmückt die Freskomalerei in einem längst der Südfronte hinlaufenden Corridor, (einer Loggia) der

mit seinen 25 Arkaden äußerlich dem Gebäude zur bezeichnenden Zierde gereicht. Diese Fresken machen die Geschichte der neuern Malerei anschaulich. Jeder der 25 Bogen enthält bildliche Darstellungen, zu denen Professor Zimmermann die Kartons nach den Skizzen von Cornelius entwarf. Aber auch die neuere Plastik übernahm die Aufgabe, mit einer Reihe ihrer Meisterwerke diesen Prachtpallast der Malerei zu zieren. Professor Schwanthaler's berühmte Marmor-Standbilder der größten Maler, colossal, und in der Tracht ihrer Zeit, gehören zu den vollkommensten Hervorbringungen der neuern Sculptur, und sie stellen diesen genialen Künstler voll nicht zu ermüdender Thätigkeit Thorwaldsen an die Seite *).

Unter den übrigen Bauten des Königs zur Verherrlichung Münchens zeichnen sich aus der 600 Fuß lange Bazar, mit den gegen den Hofgarten hin sich öffnenden Arkaden, welche Kaffehäuser und Waarengewölbe überschatten. Durch die theils landschaftlichen und theils historischen Freskomalereien, womit Cornelius und seine Schüler dieser Bogengänge Inneres dekorirten, werden sie zu einer der Hauptsehenswürdigkeiten der Hauptstadt. — Dem aus den Arkaden Tretenden zeigt sich rechts die nördliche Fronte der Residenz, die Klenze im Style des Palladio aufzuführen noch beschäftigt ist. Vollendet wird es der vollkommenste Königspallast in Europa seyn und an Größe von keinem übertroffen. Die derzeitige Wohnung des Monarchen, der sogenannte Königsbau, macht künftig nun einen Flügel der Residenz aus. — Wir enthalten uns, von den nicht minder großartigen Unternehmungen dieses Fürsten zu reden, die im Entstehen sind, oder zu denen erst der Plan entworfen ist. In den verschiedensten Stadttheilen sieht man mächtige Substruktionen aus der Erde steigen, und in den Ateliers der Künstler Tausende von Händen mit Entwürfen und mit der Ausführung von Bildwerken zu Zierde und Schmuck thätig. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, in Schwanthaler's Werkstätte allein über 50 Künstler behülflich, des berühmten Meisters Arbeiten zu fördern. — Ein Wille aber leitet alle diese Thätigkeiten, und ein Geist geht durch alle diese Werke, der des Königs. Fern sey es von uns, der richtenden Nachwelt in ihrem Urtheile über diesen Monarchen vorgreifen zu wollen; es wird vielleicht ein strenges seyn; wie es aber auch falle: Ludwig's großartiges Wirken für die Kunst wird für alle Zeiten Glanz auf seinen Namen werfen.

---

*) Mit Erlaubniß des Königs und im Auftrag des Bibliographischen Instituts wird gegenwärtig der ganze Cyklus dieser herrlichen Bildwerke, nach den Originalmodellen, in der königlichen Kunstgießerei vom Director Stiglmaier in Erz gegossen; und im Verlage desselben Instituts werden sie vom Grabstichel des berühmten Amsler als chalkographisches Prachtwerk erscheinen. Beiden Unternehmungen hat der vielbeschäftigte Meister (Schwanthaler) auf eine ganz uneigennützige Weise die lebhafteste Theilnahme zugewendet.

CXX. Delphi.

Dichte Schleier verhüllen die Natur, den Ursprung und die Geschichte aller Religionen. Durch Macht und Gewalt aufgezwungen, durch Erziehung eingesogen, durch Beispiel unterhalten, pflanzen sie von Zeitalter zu Zeitalter sich fort, und Gewohnheit, Absonderungshang und Gedankenlosigkeit befestigen ihr Reich. Indem jede ihren Bekennern die freie und vorurtheilsfreie Prüfung untersagt, und den Glauben, ausschließlich die rechte zu seyn, festhält, sehen wir, trotz des buntesten Widerspruchs in ihren Lehren, so viele nebeneinander bestehen, und oft Jahrtausende vergehen, ehe eine die andere aufhebt. Nichts ist so beständig in der Welt, als die Vorurtheile des Glaubens, und nichts übt größere und despotischere Gewalt im Reiche der Geister.

Bei aller Mannichfaltigkeit der Religionssysteme, der bestehenden wie der erloschenen, werden sie gleichwohl in vielen Hauptzügen gleichförmig und in den Grundideen beharrlich erfunden. Für's Erste sehen wir allenthalben die Menschen, wiewohl im Wirken und Leiden auf die Sinnenwelt beschränkt, dennoch über ihre Grenzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von den Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben. Diese hohen Gefühle — wenigstens der Zunder dazu — in der gemeinsten Menschenbrust, dies unauslöschliche, fast instinktartige Sehnen nach einer Heimath, die Keines Auge sah, werden für den unbefangenen Denker eine erhebende Betrachtung, und sie überwiegen der grübelnden Vernunft kleinmüthige Zweifel.

Aber jener Götterfunken in der menschlichen Seele, ein Zeuge höherer Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls; denn ob du in Shiras, oder in Marokko, in Thibet, oder am Ganges, oder „im himmlischen Reiche," oder am Niger, oder an der Tiber, oder in Petersburg, oder in Stockholm geboren wurdest, bist du, ohne dein Zuthun, und ohne daß du es hindern kannst, ein Feueranbeter, ein Gläubiger des Koran, ein Verehrer des Dalai Lama, des Brahma, oder des Confuzius Jünger; oder du bist ein schwarzhäutiger Götzendiener, oder ein rechtgläubiger Katholik; oder ein Bekenner der griechischen Kirche, oder des reinen Evangeliums. — Ungeläutert ist auch jenes Götterfunkens Nahrung, und Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz. Von jeher wurden die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde unsers Geschlechts,

CXX



DELPHI

Aus d.Kunstanst.d.Bibliog.Instit.in Hildbh.

Eigenthum der Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

in todte Formeln verwandelt; — wurde das Gold in Schlacken vergraben, und es übertönten Menschensatzungen den himmlischen Ruf. Oft vermögen wir kaum unter den Auswüchsen der übel gewarteten Pflanze und bei den darauf geimpften, fremdartigen, manchmal giftigen Früchten, die edle Wurzel noch zu erkennen! —

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten, waltenden Geist. Aber in der Kindheit der Menschheit vermochte der Verstand nicht, sich zur Majestät eines Gottes aufzuschwingen, welcher in allen Naturkräften lebet und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde füllt. Eine lange Bahn hatte der Mensch im Dunkel der Geschichte erst zu durchlaufen, ehe er über seinen Zustand überhaupt nur nachzudenken anfing und wahrnahm, daß er höhern und von seinem Willen unabhängigen Mächten unterworfen sey. Die Sonne erleuchtete, erwärmte ihn; das Feuer brannte ihn; der Donner erschreckte ihn. Alles um ihn her wirkte mehr oder minder mächtig auf ihn zurück. Lange war er eine Maschine, die sich diesen Wirkungen, ohne der Ursache nachzuspüren, unterwarf. Spät erst erwachte sein Nachdenken, und eine Reihe von Vernunftschlüssen bahnte zum Begriff höherer Wesen den Weg.

Zuerst, wenn er den Einfluß der Elemente auf sich betrachtete, schloß er auf Schwäche und Unterwürfigkeit bei sich, so wie bei jenen auf Macht und Herrschaft. Und diesen Begriff einer höhern Macht als derjenigen, welche er selbst besaß, war die erste Grundlage von der Vorstellung der Gottheit.

Sodann sah er sich durch die Wirkung der mächtigern Naturkräfte entweder angenehm oder unangenehm erregt. Sie schafften ihm Vergnügen oder Schmerz, Freud oder Leid. Für jene faßte er Liebe, für diese Abneigung; jene nannte er gute, diese böse. Er wünschte oder fürchtete ihre Gegenwart, und so wurden Furcht oder Hoffnung die Grundlage seiner Religionsbegriffe.

In der Folge, weil er über Alles durch Vergleichung urtheilte und in den Aeußerungen der Naturkräfte Abwechselung wie in seinen eigenen bemerkte, vermuthete er als bewegende Ursache eine Seele mit Willen und Verstand von der Art seiner eigenen, und er zog daraus weitere Schlüsse. Aus dem Umgang und der Erfahrung wußte er, daß man durch Ehrfurchtsbezeugungen, Bitten, Geschenke und Dienstleistungen die Stärkern besänftigen, oder sie den Schwächern geneigt machen könne; — er sagte sich, wenn mein Nebenmensch, gewaltiger als ich, mir Uebel zufügen will, so demüthige ich mich vor ihm, und als Lohn meiner Unterwerfung giebt er mir Schutz. Ich werde es mit den unsichtbaren Gewalten über mir eben so machen. Ich will die Geister der Winde, der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Wassers, des himmlischen Feuers anrufen, sie bitten, daß sie mir Gutes erzeigen und mich mit Bösem verschonen; ich will die Geister der wilden, reißenden, giftigen Thiere beschwören, daß sie mir keines der Uebel zufügen, die zu thun in ihrer Macht steht. Ich will sie durch mein Bitten, durch meine Unterwerfung rühren, und durch Geschenke sie für mich einzunehmen suchen. So entstanden die Begriffe von den Genien, von den Göttern; von Verehrung und von Opfern bei den Menschen.

Im Anfange waren diese dem Zustande ihrer Erfinder angemessenen Begriffe dunkel, verworren und roh. Liebe zur Freiheit und Haß des Zwangs ist Grundzug der menschlichen Natur; und so lange die Menschen noch Ueberfluß an Raum fanden auf der Erde, in den ersten Jahrtausenden nach ihrer Schöpfung, lebten sie familienweise, wandernd von Thal zu Thal, von den wilden Früchten der Erde und von der Jagd. Sie hatten in diesem einfachen Verhältniß keine Aufforderung, ihre Vorstellungen von einem höhern Wesen zu erweitern oder zu ordnen. Ihre Gottesverehrung beschränkte sich auf das natürliche Gebet und auf das einfachste Opfer. In ihrem Zustande der Gleichheit warf sich Keiner zum Mittler zwischen Menschen und Göttern auf. Ueberfluß hatte Keiner, folglich auch nichts Bedeutendes zu verschenken. Es konnte also auch keine Schmarotzer geben unter dem Namen Priester, die Steuern forderten unter dem Namen Geschenke, und auch keine Herrschaft unter dem Namen eines Altars. Glaubenssätze und Moral waren gleich einfach und hatten nur einen Zweck, den der Selbsterhaltung. Die Religion war ein willkührlicher Begriff, den sich jeder Mensch selbstständig bildete, ohne beschränkenden Einfluß auf die Verhältnisse der Menschen untereinander; sie war weiter nichts als eine den mächtigern Naturkräften von den schwächern Wesen dargebrachte Huldigung.

In den Thälern Indiens, in der Nähe der Wiege der Menschheit, nöthigte die Vermehrung des Geschlechts zuerst die Menschen, sich in Gesellschaften zu vereinigen, ihre Subsistenzmittel künstlich zu erweitern. Sie lernten den Ackerbau.

Kenntniß von der Folge der Jahreszeiten, der Monate, des Jahreswechsels war bei der neuen Beschäftigung unentbehrlich. Es wurde also erfordert, zuerst auf den Gang der Sonne zu merken, die in ihrem scheinbaren Umlauf durch den ganzen Thierkreis, als die Mutter des Lichts und der Wärme, sich als die erste und höchste Kraft der ganzen Schöpfung ankündigte; dann des Mondes, nach dessem Wechsel und Wiederkehr man die Zeit ordnete und eintheilte; endlich der Sterne und der Planeten, nach deren Erscheinen und Verschwinden am nächtlichen Horizonte man die kleineren Zeitabschnitte bemaß; kurz Ackerbau führte zur Sternkunde, und bei den ackerbauenden Völkern entstand daraus von selbst eine neue Art, die herrschenden und regierenden Weltkräfte zu betrachten. Denn nachdem die Menschen bemerkt hatten, daß die Erzeugnisse der Erde in regelmäßigen und steten Beziehungen mit den Himmelskörpern standen; daß die Zeit des Entstehens, Wachsens und Vergehens jeder Pflanze nicht nur, sondern auch die Thätigkeit der Elemente, Gewitter, Stürme, Frost, Hagel &c. mit der Zeit der Erscheinung, dem Steigen und der Abnahme desselben Sterns, oder derselben Gruppe von Sternen zusammen traf: daß, mit einem Worte, das Stocken und die Thätigkeit des Wachsthums der Pflanzen vom Einfluß der Himmelskörper abhing; so schlossen sie auf die größere Gewalt dieser leuchtenden Wesen, und die Gestirne, als Schöpfer und Spender von Ueberfluß oder Mangel, von Glück oder Unglück, wurden zu höheren Mächten, zu Haupturhebern des Guten und Bösen. So entstand der Indier zusammengesetztes System von höhern und niedern Gottheiten, und der Götter Wohnung wurde nun der Himmel. Götter-König — Youh-Piter — war die Sonne. Der Mond war sein Gefährte, die Planeten Diener,

Ueberbringer seiner Befehle, Boten, Gesandte; das Heer der Gestirne: — Geister, Genien, oder Engel, sein Volk; der Himmel sein Reich. Jedes einzelne Gestirn erhielt Benennungen, Geschäfte, Attribute, Symbole, die alle aus ihren sichtbaren oder eingebildeten Wirkungen gezogen wurden.

Aus dem menschenüberfüllten Indien wanderten Volkskerne, und mit ihnen Ackerbau, Sternkunde und die auf sie gegründeten Religionsbegriffe, nach Aethiopien, von da nach Aegypten. Hier, eingeschlossen im schönen Nilthal, wo die periodischen Ueberschwemmungen, von denen der Bewohner Wohlfahrt abhing, diese mehr als irgendwo auf der Erde die Wichtigkeit astronomischer Kenntnisse und der mathematischen Wissenschaften (des Messens und Rechnens) erkennen ließen, bildeten sich die indischen Religionsbegriffe vollkommener aus. Anfangs so einfach, (denn was kann einfacher und dem Gang des menschlichen Geistes in der Kindheit angemessener seyn, als jene erste Verehrung der Gestirne unter ihren natürlichen Gestalten oder Attributen, in ihren allen Menschen sichtbaren, und von ihnen verstandenen Beziehungen auf die Erzeugnisse der Erde und auf die Arbeiten des Ackerbaus!) — wurden, als die Kenntnisse der Wirkungen der Gestirne auf die Erde und auf irdische Verhältnisse sich mehrten, die Begriffe verwickelter, und wie die Kultur fortschritt, auch die Symbole und die Zeichen, welche sie andeuteten, immer zahlreicher. Kein Wunder, daß am Ende dem gemeinen Verstande der Faden des Erkenntnisses verloren ging.

Es fanden sich nun Menschen, welche das Studium der Gestirne und ihrer Kräfte und Einflüsse, ihrer Symbole und deren Auslegung zur ausschließlichen Aufgabe ihres Lebens machten, und es als ihren Beruf ansahen, dem Volke die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen. Diese, welche sich Wissende (Weise) nannten, sagten die Zeiten der Veränderungen der Himmelskörper, der Ueberschwemmungen u. dgl. voraus, und gaben Regeln zum Vorausbestimmen des Witterungswechsels, der besten Zeit zur Aussaat und zur Aerndte 2c. In Betracht solcher dem Volke geleisteten Dienste überhob man jene Menschen der gemeinen Arbeit, und der Staat sorgte für ihren Unterhalt. Bei ihren Forschungen über die Eigenschaften der Früchte und Kräuter lernten sie deren nährende und medizinische Kräfte kennen; die Beobachtung des Spiels der Elemente führte zur Erforschung ihrer Gesetze, zur Kenntniß ihrer Natur und ihrer gegenseitigen Verwandtschaften. So wurden sie Begründer der mathematischen, medizinischen und physikalischen Wissenschaften. Weil sie aber in Ermangelung der Buchstabenschrift kein anderes Mittel zur Mittheilung dieser Kenntnisse besaßen, als den mühsamen mündlichen Unterricht, so trugen sie dieselben nur auf Verwandte und Freunde über, und die Folge davon war, daß alle Wissenschaft und aller Unterricht sich in eine Anzahl Familien zusammen drängte, die sich den ausschließlichen Besitz derselben anmaßten, und dem Volke, den Layen, gegenüber einen stolzen Kasten- und Absonderungsgeist annahmen. Alle höhere Erkenntniß war für das Letztere in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt, und in eben dem Maße, als der Lichtkreis der Geweiheten sich erweiterte, umhüllte die Menge dichtere Finsterniß. War es dann zu verwundern, daß das Volk jene Menschen, die Sonnen- und Mondfinsternisse und Kometen voraus verkündigten, gleichsam auf ihr Geheiß entstehen ließen, deren Kunst den Tod vom Krankenbette wies und die gebro-

chenen Glieder heilte, die Schlangen betasten und wundergleiche Erscheinungen hervorbringen konnten, am Ende als eine höhere Gattung von Wesen und als Befreundete der himmlischen Mächte betrachtete? War es zu verwundern, daß es, um das Gute, was es wünschte, zu erhalten, und das Böse abzulenken, jene Menschen zu Mittlern und Dollmetschern annahm zwischen sich und den Göttern? — Seht! auf solche Art ist die Kaste der Priester, jenes Ungeheuer entstanden, welches unter dem Namen der Religion ein Reich der Mysterien und ein Monopol des Wissens aufrichtete, jene fluchbeladene Kaste, welche im Bunde mit der Despotie die Völker verdummt und das Fortschreiten der Menschenbildung auf Jahrtausende gehemmt hat.

Durch Kekrops nach Griechenland getragen, und durch die phönizischen und ägyptischen Handelscolonien in alle Küstenländer des mittelländischen und atlantischen Meeres bis zu den Säulen des Herkules und dem Meerbusen von Guinea verbreitet, wurde das Religionssystem der Aegypter zur Mutter des ganzen abendländischen Polytheismus, der, von den Griechen verschönert, unter der Weltdiktatur Roms fortblühete, bis er, geschwächt durch die Forschungen der Philosophen, vor den einfachen, von einer trostlosen Menschheit mit Jubel begrüßten Lehren des Gekreuzigten allmählich schwand. Kein System hat länger gedauert, keines eine gleiche Herrschaft geübt. Die ganze alte Welt trug seine Fesseln; ja, durch Zeiten, Umstände und Vorurtheile gemodelt, macht es sich jetzt noch bei vielen Völkern und Religionen offenbar, und selbst bei denjenigen, die es verachten, lebt es in den Symbolen fort, und zieht wie ein geheimer Faden durch ihre theologischen Systeme. —

Bei der Ausbreitung des ägyptischen Kultus entwickelte die Priesterkaste eine rastlose Thätigkeit; denn sie sah in dieser Ausbreitung das wirksamste Mittel zur Erweiterung und Befestigung ihrer Macht, und zur Ausführung ihres ungeheuern Planes, der, durch die Bevormundung aller Völker, nichts Geringeres als die Weltherrschaft erstrebte. —

Einig in der Verfolgung dieses Ziels überall und durch alle Zeiten, waren auch der Geist der Priester, ihr Verfahrungssystem und ihre Handlungsweise bei allen Völkern gleich. Die Religion, hinfort blos der Deckmantel und die Dienerin dieses Strebens, wurde zum Mittel erniedrigt, den Verstand der Nationen durch Aberglauben zu verhüllen, und sie in Finsterniß nach Gefallen zu lenken. — Das Nachdenken über religiöse Mysterien stempelte man zum ärgsten Frevel an der rächenden Gottheit. Autorität trat an die Stelle der freien Forschung, die Schrecken der Strafgewalt an jene der Ueberzeugung, das Monopol der Wissenschaften endlich lieferte den Priestern die Verwaltung des Staats in die Hände und immer neue Mittel, das erniedrigte Volk nach Gefallen zu plündern. Alle Tugenden sogar wurden in den Händen dieser Menschen zum Mittel, ihren heuchlerischen und unbegrenzten Egoismus zu befriedigen. Um den Sorgen des Reichthums zu entfliehen, hüllten sie sich in den Mantel freiwilliger Armuth; und arm, sicherten sie sich des Reichthums Genuß. Um von häuslichen Sorgen und Mühen verschont zu bleiben, lebten sie im Cölibate. Sie erhoben die Selbstbeschauung und die Andacht zur Tugend, damit man ihren Müssiggang achte, und sie von der Arbeit Anderer in geehrter Faulheit leben konnten. Sie nannten Gaben und Opfer den Göttern gefällige Werke, damit

es ihnen an sichern und kostenfreien Einkünften niemals ermangelte. Sie erfanden das Schaugepränge des Kultus, um zu spielen dabei vor dem gaffenden Volke die Rolle der Götter, für deren Dollmetscher und Mittler sie sich ausgaben, und deren Macht sie sich anmaßten; und sie erhoben die Gewalt der Könige und heiligten ihre Personen, um als Schöpfer dieses Nimbus, ihre eigene Erhabenheit den Völkern um so eindringlicher, die Gesalbten um so gewisser zu ihren Verbündeten zu machen, welche sie an unsichtbaren Fäden leiteten. Sie predigten die Schädlichkeit der Aufklärung, um im alleinigen Besitz alles Wissens zu bleiben, und verkehrten den öffentlichen Unterricht da, wo sie ihn nicht gänzlich hindern konnten, so, daß er das Volk nur dümmer und knechtischer, nicht klüger und verständiger machte: kurz, diese Kaste, die sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern so zu stellen wußte, daß sie allen Lasten und Beschwerden anderer Stände entging, und „die Rosen des Lebens ohne Dornen brach," übte Jahrtausende lang das Geheimniß: mitten in der Anarchie in Frieden, unter dem Despotismus, den sie stets begünstigte, in Sicherheit, unter der Arbeit, die sie predigte, in Ruhe und im Nichtsthun, im Schooße des Mangels in Ueberfluß, und in der Demuth als Herrscher über Zeitlichkeit und Ewigkeit zu leben.

Was man aber dem Volke als heilige Wahrheit lehrte, das, die Religion des großen Haufens, konnte die Geweiheten, die Priester nicht befriedigen. Außer dem allgemeinen Kultus bestand daher überall, wo der ägyptische das Fundament bildete, noch eine geheime Lehre für den engern Kreis der Auserwählten. Man kann sich denken, daß es damals, mehr noch wie jetzt, Wahrheiten gab, deren unverhüllte Anschauung dem Volke niemals vergönnt werden durfte. — Erst in spätern Zeiten, als auch profane, nicht zur Kaste gehörige Denker (vorzüglich griechische Philosophen) auf dem Wege der einfachen Speculation zur Erkenntniß des Nichtigen und Trügerischen im öffentlichen Kultus, und zur höheren Wahrheit gelangten, bildeten sie, diese edlen Männer, die immer das Ziel der Verfolgung der Priesterkaste waren, einen ausgewählten Kreis von Zöglingen um sich, um diese Erkenntniß dauernd zu machen; und so entstanden Verbrüderungen, aus deren Mitte auch in die Völkerkreise so viel Licht strahlte, als der allgemeine Kulturzustand und die Verhältnisse nur immer erlaubten. Diese waren es, welche den orthodoxen Polytheismus untergruben, die Allmacht und das Ansehen der Priester schwächten, und die Massen für die Aufnahme der Christuslehre allmählich vorbereiteten. —

Eines der allermächtigsten und dauerhaftesten Werkzeuge in den Händen der Priester zur Erhaltung ihrer Herrschaft waren die Orakel. Ihre Erfindung zeugt von einer tiefen Kenntniß der menschlichen Natur.

Unaufhörlich wird die Mehrzahl der Sterblichen von dem unruhigen Verlangen geplagt, den Schleier zu lüften, welcher über ihrer Zukunft liegt. Immer vermuthen sie zwischen vorhandenen oder eingebildeten Gefühlen, die sie Ahndungen nennen, und künftigen Ereignissen ein geheimnißvolles Band, ein Glaube, der sich am Ende auf die lächerlichste Eigenliebe gründet, welcher der Mensch sich nur hingeben mag. Denn was ist dein Ahndungsglaube, bei Licht betrachtet, anders als der Wahn, die Allmacht werde aus absonderlicher Theilnahme an deiner kleinen Persönlichkeit und

ihren Privatanliegen die unwandelbaren ewigen Gesetze der Natur verändern, und dienstbare Geister um dich her versammeln, mit dem Berufe, dir durch geheime Zeichen deine Zukunft anzudeuten? — Genug, diese sonderbare Schwäche der Menschenmehrzahl, die zu allen Zeiten geblüht hat, wurde früh schon von schlauen Betrügern als ein Umstand bemerkt, aus welchem große Vortheile zu ziehen wären. So entstand Ahndungs= (Zeichen=) Deuterei, und die Priester bemächtigten sich dieses Gewerbes, eifersüchtig alle geistige Gewalt in ihren Händen zu vereinigen, und trieben es als Monopol. Die weltlichen Gewalten, befreundet mit den Priestern, sahen in demselben ein wirksames Mittel zur Leitung der Völker. Alles, was Dummheit und Aberglauben verbreitete, immer gern begünstigend, nahmen sie die Zeichendeuter in ihren Schutz und beförderten durch ihr eigen Beispiel den Glauben an die „heilige Kunst," aus Träumen, Ahndungen, Zeichen, den Constellationen, aus den Eingeweiden der Opferthiere, dem Fluge der Vögel 2c. 2c. die Zukunft zu verkündigen. — Mit diesem Gewerbe des Betrugs hing das auf gleichem Grunde ruhende Institut des eigentlichen Orakels auf das genaueste zusammen. Gewöhnlich wurden Orakel — Orte, wo man auf bestimmte Fragen von den Dollmetschern der Gottheit offenbarende Antworten erhielt, — an Plätzen gegründet, wo entweder Schrecken der Natur, oder auf Sagen gestützte heilige Erinnerungen das Gemüth zu gläubiger Andacht stimmten. Die Priester waren klug genug, bevor sie ihren Gott sprechen ließen, den Fragenden über alle Umstände auszuforschen, die eine vernünftige Muthmaßung über sein künftiges Schicksal begründen konnten; und sie waren welterfahren genug, um aus den jedesmaligen Verhältnissen der Staaten und dem Charakter ihrer Machthaber wahrscheinliche Schlüsse auf die kommenden Ereignisse zu ziehen. Traf das Orakel zu, so wurde es zur Ehre des Gottes laut durch die Welt verkündigt; schlug's fehl, blieb's sorgfältig verschwiegen. Auch waren die Antworten stets so abgefaßt, daß immer eine andere, oft die entgegengesetzte, Auslegung des Spruchs möglich blieb, und daß, wie auch der Würfel fiel, eine wahre Vorhersagung ganz gut herausgedeutelt werden konnte. Gesetzgeber, Feldherren und Könige ehrten die Orakel, weil sie ihnen ein wirksames Beförderungsmittel ihrer Plane waren; denn oft, wo Vernunftgründe und Gewalt nicht durchdrangen, da schlug der Ausspruch des Gottes den Widerstand nieder.

Es gab Orakel, die nicht bei einem Volke blos, sondern in der ganzen damals bekannten Welt in Ansehen standen. Die urältesten und berühmtesten waren die des Jupiter=Ammon in der libyschen Wüste, und das zu Dodona, gleichfalls ägyptischer Gründung. Jünger, aber nicht weniger berühmt, war das von Delphi in Griechenland, am südlichen Fuße des Parnaß. Der Ort, wo die Sprüche desselben ertheilt wurden, war eine Höhle in einer engen Felsschlucht, unfern vom großen Tempel des Apollo; an derselben Stelle, wo einst der Gott den Drachen Python, wie die Mythe erzählt, getödtet hatte. Die Höhle hieß Pytheion. Ihre Entdeckung schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Abhange des Parnaß weidete, und, als er an ihrem Eingang ausruhete, in prophetische Begeisterung gerieth; vermuthlich ein Taschenspielerstückchen der Apollo=Priester. Diese bauten durch lange Säulenhallen das neue Heiligthum in das alte ein, und stellten über die Höhle den goldenen Dreifuß, auf welchem die Priesterin,

Pythia genannt, die Eingebungen des Gottes, welche als begeisternde Dünste aufsteigen sollten, empfing und verkündigte. Diese Wahrsagerin war ein von den Priestern zu dem Blendwerk abgerichtetes, verrücktes Mädchen. Nachdem sich die arme Wahnsinnige zuvor im nahen castalischen Quell gebadet, dann mit Lorbeer bekränzt und unter Weihgesängen auf den mit Lorbeer geschmückten Dreifuß niedergelassen hatte, gerieth sie — nach einigen Minuten tiefen Schweigens — in den Zustand der Verzückung. Sie zitterte und aus ihrem Munde ertönte Klaggeschrei und langes Stöhnen. Diesem Zustande folgte völlige Raserei. Ihre Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, handfeste Priester hielten die sich gräßlich Windende gewaltsam auf dem Dreifuß zurück: da endlich offenbarte sich der Gott, unter fürchterlichem Geheul, durch einzelne Worte und Sylben, welche die Priester mit Sorgfalt und Ehrfurcht auffaßten, ordneten und schriftlich den Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Versen; später begnügte sich der Gott, sie in Prosa zu ertheilen. So toller, ekelhafter Spuk einer Betrügerrotte dauerte 1500 Jahre, und das verrückte Werkzeug der Priesterarglist empfing die ehrfurchtvollsten Huldigungen und die reichsten Geschenke der Abgesandten aller griechischen Staaten nicht nur, sondern auch die aller Mächtigen und Könige der alten Welt. Mehr als einmal bestimmten die Antworten der Pythia das Schicksal ganzer Reiche, und ihre Wirksamkeit auf Griechenland, als ein gemeinschaftliches Band der Nation und als Stütze der Regierung, während so langen Zeitraums war unermeßlich. —

Als die Nationalregierungen aufhörten, oder nur Schattenspiele waren ohne Ansehen und ohne Macht im Volke, als die weltbeherrschenden Machthaber in Griechenland den Beifall des Gottes nicht mehr nöthig hatten, und seine Mißbilligung ungnädig würden aufgenommen haben: da beschränkte sich sein Orakel auf Privatanliegen, und nachdem Nero den Apollotempel um den letzten Rest seiner Schätze beraubt hatte und der erloschene Glaube an des Gottes Macht die Priester hungern ließ — da verstummte er. Constantin endlich schleppte den goldenen Tripos nach Constantinopel und schmückte damit — eine Rennbahn! —

Von der ehemaligen Pracht Delphi's, von der uns, von Homer bis Strabo, alle alten Schriftsteller so viel Wunderdinge erzählen, ist keine Spur mehr übrig. Nur die Scenen der Natur und eine Menge in des Parnaß Felsenmauer gehauene Grabmäler bezeichnen noch Delphi's Stätte, auf der ein kleines, schlechtes Dörfchen, Castri, liegt, das Hirten bewohnen.

Von dem Ort, wo Apoll's berühmtes Heiligthum gestanden, gibt der Stahlstich eine treue Ansicht. Die castalische Quelle ist noch so herrlich wie vor 3000 Jahren. Hoch aus dem Felsen entspringt sie, und stürzt als Kaskade in ein Bassin herab, dem einstigen Bade der Pythia. Die hohen Felswände sind glatt gearbeitet, und hie und da sieht man noch die ausgehauenen Nischen, in welche die Geschenke für den Gott niedergelegt wurden. Rechts erblickt man die Höhle, über welcher der Dreifuß gestanden; aber ihren engen Eingang betritt kein Gott mehr: — unsere profane Zeit hat ihn in einen Ziegenstall verwandelt.

CXXI. Dowlutabad in Ostindien.

Unter die auffallendsten Züge in der Landesphysiognomie des uralten Indiens gehören die vielen Bergfestungen, deren alterthümliche Bollwerke auf kaum zugänglichen Höhen, wie Adlernester, eine ferne Zeit der Unsicherheit oder der Raubsucht und Zwingherrschaft verkündigen. Furcht war das Hauptmotiv ihrer Entstehung. Sie fallen deshalb fast durchgehends in jenen dunkeln Zeitraum der indischen Geschichte (500 bis 1200), wo die nordischen Völker (Kaukasische und Mongolische Stämme) die reichen Länder Südasiens mit ihren Plünderungs- und Eroberungszügen bedrängten. Damals waren unbezwingliche Vesten, zur Sicherung von Eigenthum und Personen, nöthig; und in spätern Zeiten wurden sie von den fremden Eroberern zur Befestigung ihrer Herrschaft unterhalten.

Dowlutabad ist unter den Gibraltars Indiens das unbezwinglichste und berühmteste, und es wird durch ganz Asien für ein Wunder der alten Befestigungskunst betrachtet. Es ist das Werk der Hindus und fast Tausend Jahre alt. Es liegt an der Straße von Ellora nach Aurungabad, im Gebirgslande Deccan, zu dem es der Schlüssel ist.

Ein Berg, der einem runden Dom mit hoher Kuppel nicht unähnlich sieht, erhebt sich einsiedlerisch aus einer fruchtbaren und reizenden Ebene, und auf seinem Scheitel thürmt sich die Veste auf, in schwindelnder Höhe über der Stadt, welche am Fuße sich lagert. Den Berg, von halbstündigem Umfang und 700 Fuß Höhe, umziehen in zweistündiger Entfernung starke Außenwerke: hohe Mauern und tiefe Gräben, über welche Zugbrücken führen. Kömmt man näher, so erstaunt man, den Berg selbst in seiner ganzen Runde und bis auf eine Höhe von 160 Fuß senkrecht behauen zu finden. Nur an einer einzigen Stelle ist er zugänglich mittelst eines unterirdischen Felsenwegs, dessen befestigter Eingang nur einen Menschen auf einmal zuläßt. Er führt im Zickzack über mit Fallthüren belegte Abgründe und geht unter mehren engen Pforten hin, über welche man mit Grauen breite, scharfe Messer, wie Guillotinen, blinken sieht, welche nur des Winkes harren, um auf den Durchgehenden herab zu stürzen. An andern Stellen bewegen sich Sensen und andere Schneideinstrumente an schweren Eisenwellen im Kreise, Jeden, der bis zu ihnen dringen möchte, mit sicherem Zerschneiden drohend. 600 Klafter lang ist dieser grauenvolle Weg, auf dem mit jedem Schritte den Eindringenden neue Todesschrecken harren, und von ihm verzweigen sich noch engere Felsengallerien nach den Vorrathshäusern, Kasematten und Batterien in die Tiefe des Berges. Jener Aufgang endigt an der zweiten Felsmauer, die 60 Fuß hoch, rundum senkrecht und glatt abgearbeitet ist. Von da aus geht ein schwindlicher Pfad durch mehre starke Thore, immer im Zickzack und unter dem Feuer der unsichtbaren Batterien hinauf zur dritten, abermals 60 Fuß hohen, senkrechten Felswand, auf deren Höhe die bombenfesten Gebäude der Festung selbst emporsteigen. Sie umgeben einen Hof, dessen Mitte ein isolirter, sehr hoher Thurm mit Zinnen einnimmt, wo die Fahne Britanniens stolz neben der des Nabob von Hyderabad weht, dem, einem Vasallen und Verbündeten Englands, die Veste gehört.

CXXI



DOWLUTABAD
(Ostindien)

Aus der Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger







G.Kern z. Darmstadt

DAS FORUM (Campo Vaccino) IN ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

CXXII. Das Forum in Rom.

Mehrmals wanderten wir schon zwischen Ruinen von Rom's gesunkener Größe. Wir haben in Tivoli die Landsitze der ehemaligen Weltbeherrscher betrachtet, sahen an der appischen Straße ihre prachtvollen Mausoleen, und führten unsere Leser in Agrippa's hohen Tempel: betreten wir jetzt den welthistorischen Boden, auf welchem die Fabier, die Sulla, die Scipionen, die Cäsaren einst als Triumphatoren dahin zogen!

Wir stehen auf dem Forum. Zwei lange Reihen herrlicher und ungeheuerer Trümmer bezeichnen diesen Ort, welcher dem alten Rom zu dem dreifachen Zwecke der Volksversammlungen, des öffentlichen Gerichts und der feierlichsten Staatshandlungen diente. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Entstehung der Stadt hielten die Bürger hier ihre Festspiele und Zusammenkünfte; und schon König Tarquinius Priscus faßte das Forum mit Säulengängen ein, zum Schutze gegen die Witterung. Als Rom's Macht sich ausbreitete, zuerst über Italien, dann über den halben Erdkreis, wurde allmählich um diesen Platz Das versammelt, was von des Staates Größe und Hoheit den imponirendsten Begriff geben, Das, was unbeschränkte Macht, grenzenloser Reichthum und eine an's Fabelhafte gränzende Prachtlust nur Großes ersinnen konnten. Es reiheten sich um ihn her die Palläste der Consuln und Cäsaren und die Tempel der Götter; Triumphbögen schmückten seine Zugänge, im weiten Kreise umzogen ihn Thermen, Cirkus, Rennbahnen, Museen und öffentliche Bibliotheken: und was Griechenland, Sicilien, Jonien und Aegypten Bewundernswürdigstes an Werken der Kunst besaßen, wurde auf der weltherrschenden Roma Wink herbeigeschafft, ihr Forum zu schmücken. Weniger durch die Hand der Zeit, als durch die der Menschen und der Elemente, durch die verwüstenden Barbaren und die unzähligen Feuersbrünste, ist Dieß längst dahin, oder liegt in Schutt. Heerden blöken, wo Cicero und die Gracchen das Feuer ihrer Beredtsamkeit über ein zahlloses Volk ausgossen; und wo die Kaiser wohnten, grünt der Weinstock: aber die unzähligen Ruinen zeugen noch künftigen Jahrhunderten die hier gewesene Herrlichkeit.

Das Forum war südwestlich vom palatinischen, nördlich vom capitolinischen Berge begrenzt, und bildete ein längliches Viereck von etwa $\frac{1}{2}$ Million Quadratfuß Flächenraum. Es führten dahin die prächtigsten Straßen, und die Triumphbögen des Constantin, des Septimius Severus und des Titus. Wendete man sich nach dem, mit den schönsten Werken der Baukunst prangenden Capitol, wohinan eine Marmortreppe leitete, so sah man links die Kaiserpalläste, welche den ganzen Mons Palatinus bedeckten, und rechts eine Reihe prachtvoller Tempel, von denen

der des Friedens, des Antonin und der Faustina, des Mars und des Saturnus noch köstliche Trümmer zurückgelassen haben. Rückwärts aber stieg das Amphitheater des Flavius empor (nach einer vor demselben aufgestellt gewesenen Riesen-Statue des Sonnengotts, von 150 Fuß Höhe, das Colosseum genannt), und weckte durch das Ungeheuere seiner Masse und durch die einfache Pracht seiner Bauart das höchste Erstaunen. Von diesem Wunderwerke haben sich die nördliche Hälfte und die Substruktionen der südlichen ganz erhalten. Nach außen bildete es eine etwas eiförmige Rotunde, hundert und sechzig Fuß hoch und fast achtzehnhundert im Umkreis, welche ein dreifacher, über einander gethürmter Säulenkranz umlief. Säulen und Außenmauern bestanden ganz aus weißem, tiburtinischen Marmor. Die Arena im Mittelpunkte des innern Raums hatte sechshundert Fuß Umfang und konnte zehn tausend Kämpfer auf einmal fassen. Der ganze Zwischenraum, der die Arena von der äußern Mauer trennte, war mit steinernen, stufenweise sich übereinander erhebenden Bänken ausgefüllt, auf welchen über hundert und zehn tausend Zuschauer Platz hatten. Die untersten Reihen waren für die Vestalen und Senatoren, über ihnen saßen die Ritter, über diesen die Bürger, auf den höchsten endlich die Matronen. Ganz oben standen zehntausend Sklaven, welche einen schirmenden Teppich, oft von der kostbarsten, mit Gold und Perlen gestickten Arbeit, oder mit den herrlichsten Gemälden geschmückt, über alle Sitze gespannt hielten. Die gewölbten Räume unter den Sitzen waren Behälter für die zum Kampf bestimmten reißenden Thiere, für die ihnen zu Schlachtopfern ersehenen Menschen, für die Gladiatoren, und für einen Theil der Leibwache des Kaisers, dessen Pallast durch einen Portikus mit dem Colosseum verbunden war.

Vespasian baute dieses Theater mit einem Aufwande von 35 Millionen Gulden. Er verwendete dabei 12000 gefangene Juden, von denen die Hälfte über der harten Arbeit und durch Unglücksfälle starb. Titus weihete es ein, und sein Bruder und Nachfolger, Domitian, gab hier die größten Kämpfe, welche das blutgierige, in der Grausamkeit Wollust findende Rom je gesehen hatte. Tausende der ersten Christen starben hier, wilden Thieren hingeworfen, den Märtyrertod. Zuletzt hatte sich das entartete römische Volk so an die Lust des Blutvergießens gewöhnt, daß es diese Augenweide gar nicht mehr entbehren konnte, und Vornehme sich Sklaven hielten, bloß zu dem Zwecke, daß sie sich einander bei den Hausfesten und Gastmälern würgten. Ja, ergriffen von der Wuth der Blutgier stürzten sich oft Ritter und Senatoren in die Arena, und hauchten unter den Klauen der Bestien, oder den Schwertern der Gladiatoren freiwillig ihr Leben aus. Kaiser Commodus spielte im Colosseum mehrmals die Rolle des öffentlichen Fechters. Trajan gab hundert und zwanzig Tage hinter einander Schaukämpfe, und an jedem Tage erschienen zehntausend Streiter. So ging die Blüthe der unterjochten Nationen zu Grunde! So wurde die Welt ausgesogen und ganze Provinzen entvölkert, um das tägliche Geschrei nach Brod und Spiel (PANIS et CIRCENSES!) des zu einer arbeitsscheuen Hyänenrotte herabgesunkenen Römervolks zu sättigen!



CXXIII



KLOSTER St. ANTONIO
auf dem Libanon

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

In diesem schauervollen Raume, wo einst das Blut der beknechteten Nationen in Strömen dampfte, und das bestialische Freudengeschrei der Zuschauer hallte, wenn Christen von Löwen und Panthern zerrissen wurden, hört man jetzt nichts, als das Gebell des Hundes des alten Einsiedlers, der diese Trümmer hütet, oder an Festtagen das Glöckchen des messelesenden Kapuziners; denn rings im Innern der Arena sind Bußaltäre aufgerichtet, und über jedem hängt eine kleine Glocke, welche die Vorübergehenden, oder die das Colosseum Besuchenden zur Theilnahme am Gebete einladet. — Wie wunderbar knüpft sich hier die heidnische Vergangenheit mit der christlichen Gegenwart zusammen! Und welcher Stoff zu Betrachtungen!

Unser schönes Bild gibt die Aussicht vom Bogen des Titus, quer über das Forum hinüber nach den herrlichen Trümmern des Concordientempels, dessen Portikus mit sieben aufrecht stehenden Marmorsäulen eine der schönsten und pittoreskesten Bautrümmer Roms bildet. Die dreisäulige Ruine rechts gehörte mit ihren am Boden liegenden Fragmenten zu einem Tempel des donnernden Jupiters, den Augustus an der Stelle aufrichten ließ, auf der während eines Gewitters einer seiner Begleiter vom Blitz erschlagen wurde. Alle diese Trümmer bestehen ganz aus Marmor. Sie waren noch vor wenigen Jahren bis zur Hälfte ihrer Höhe in Schutt begraben. Jetzt sind sie bis zur Base von demselben gereinigt, und auch der Marmorboden der Triumphatorenstraße, auf welchem 20 Fuß tiefer Staub einer fünfzehnhundertjährigen Zerstörung lag, ist gänzlich aufgedeckt worden.

CXXIII. Das Antonius-Kloster auf dem Libanon.

Auf hohen Bergen werden unsere Betrachtungen hehr, erhaben, angemessen den großen Gegenständen, die durch das Auge auf uns wirken, und sie sind mit einer unnennbar stillen Freudigkeit verbunden, die nichts Herbes und nichts Sinnliches hat. Die gemeinen und irdischen Empfindungen bleiben zurück in dem Maaße, als man sich über die Wohnungen der Menschen erhebt. Darum suchte der Schmerz und der Kummer von jeher so gern Erleichterung und Trost auf den Höhen. Schon die Bibel erzählt, daß große Unglückliche, David, die Propheten, der Heiland selbst, sich in den Tagen der Trübsal in die Gebirge zurückzogen. „Ich will auf die Berge steigen" sagt Jeremias, „um zu weinen und zu klagen" und auf dem Oelberge trank Jesus Christus den Kelch der Schmerzen.

Aus gleichem Grunde waren sie stets eine Zuflucht der Menschen, die in der Abgeschiedenheit von der Welt Vergessenheit aller irdischen Sorgen suchten, um der Selbstbeschauung und der Andacht sich zu weihen. In des Christenthums ersten Jahrhunderten zogen sich Tausende in Gebirge zurück, um zu einer ruhigen Betrachtung der neuen Lehre zu gelangen, wozu sie im Gewühle des Alltagslebens nie kommen konnten. Die Ruhe des neuen Wohnorts ging unvermerkt in ihre Seele über, sie fanden Friede und Freude in den öden Felsen und in der Heimath der Ungewitter den heitern Seelenhimmel, aus dem sie nur mit Grausen auf das Treiben in der Tiefe zurückdachten. Sie blieben, und so wurden aus ihnen Einsiedler, Bußprediger und Heilige. — An den Orten, welchen ihr Aufenthalt Weihe gegeben hatte, baute in spätern Zeiten die fromme Einfalt Kapellen, Kirchen und Klöster, und daher kömmt es, daß sich zuweilen in den unwirthbarsten Gegenden, auf den höchsten Gebirgen, noch jetzt die prächtigsten und größten religiösen Gebäude vorfinden, während eine weit größere Anzahl ihr einstiges Vorhandenseyn durch malerische Trümmer verkündiget. —

Auf diese Weise entstand auch, nahe am ewig beschneiten Hochrücken des Libanon, in der schauerlichsten Einöde, das berühmte Maronitenkloster, welches dem heiligen Antonius geweiht ist. — In den Klüften der Felsen, auf denen dieß festungsähnliche Gebäude steht, das einer der besuchtesten Wallfahrtsorte des Orients ist, lebte nämlich der Klausner Antonius im dritten Jahrhundert, einer der gefeiertsten Lehrer und Heiligen der christlichen Urzeit. — Die Anzahl der Mönche, die im Kloster wohnen, ist gegenwärtig zwischen achtzig und neunzig, dreißig andere leben in den Felsschluchten der Nähe, nach der Weise ihres Meisters, in Kasteiung und Gebet. Die meisten Zellen, die Kirche selbst, sind mit unsäglicher Mühe aus den Felsen gehauen, an welcher Arbeit, der Sage nach, 20,000 Pilger geholfen haben sollen. Zehn Stunden jeden Tags sind dem Gebete gewidmet. Da die Mönche es stehend verrichten müssen, so trägt jeder 2 Krücken, um sich darauf zu stützen und so stehend zu ruhen. In dieser Stellung die ganze Congregation im Gebete in unterirdischer Kirche versammelt zu sehen, bei'm Scheine des Kerzenlichts — unbeweglich wie Marmorstatuen — ist ein seltsamer Anblick.

Bei der weiten Entfernung des Klosters von jedem andern Wohnort der Menschen, müssen die Mönche alle Handwerksarbeiten selbst verrichten, und jeder hat eine gewisse für den ganzen Verein zu besorgen. Der eine ist Schuster, der andere Schneider, der dritte Tischler, der vierte Schlosser u. s. w. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die Druckerei, die älteste des Morgenlandes, und für zwei Jahrhunderte die einzige Syriens, welche die Christen dieses Landes mit Religionsbüchern in der arabisch-syrischen Mundart versorgt. Das Papier erhalten sie von Venedig, die Lettern verfertigen sie in ihrer eigenen Schriftgießerei. Selbst eine Steindruckerei besitzen seit einigen Jahren die industriösen Mönche, womit sie Heiligenbilder hervorbringen, welche im Morgenlande gerne gekauft werden.



CXXIV



Stahlstich v. I.G. Martini 1836.

BERGVESTE TROSTBERG
im Tyrol

Ein anderer nicht minder einträglicher Erwerbzweig ist das Austreiben der bösen Geister, ein unveräußerliches Erbe vom heiligen Antonius. Selbst die türkischen Behörden fröhnen diesem Aberglauben und schicken jährlich eine Menge Verrückte hieher, welche in der vermeintlichen Höhle des Heiligen an den Felsen geschmiedet und täglich 6mal unter Gebeten und Bannsprüchen der Mönche gegeißelt werden. Diese rohe Kur ist oft von Erfolg. Gemeinlich kommen die Kranken binnen wenigen Wochen wieder zum Gebrauche ihrer Vernunft, und nicht selten heilt sie schon der erste Tag. Wenn aber die Kur mißlingt, dann setzen es die Mönche auf Rechnung der Ungläubigkeit ihrer Patienten.

CCXXIV. Trostberg in Tyrol.

Nicht leicht kann eine Straße reicher an gefälligern Abwechselungen seyn und überraschendere Kontraste darbieten, wie der alte Heerweg von Innsbruck nach Verona über den niedrigsten der Alpenpässe, welche Deutschland mit Italien verknüpfen, den nämlichen, den die römischen Legionen zogen, als sie die Eroberung unseres Vaterlandes versuchten.

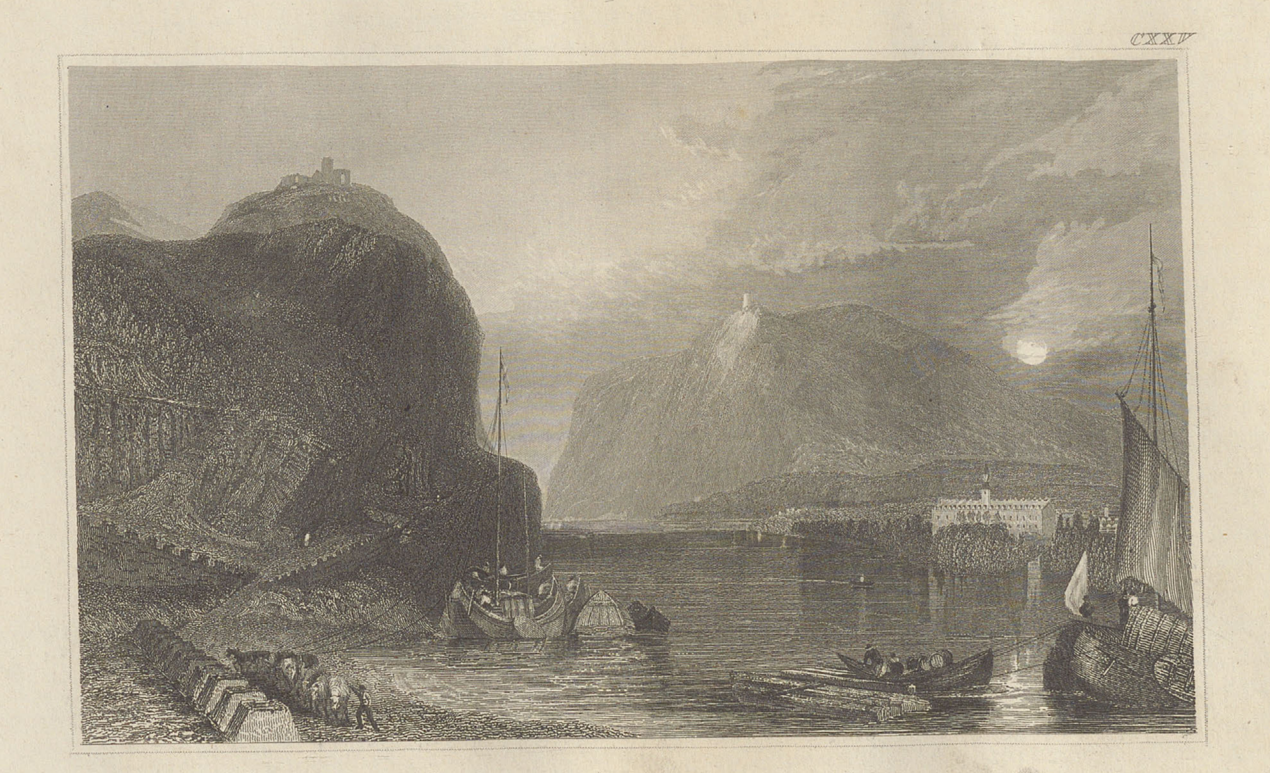
Gleich hinter Innsbruck zieht sich die Straße, an der Abtei Wildau vorbei, aufwärts, und der Reisende betritt den klassischen Boden Tyrols. Von hier bis Brixen ist nämlich jede Meile ein Schlachtfeld, auf dem nach der heldenmüthigen Erhebung der Tyroler am 8. April 1809 zur Abschüttelung des verhaßten Baiern-Jochs, dieses kleine Bergvolk gegen die ungeheuerste Uebermacht kämpfte; nicht für die Freiheit, sondern für die angestammte alte Herrschaft Oesterreichs, das eine so seltene und so großherzige Hingebung übel vergalt und die Betrogenen ihrem Schicksal überließ. Am Iselberge, über den die Straße zieht, erfochten die tapfern Bergbewohner jenen berühmten Sieg über das französisch-bayerische Heer, in dessen Folge acht tausend Mann das Gewehr streckten und eine Menge von Napoleons welterobernden Adlern und Fahnen das Loos traf, neben den Gnadenbildern auf den Tyroler Bergen als Trophäen zu prangen. — Vom Isel ist ein prächtiger Rückblick auf das eben verlassene Innsbruck. Von der nächsten Station, Schönberg, schaut man in das Stubeyer Thal hinein, das seines Gletschers wegen oft besucht wird; dann geht es das angenehme Sillthal hinauf durch den Flecken Mattrey und das Dorf Steinach, von wo der Weg zum Brenner-Paß bequem und in weiten Schlangenwindungen hinansteigt. Der höchste

Punkt des Col liegt 4264 Pariser Fuß über dem Meere; aber der beschneiete Gipfel des Berges ist 2000 Fuß höher. Das Posthaus steht auf der Schärfe des Kammes und aus seinen Fenstern hat man entzückende Aussichten in die Bergwelt und in sonnige Thäler nach Italien hin. — An der Seite der tobenden Eisaok, welche bei'm Dorfe Brenner einen schönen Wasserfall bildet, kommt man nach fünfstündigem Abwärtssteigen nach Sterzing, einem artigen Städtchen von 1300 Einwohnern, der URBS STYRIACORUM der Römer. Unfern von demselben ragt wie ein Riese der 8000 Fuß hohe Schneeberg in die Wolken. — Immer in engem Thale und zuweilen in tiefer schauerlicher Schlucht läuft der Weg fort bis nach Mittenwald. Diese ganze Strecke vertheidigte Hofer mit seinen Tyrolern Schritt vor Schritt mit verzweifelter Tapferkeit gegen die fremden Unterdrücker, und ein Bergkessel bei dem genannten Dorfe ist die Stelle, wo der Held eine seiner gelungensten Waffenthaten ausführte. Als nämlich die 4000 Mann starke Vorhut des vereinigten Heeres der Franzosen und Baiern bis hierher vorgedrungen war, sahen diese den Ausgang durch Verhaue und Gräben gesperrt. Sie machten Anstalt aufzuräumen, als auf ein gegebenes Zeichen plötzlich von allen Bergen rings umher große Felsblöcke sich lösten (welche die Tyroler zu dem Zwecke gelockert, mit Stricken aber festgehalten hatten) und auf die entsetzten Feinde mit Lavinendonner herabstürzten. — Ueber 2000 Mann wurden zerschmettert und der fliehende Rest fiel von den Kugeln und Kolbenschlägen der ihnen nacheilenden Bauern. Fast keiner entrann. So groß war die Wirkung dieser That auf das Hauptheer, daß dieses sich bis zum Fuße des Brenner zurückzog, und es, obschon an Zahl der Handvoll Bergschützen zwanzigfach überlegen, lange nicht wagte, seine Angriffsoperationen zu erneuern. —

Ein tiefes Defilee, das sich nach rechts und links häufig in malerische Bergthäler öffnet, und an den Schlössern Sporchenstein und Reiffenstein vorbei, dann bei Mühlbach dem alten Raudeneck vorüber, führt, leitet in das freundliche Pusterthal, und Brixen, die größte Stadt desselben, liegt ausgebreitet da. Hier weht zuerst italische Luft und die sonnigen Bergwände sind mit Reben, Kastanien und Feigen bepflanzt, welche gut gedeihen. Aber weiter abwärts verengt sich das Thal von neuem zur Schlucht, und die dunkeln Schatten der hohen Berge verscheuchen die südliche Vegetation wieder. — Hinter Clausen (5 Stunden von Brixen) wird die Gegend schauerlich wild, Bergkegel thürmt sich an Bergkegel auf, und ein eisiger Wind, hoch von den entferntern Schnee- und Gletscherwüsten kommend, bläst aus allen Schluchten. Durch dieses Labyrinth windet sich die Straße bald rechts und links an der Puster fort, die unten im tiefen Felsbett braust, bis zum Dorfe Kollman, welches die Poststation zwischen Brixen und Botzen bildet. Gleich hinter diesem in einem von hohen Bergen umgebenen, freundlichen Thale liegenden Orte erfreut den Reisenden eine der herrlichsten Berglandschaften Tyrols. Seltsam erheben sich auf einem von Himmel und strahlenden Schnee- und Eisalpen geformten Hintergrunde eine Menge Bergpyramiden hinter- und übereinander, und Burgruinen und alterthümliche Schlösser prangen auf den meisten ihrer Gipfel.


Stadt-
bücherei
Elbing

CXXV



DRACHENFELS am RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Unter allen ragt die Bergveste Trostberg hervor, hoch auf unzugänglichen Felszacken, und mit ihren sieben Thürmen wie ein Obelisk gen Himmel strebend. Diese Burg, eine der ältesten des Landes und eine der besterhaltenen, befindet sich in einem bewohnbaren Zustande, und war in der Zeit des Faustrechts, als die räuberische Gewalt noch die Löwenhaut trug, welche sie in civilisirterer Zeit zu unbequem fand und darum ablegte, eine der gefürchtetsten Zollstätten und der Schrecken aller des Wegs ziehenden Fuhr- und Handelsleute. Ohne Zweifel hatten ihre Besitzer das Lokal gut gewählt. An der Straße, auf der sich Venedigs Handel mit dem Norden bewegte, war das Adlernest, nach damaliger Weise Krieg zu führen, so gut als unangreifbar, weswegen auch alle Zerstörungsversuche unschädlich an ihm vorübergingen. Wie durch Wunderkraft auf den spitzigen Felsen in räthselhaftem Gleichgewicht gehalten, ist es nur durch eine Brücke zugänglich, welche über eine 200 Fuß tiefe, breite Schlucht zum befestigten Nachbarberge führte, und war die Zugbrücke aufgezogen, so saßen diese Zöllner der alten Zeit sicher in ihrem Horste und konnten jeder sich ihnen nahenden Uebermacht spotten.

In den verödeten Hallen dieser merkwürdigen Burg, mit ihren Verließen und Folterkammern, waltet noch ganz des Ritterthums romantischer Geist, und sie wäre vortrefflich geeignet, um zu einem Gegenstück von Götz von Berlichingen zu begeistern, dessen Dichter freilich kein Göthe von Gesinnung seyn dürfte.

CXXV. Rolandseck und Drachenfels am Rhein.

Zwei Stunden von Bonn, stromaufwärts, bei dem Städtchen Königswinter, rücken die Bergufer des Rheins näher an einander. Das westliche erhebt sich als ein mächtiger, an tausend Fuß hoher Felsen, der tief in den Strom hinein tritt, welcher ihn zürnend umbraußt. Kühn, verwegen fast, überhängen die braunen Steinmassen die Gewässer, gleichsam des Fluthennachbars zu spotten, der seit undenklicher Zeit ihre Grundfesten bespült.

Theils Hochwald, theils niedriges Gesträuch bekleidet den Berg bis zum Gipfel, auf dem ein düsteres Mauerwerk steht, eine der merkwürdigsten Ruinen Deutschlands. Dort oben nämlich, wo das Auge unterwärts das große Wasser, ein grünendes Eiland, schwarze Waldgruppen und schauerliche Schlünde um sich her erblickt, und freund-

liche, milde Landschaften in der Ferne gewahrt; dort, wo die Winde rastlos heulen, baute der deutsche Herkules, Ritter Roland, nach einem Leben voller Heldenthaten, sich eine Hütte, und starb, als Einsiedler, an Gram und Liebe.

Roland, Karl's des Großen heldenmüthiger Neffe, hatte, — so erzählt die Sage — müde des langen, langen Friedens und der Thatenlosigkeit des Hoflebens, Ingelheim verlassen, um eine Ritterfahrt nach dem Norden anzutreten. Auf der Reise dahin, zwischen Bonn und Köln, sprach er in der Veste eines alten Kampfgenossen ein. Herzliches Willkommen empfing ihn in der stattlichen Burg, und des ritterlichen Eigners schöne Tochter, Hildegund, kredenzte freundlich dem edlen Gaste. Unserm Roland behagte es, und er blieb länger, als er dachte. Der Freund wurde nicht müde, des Helden Thaten und Abenteuer in den letzten Kriegen zu hören, und Roland des Erzählens nicht überdrüssig, wenn Hildegund bat und noch eifriger als der Vater ihm lauschte. Endlich mußte aber doch schicklicher Weise aufgebrochen seyn. Als nun die bestimmte Stunde der Trennung herbeieilte, da merkte Roland, daß er sein Herz an die schöne Jungfrau verloren hatte! Frank und frei gestand er's dem Freunde, und durch Erröthen und Schweigen des befragten Mädchens bekannte diese Erwiederung von Rolands Liebe. Unbedenklich gab der Vater zum geschlossenen Seelenbunde seine Einwilligung.

Roland eilte nach Ingelheim zurück, um des kaiserlichen Oheims Jawort einzuholen; als er aber hinkam, fand er zu seiner Verwunderung die friedliche Ruhe vom kaiserlichen Hoflager verscheucht und Alles begriffen in kriegerischer Zurüstung. Wenige Tage vorher war nämlich Kunde angelangt von einem plötzlichen Friedensbruche der Sarazenen in Spanien, und Carolus Magnus hatte sich sogleich zum neuen Heerzug gegen die Erbfeinde entschlossen. Er forderte den tapfern Neffen auf, ihn zu begleiten. Roland, der thatenlustige, mochte nicht zaudern, dem Willen des Kaisers zu gehorchen. Schnell kehrte er zu seiner Braut heim, theilte ihr seinen Entschluß mit, sein süßestes Glück auf die Rückkehr vom Sarazenenzuge zu verschieben, versicherte ihr ewige Treue, empfahl sie Gott, und riß sich los, um den bereits aufgebrochenen Kaiser einzuholen.

Schrecklich wüthete der Krieg, und voll Furcht und Hoffnung harrte lange vergeblich Hildegund auf Kunde von ihrem Geliebten. Endlich kam sie. Roland's Tapferkeit hatte in einer Hauptschlacht dem kaiserlichen Banner den Sieg errungen, er selbst dem großen Oheim das Leben gerettet. Rolands Name wurde auf den Flügeln des Ruhms durch das ganze Reich getragen, die Minnesänger feierten sein in ihren Liedern, und Hildegund's Herz schlug hoch auf voll freudigen Stolzes und voll froher Hoffnung. — So verstrichen mehre Monden wieder, ohne daß neuere Nachrichten aus dem fernen Lande eintrafen. Da geschah es eines Abends, daß ein fremder Ritter Herberge begehrte für die Nacht in der Burg. Bald erkannte Hildegund's Vater in ihm einen alten Bekannten, der aus Spanien zurückkehrte von des Kaisers Heer, wo er, verwundet, kampfunfähig geworden war. Er wollte nach Franken, seiner Heimath. Hastig forschte er bei diesem nach Roland. „Gott hab' ihn selig, den Helden!" war die Ant-

wort; „er fiel todt an meiner Seite bei Toledo. Ein Sarazen spaltete ihm das Haupt von hinten, nachdem er der Ungläubigen, umringt von ihnen, über funfzig erschlagen. Ich wollte ihm helfen, und entkam selbst kaum mit dem Leben.“ —

Hildegund war leblos niedergesunken während dieser Rede. Mit Mühe brachte man sie zum Bewußtseyn zurück. Aber des Lebens Reiz und Werth war für sie dahin. Mit Todeskummer im Herzen ging sie auf des Vaters Anrathen in das Nonnenkloster auf der einsamen Rheininsel Frauenwerth als Layenschwester, um Trost zu suchen in Religion und Gebet. Zwei lange Jahre waren vorüber gegangen, da starb auch der von Gram erdrückte Vater, und mit ihm brach dem armen Mädchen der letzte irdische Stab. Sie nahm den Schleier und schenkte dem Kloster ihr ganzes Erbe.

Die Schreckensnachricht des fränkischen Ritters war nicht ohne Grund gewesen. Man hatte Rolanden schwer und dem Anscheine nach tödtlich verwundet vom Schlachtfelde getragen; doch kam er mit dem Leben davon und genaß allmählich wieder. Noch eine Zeitlang kämpfte der Ruhmsüchtige in vielen Schlachten; und erst als der Krieg seinem Ende sich nahete, überwand die Sehnsucht der Liebe den rastlosen Durst nach Kampf und Sieg. Nachdem der Kaiser ihm Rückkehr in die Heimath gewährt hatte, eilte der gefeierte Held auf den Flügeln der Liebe und der Hoffnung dem Rheine zu.

Glücklich erreichte er das Ziel. Es war Herbst, und in stürmischer Nacht gelangte er zur wohlbekannten Pforte, wo er Hildegund zum letztenmale vor drei Jahren an die treue Brust gedrückt. Herzklopfend rief er um Einlaß, einen befreundeten Namen, nicht den seinigen nennend. Lange mußte er warten; endlich kam still und traurig der alte Thorwart herbei und öffnete; aber den Ritter erkannte sein schwaches Auge bei'm trüben Laternenschein nicht. Ahnungsvoll fragte Roland nach dem Fräulein. Da antwortete der Alte:

„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut;
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.“

Wenige Augenblicke vervollständigten dem Unglücklichen die hoffnungslose Kunde.

Da warf Roland verzweiflungsvoll die Waffen von sich und das Stahlwamms, in dem er die höchsten Stufen des ritterlichen Ruhms errungen hatte, und er, der Neffe des Kaisers, mit der Kraft, die Bahn zu Thronen sich zu brechen, — legte die Kutte des Klausners an, und baute sich auf den unwirthbaren Felsgipfel, von dem er das Fenster der Zelle seiner verlornen Geliebte erschauen konnte, eine Hütte, auf deren Thürschwelle er täglich saß

mit gefalteten Händen, unverrückt die Blicke nach dem geweiheten Ort gerichtet, der alles umschloß, was ihm auf Erden lieb war. Zweimal hatte das Jahr seinen Kreislauf vollendet, und im stillen Hinbrüten waren des Helden Gestalt und Geist zur Unkenntlichkeit herabgesunken. Zum drittenmal sah er die Bäume des Klostergartens in der Tiefe sich entlauben. — Da schallt eines Morgens das silberne Grabglöckchen herauf, und eine innere Stimme ruft ihm zu: es läutet für Hildegunden! Auf springt er und hinab. Es war so, es war für die gestorbene Braut. Keuchend wankt er wieder hinauf zur einsamen Hütte, und am nächsten Tage findet man ihn auf seinem gewöhnlichen Sitze, mit fest zusammengefalteten Händen, auf der Thürschwelle, die glasigen, weit geöffneren Augen stier auf das Kloster gerichtet, kalt und starr, und todt. Was der Himmel getrennt hatte, hatte der Himmel wieder vereinigt. —

Die heutigen Ruinen sind nicht die von der kleinen Hütte Roland's, sondern jene einer stattlichen Burg, welche die Familie des Helden seinem Andenken zu Ehren nach seinem Tode aufführen ließ. Ihre Zerstörung fällt in das zwölfte Jahrhundert unter Heinrich II. Auch der Aussicht wegen lohnt sich's der Mühe, zur Rolandsburg aufzusteigen, was von Mehlen aus ohne große Beschwerden geschieht. Nach Westen hin ist sie beschränkt; aber herrlich im höchsten Grade ist sie nach der Rheinseite zu. Das Auge weidet sich mit Entzücken an der reichen, gefällig geformten Insel Nonnenwerth, aus deren Fruchthain das berühmte Kloster freundlich heraufschaut, welches jetzt ein trefflich eingerichteter Gasthof ist, wo die Dampfschiffe anhalten und man in der schönen Jahreszeit stets eine zahlreiche und ausgesuchte Gesellschaft findet. Dahinter liegt die mit dem festen Lande durch einen Damm verbundene Rheininsel Grafenwerder mit vielen Villen, in geringer Entfernung das Städtchen Honneff, in einem Gartenkranze, links Römersdorf, und die Ortschaften Rheinbreitenbach und Scheuern; Unkel rechts — dann endlich das herrliche Siebengebirg, mit seinen von der Hand der Natur castellartig ausgezackten Felsgipfeln, und den mit Burgen und Klöstern gekrönten Höhen.

Zunächst aber, quer über, jenseits des Rheins, ragt der uralte Drachenstein empor (die Ruine rechts auf dem Stahlstich, oben auf steiler Felswand), welcher in den Kranz vaterländischer Sagen eine der anziehendsten gewunden.





L. Deifel in Nbg. sc.

KIRCHE DES HEILIGEN GRABES
in Jerusalem

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

CXXVI. Die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

Es gab eine Zeit, wo eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu dem Lebensschmucke eines rechtgläubigen Christen gehörte. Wie man Mahomed's Gläubigen noch heute lehrt, daß eine Wallfahrt nach Mekka und Medina die Pforten des Paradieses öffne, so versicherten im Mittelalter die Priester den Christen: Gebet und Opfer an den heiligen Leidensörtern des Heilandes sey der Preis für die vollkommenste Vergebung der Sünden, für die sicherste Erlangung der himmlischen Seligkeit. Damals waren oft über eine halbe Million christlicher Pilger in einem Jahre auf der Wanderung nach Jerusalem begriffen, und zahlreiche Flotten dienten diesen Prozessionen aus dem Westen nach dem Orient zur Ueberfahrt.

Jene Zeit ist längst vergangen. Jenes Priesterthum, welches die Leichtgläubigkeit und Dummheit der Nationen mißbrauchte, um sie zu unterjochen, ist nicht mehr, und der Schatten, der seinen Namen trägt, ist machtlos. Der Groß=Handel mit der Gnade und Verzeihung des Allmächtigen und mit der Seligkeit des künftigen Lebens ist zur Kleinkrämerei herabgesunken oder er hörte auf; und die Gebete für die Seelen der Todten finden nicht mehr wie früher immer bereite Käufer unter den Lebendigen *). An die Stelle des Aberglaubens ist der Unglaube getreten, das mißhandelte Vertrauen löste sich in Zweifel auf und bittere Enttäuschung folgte dem im Heiligenscheine prangenden Betruge. Die Kapellen auf den Höhen verfallen, ihre Gnadenbilder sind verlassen, und die Züge der Gnadesuchenden nach den berühmtesten Wallfahrtsorten werden dünner von Jahr zu Jahr. Auch der sonst so breite und gewaltige Strom von Pilgern zum heiligen Grabe, in den sich alle Christenvölker der Welt ergossen, ist nur noch ein unscheinbarer, trüber Bach, und die ihm zufließenden Quellen der Abendländer vertrocknen.

Die Gesammtzahl der im verwichenen Jahre aus Europa in Jerusalem angekommenen Pilger war nicht ganz 2000; eine kleine Zahl, wenn man erwägt, daß im Mittelalter manchmal an einem Tage eine größere Menge blos in Jaffa an's Land stieg. — Die meisten der heutigen Wallfahrer sind Russen, Griechen, Spanier und Italiener. Doch selbst aus protestantischen Ländern kommt noch alljährlich eine kleine Zahl, meistens Leute von guter Erziehung und aus den höhern Ständen, welche irgend ein Gelübde zum Grabe des Erlösers führt, oder Unglückliche, die auf Golgatha im brünstigen Gebete Versöhnung mit sich, oder Aussöhnung mit Gott und ihrem Schicksal suchen. Leider finden diese in der Regel niemals, was sie suchen, und die schmerzlichste, roheste Enttäuschung ist der einzige Gewinn ihrer langen Fahrt.

---

*) Der spanische Klerus bezog vor der Revolution für Seelenmessen allein jährlich 30 Millionen Realen vom spanischen Volke.

Die Kirche des heiligen Grabes, das ersehnte Ziel so Vieler, umschließt, wie ich bereits früher schon erwähnte, nicht blos die Grabstätte Jesu, sondern auch andere Orte seiner Leidensgeschichte: Golgatha, den Platz, wo Christi Leichnam gesalbt worden, der, wo die heilige Helena das wahre Kreuz gefunden haben soll u. s. w.; auch viele Reliquien, die Säule, woran man Christus band, um ihn zu geißeln, den Stuhl des Pilatus ꝛc. ꝛc. Für die Verehrung der meisten sind besondere Kapellen erbaut, und diese durch Kreuzgänge und Hallen mit einander verbunden. Diese ganze, unregelmäßige, einen Hof umgebende Gebäudemasse ist es, was man unter der gemeinschaftlichen Benennung „Kirche des heiligen Grabes" begreift.

Die Kirche wird nur an gewissen Tagen den Gläubigen geöffnet; eine lästige Einrichtung, welche nur den Zweck hat, die Wallfahrer zu einer längern Anwesenheit in Jerusalem zu nöthigen. Schon bei'm Eintritt in den Vorhof sieht der Christ so manches, was ihn betrüben und sein religiöses Gefühl auf das empfindlichste kränken muß. Die Mauern, geschwärzt von Rauch, tragen überall noch die Spuren neuerlicher Verwüstung durch das Feuer (die Kirche brannte 1807 aus), und die gemachten Ausbesserungen sind dürftig und geschmacklos. Der schöne Thurm ist eingestürzt und nur noch zur Hälfte übrig. Schutt und Schmutz und ekelhaft riechender Koth liegen in jedem Winkel umher. Den Hofraum füllen Scherbetverkäuferinnen, mit denen Pilger und schmutzige Mönche schmutzige Scherze treiben, und die Habsucht kreischt die auf Teppichen oder breiten Steinen ausgelegten, sogenannten heiligen Waaren, Rosenkränze, Heiligenbilder, geweihete Palmenzweige, Kruzifixe u. s. w., meistens von ordinärer Nürnberger Arbeit, zu prellerischen Preisen, mit gellender Stimme zum Kauf aus. Türkische Wachen spotten und lachen über die Eintretenden, welche in ihrem fremdartigen Anzuge ihnen auffallen, und an der Eingangspforte zum Tempel ist ein furchtbares Gedränge, Balgen und Stoßen um Einlaß; Lachen, Lärmen und Schreien von Wallfahrern beider Geschlechter: — ein Gewühl, das auch die frömmste Begeisterung abzukühlen im Stande ist. Soldaten stehen an der Thüre, die nicht unmittelbar in die Kirche, sondern in eine Art Stube führt, in der türkische Unterbeamte sich aufhalten, welche von jedem Christen für die Erlaubniß, in die Kirche zu treten, ein Kopfgeld erheben. Diese Zöllner begegnen den Tributpflichtigen mit der übermüthigsten Insolenz und oft mit räuberischer Willkühr. Wagt ein Pilger die geringste Vorstellung gegen eine allzu unbillige Forderung, so erwartet ihn thätliche Mißhandlung. — Hat der Pilger sein Kopfgeld bezahlt, so darf er in die Kirche gehen, wo sich Andächtige und Andachtlose in wunderlichen Gruppen drängen. Bewegungslos, das Gesicht auf die Steinplatten gedrückt und die gefalteten Hände vor sich ausstreckend, liegen Viele am Boden; andere stottern in mancherlei Zungen, knieend und sich kreuzigend, Gebete; in den Kreuzgängen wogen, mit Kerzen und Fahnen, Hymnen singend, Prozessionen, angeführt von Priestern der christlichen Hauptsekten, auf und nieder, und dazwischen bewegen sich, fluchend und schimpfend, zur Aufrechthaltung der Ordnung hergesandte Wachen oder neugierige, müßiggehende Türken. Die Prozessionen wandern von Kapelle zu Kapelle, und gar häufig geschieht, daß sie, bei dem Mangel an Uebereinstimmung, Verabredung und Ordnung, irgendwo aufeinander treffen und dann keine der an-

dern weichen will, wodurch die ärgerlichsten Auftritte entstehen. Die Heiligkeit des Orts ist nicht vermögend, den Sektenhaß der Priester (die armenische, katholische und lateinische Kirche theilen sich nämlich in den Gebrauch des Gotteshauses) zurückzuhalten; sie schimpfen sich gegenseitig Ketzer, Betrüger und Gotteslästerer, und beladen einander mit den gräßlichsten Verwünschungen. Die Pilger nehmen für und wider Partei, und zuletzt endigen solche Szenen gemeinlich in Handgemenge und Schlägerei. Mord und Todtschlag würden den Ort entheiligen ohne die Dazwischenkunft der türkischen Wachen, welche den streitenden Parteien mit Prügeln und Peitschenhieben Christus Lehre von der Friedfertigkeit wirksam zu erklären immer bereit sind.

Die religiösen Zeremonien, zu deren Theilnahme die Priester die Pilger einladen, sind selten der Art, daß sie den Frommen erfreuen können; meistens scheinen sie nur auf die Täuschung der gröbsten Unwissenheit und des dümmsten Aberglaubens berechnet. Die griechischen Priester z. B. geben jedem der Pilger eine Fackel in die Hand, lassen sie dann um die Grabkapelle treten, und sie selbst gehen in dieselbe hinein. Unter einer Fensteröffnung (im Innern der Kapelle) liegen in Weingeist getränkte Asbestdochte, welche sie anzünden und dann den Pilgern als die dem Grabe des Herrn entstiegene Flamme des Glaubens verkündigen. Jeder muß sich hierauf dem Fenster nahen, aus dem die Weingeistlohe herausschlägt, und seine Kerze anzünden am heiligen Feuer. Für dies Taschenspielerstückchen erheben die Priester von jedem Theilnehmenden einen Piaster. Die lateinische Kirche führt ein noch widerwärtigeres Schauspiel auf. Eine Holzpuppe, die den Erlöser vorstellen soll, schleppen die Priester unter Klaggesang der Pilger nach Golgatha, entkleiden sie da und nageln sie an's Kreuz. Das Kreuz wird unterm Hurrah der Menge aufgerichtet, einer der Henkerknechte reicht der Puppe auf einer Lanze den Schwamm mit Wermuth, und während des Sterbeakts verkaufen die Priester die Kleider des Bildes fetzenweise an die Wallfahrer. Darauf wird die Statue wieder herabgenommen und die sorgfältig ausgezogenen Nägel gehen abermals als Eigenthum an die Meistbietenden über. Eben so der Schwamm und das Gefäß mit dem Wermuthwasser. Der hölzerne Heiland wird in ein weißes Tuch gewickelt und in Prozession fortgetragen zu einer langen Marmortafel, vermeintlich dem nämlichen Stein, auf welchem Christus gesalbt worden ist. Dort reibt man die Gestalt mit wohlriechendem Oel ein, dessen Rest die Pilger abermals kaufen. Sie wird dann zur Gruft getragen. — Bei jedem Akt dieser Komödie halten die Priester nach einander kurze Reden in arabischer, italienischer und spanischer Sprache zur Erbauung der Versammelten. Das Ganze aber endigt wie es begonnen hat, mit einer — Opferforderung.

In solchem, alles edle Gefühl im Menschen beleidigenden Geiste niedriger Habsucht, der Unduldsamkeit und Ausschließung aller Begriffe von wahrer Andacht, alles Anstandes sogar, verehrt man hier den Allmächtigen, ehrt man hier, — wo Gottes erhabener Verkündiger den Märtyrertod für die Wahrheit starb — den Heiland. —

O MISERAS HOMINUM MENTES, O PECTORA COECA!

LUCRET.

CXXVII. Verona.

Ungleich streute die Natur über die Erde Segen und Fluch. Sie folgte keiner Regel, und unter demselben Breitengrade glühen ewige, öde Sandwüsten und prangen Länder wie Gärten, erstickend fast im Uebermaße des verschwenderisch empfangenen Reichthums.

Wie es also begünstigte Länder gibt, so gibt es auch einzelne Orte, an denen gewisse Vorzüge gleichsam erblich zu haften scheinen. Einige sind immerblühende Magazine des Handels und des Reichthums; andere immermächtige Sitze der Herrschaft; noch andere haben den schönen Ruhm, des Genies erkorne Heimath zu seyn, aus der alle Jahrhunderte große Männer hervortreten, die Menschheit zu erfreuen, zu bilden, zu erleuchten.

Ein solcher Ort — berühmter Sterblichen niemals leere Wiege — ist Verona. Lang ist die Reihe großer Veroneser: Vitruv, Plinius, Catull, Nepos, Titus, Vespasian, Fracastor, die Scaliger, Cagliari, Paul Farinato, Volta und Maffei sind allbekannte Namen. Auch Romeo und Julie. Es wäre Verrath am Genius der Dichtkunst und der Liebe, wollte ich sie übergehen, selbst wenn sie, was nicht der Fall ist, mehr Shakespeare, als der Geschichte angehörten.

Verona, geschirmt von der Alpen hohen Mauer, liegt am Rande des immer blühenden und duftenden Edens der lombardischen Ebene, zu beiden Seiten der Etsch, welche mit jugendlichem Ungestüm, den Tyroler Ursprung nicht verleugnend, ihre klaren Fluthen zwischen den Häusermassen hinrollt. Die Stadt hat über 9000 Häuser, eine Größe, welche ihrer jetzigen Bevölkerung, die 45,000 nicht übersteigt, kaum angemessen ist. Die entlegenen Stadttheile haben ein etwas verfallenes Ansehen und sind menschenleer.

In den hochgelegenen Gärten, dicht am Kastel, genießt man den vortheilhaftesten Ueberblick über diesen Ort, der schon zur Zeit des August berühmt war. Von diesem Standpunkte aus gesehen, (dem nämlichen, der zur Aufnahme des Stahlstichs diente,) stellt Verona und seine Umgebung ein wirklich großes und anziehendes Gemälde dar. Ueber die Masse ihrer krummen und unregelmäßigen, düstern Straßen ragen mehr als hundert schlanke Thürme und breite Dome, dazwischen hohe Zypressen zu tausenden, und rund umher ist eine freundliche, fruchtbare, unabsehliche Landschaft. Wenige Ansichten können reizender seyn.

Verona's Glanzperiode ist das Mittelalter, wo es kurze Zeit eine bedeutende Rolle spielte. Im 12. Jahrhundert, als die meisten der Städte Oberitaliens, durch den Handel reich geworden, ihre Fürsten verjagten und die Freiheit gewannen, eroberte auch Verona seine Unabhängigkeit. Es richtete die Republik auf. Diese dauerte nicht. Innere Uneinigkeit ging Hand in Hand mit dem äußern Glück, und im Streite der Parteien fand die Herrschsucht der Einzel-



VERONA

Aus d. Kunstanst d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

nen ihren Vortheil. Nach langer Fehde, in der bald die, bald jene mächtige Familie die Zügel der Regierung faßte, kamen die Scaliger zur Herrschaft, in der sie sich über 170 Jahre lang zu behaupten wußten. Als sie aber mit dem übergewaltigen Hause der Visconti, das sich auf Mailands Thron gesetzt hatte, in Krieg geriethen, traf sie das Unglück, in mehren Haupttreffen zu unterliegen. Die Mailänder eroberten das ganze Gebiet, und 1387 fiel Verona selbst in ihre Gewalt. Inzwischen gaben die Visconti's dessen Besitz bald wieder auf, und einige Zeit wurde Verona von der Familie Carrari beherrscht. — Von dieser kam es (1405) an die Venetianer, welche erobernd bis an die Alpen drangen. Deren Herrschaft dauerte ungestört fort bis 1796, bis zur Periode der Vernichtung des Staats durch die neufränkischen Heere.

Verona besitzt blühende Gewerbe. Es hat bedeutende Webereien in Seide und ansehnliche Fabriken in wollenen Zeugen und Leder. Der lebhafte Handel mit Deutschland und der Schweiz ist aber doch nur noch ein Schatten von dem, was er früher gewesen war. Seide ist dessen Hauptgegenstand. — Zur Venetianer-Zeit galt Verona als das Hauptbollwerk des Staats gegen Deutschland; unter österreichischer Herrschaft hat es seine militärische Wichtigkeit verloren, und die drei Kastelle auf den benachbarten Höhen: St. Felice, St. Pietro und Castello, verfallen. — Von merkwürdigen Gebäuden nennen wir die Kathedralkirche, unter den vorhandenen 93 Kirchen die prächtigste und sowohl ihrer Bauart und Größe, als ihres Gemäldeschatzes wegen berühmt. Das alterthümliche Rathhaus ziert die Piazza de'Signori, (den Herrenplatz) den größten der Stadt, mit den Statuen ausgezeichneter Bürger. Die öffentliche Dankbarkeit errichtete sie in den Zeiten der Republik.

Verona ist reich an Denkmalen der klassischen Vorzeit. Vor allen ist das Amphitheater berühmt, und nächst dem Theater zu Nismes hat sich keine jener gewaltigen und riesenmäßigen Konstruktionen so erhalten auf die Nachwelt gebracht, wie dieses, welches in räumlicher Beziehung allein vom Colosseum in Rom überboten wird. — Das Veroneser mißt 464 Fuß Länge mit 364 Fuß Breite; das römische ist also um etwa die Hälfte größer. Die Außenseite ist sehr verunstaltet. Einst bot sie eine prachtvolle Marmorfaçade mit drei über einander gestellten Säulenreihen dar; aber von letztern sind nur noch einzelne Bruchstücke übrig, die Marmorbekleidung ist längst verschwunden und nichts mehr sichtbar als die Ziegelmauern, welche sie verbarg. Um so angenehmer wird der Beschauer durch das Innere überrascht. Es ist so vollkommen gut erhalten, als wäre es erst vor Kurzem erbaut. — Durch die Fürsorge des berühmten Maffei wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts die untersten Sitzreihen vom Schutte befreit, die Arena vollkommen gereinigt, und alle Beschädigungen im innern Raume mit Vorsicht und Geschick ausgebessert. Seit dieser Zeit wird es auf Kosten der Stadt, welche einen besondern Fond dazu gewidmet hat, durch stete Nachhülfe vor Verfall geschützt.

Das Innere besteht aus 46 Reihen Sitzen von rothem Marmor, welche rund herum laufen. Nach jeder der Arkaden führen 32 Ausgänge, so daß sich die unermeßliche, schaulustige Volksmenge stets ohne Drang und Unordnung versammeln und trennen konnte. 25,000 Menschen hatten auf den Bänken Raum, von deren obersten Reihen die

Arena, ein Oval von 218 zu 129 Fuß Durchmesser, und groß genug, um 2000 Kämpfer zu fassen, auffallend klein erscheint. Gegenwärtig dient das Amphitheater bei feierlichen Anlassen zu öffentlichen Versammlungen und Schauspielen. Als die Franzosen in Italien herrschten, hatten sie in die Arena ein hölzernes Theater gebaut und einen Theil der Sitze für die Zuschauer damit in Verbindung gebracht. Harlekin trieb da sein Wesen, wo früher die Gladiatoren mit Tygern und Löwen stritten. Am Ende war der komische Wechsel kein übler und für das Jahrhundert keine Schande. Als Joseph der Zweite Verona besuchte, brachte ihm die Gesammtbevölkerung in diesen Mauern ihre Huldigung dar; und bei einer andern Gelegenheit empfingen daselbst 50,000 Menschen vom Pabste den apostolischen Segen.

Von Denkmälern des Mittelalters ist das Merkwürdigste das Mausoleum Pipin's, Vaters Karl's des Großen, und der Sarkophag der treuen Julia, deren heroische Liebe, von Shakespeare's Genius getragen, den Erinnerungen aller Zeiten bewahrt bleibt. Der marmorne Schrein steht in dem öden Kirchhofe eines verlassenen Klosters; der Deckel ist herabgestürzt und in den Boden versunken; in den Sarg selbst aber ist eine Wasserröhre geleitet, und als Trog dient er den niedrigsten der Veroneser Nymphen zum Säubern der Wäsche. —

Sehenswerth sind auch die Grabmonumente der Scaliger. Sie stehen in der Ecke einer Straße, gewähren einen sehr malerischen Anblick und gehören zu den schönsten Mustern der Sculptur aus der Blüthenzeit der gothischen Kunst. Ihre Erhaltung ist erstaunenswürdig gut, wenn man erwägt, daß sie 500 Jahre schutzlos allen Wechseln des Wetters und der Ereignisse ausgesetzt waren. Wie oft tobte das Getümmel von Krieg und Aufruhr an ihnen vorüber!

Verona hat in neuester Zeit eine Berühmtheit besonderer Art erhalten. Es war nämlich Sitz eines europäischen Monarchencongresses, der 1815 hier gehalten wurde, um die Angelegenheiten des Welttheils zu schlichten und zu ordnen. Die Repräsentanten der verbündeten Mächte waren die Kaiser und Könige: Alexander von Rußland, Franz von Oesterreich, Friedrich Wilhelm von Preußen, Ferdinand der Erste von Neapel, und Viktor Emanuel von Sardinien. Schweden schickte seinen Kronprinzen; Frankreich und England ihre Minister; letzteres — nachdem Castlereagh, überwältigt von der Ueberzeugung, Großbritannien in eine seiner Ehre, seinem Berufe und seinem Interesse unwürdigen und nachtheiligen Stellung versetzt zu haben, sich selbst entleibt hatte, — den Herzog von Wellington. Die Intervention Frankreichs in Spanien zur Vernichtung einer demokratischen Verfassung, gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung der in vielen Völkern sichtbar gewordenen Bestrebungen nach größerer Geltung und Freiheit gegenüber den Thronen, wurden hier verabredet, und die dort aufgestellten und sanktionirten Grundsätze sind in der Politik der Gewaltigen Europa's leitend und in lebendiger Fortwirkung geblieben bis auf den heutigen Tag. —


Stadt-
bücherei
Elbing



CORDOVA

(Pallast und Gefængnisse der Inquisition)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.





BONN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts in Hildbuh.

CXXVIII. Bonn.

Wir haben schon im zweiten Jahrgang dieses Werks, bei Gelegenheit eines andern Bildes *), dieser so reizend gelegenen Stadt eine Beschreibnug gewidmet, auf welche wir verweisen. Die nebige Ansicht zeigt Bonn von der andern Seite des Stroms. Von keinem Standpunkte nimmt es sich schöner aus. Die ganze Rheinebene, mit Dörfern und Flecken besäet, breitet sich vor dem Beschauer aus; gerade gegenüber aber überblickt er die Stadt, stattlich prangend und freundlich zugleich, an deren Mauern, breit, und grünlich glänzend, der majestätische Rhein hinwogt.

CXXIX. Cordova in Spanien.

Wenige Städte der Erde sind so merkwürdig durch ihre Schicksale, so sehenswerth wegen der Pracht ihrer Denkmäler, so beneidenswerth durch die Herrlichkeit ihrer Lage, als das königliche Cordova. Amphitheatralisch am Abhang eines Gebirgs gebaut, dessen Fuß ein reizendes Thal umgibt, in welchem der breite Guadalquivir seine Wogen hinwälzt, gewährt es, umgürtet von starken Mauern, die 128 Thürme tragen, in der Ferne einen Anblick, der die Zeit, wo Cordova unter den Hauptstädten der Erde als eine der größten und herrlichsten prangte, in die Gegenwart herüberzaubert. Aber die Täuschung schwindet, sobald man das Innere der Stadt betreten hat. Eine Menge Felder und Weinberge breiten sich über den bei weitem größten Theil des bewohnbaren Raumes. — Verfall und Verödung sind überall sichtbar, die herrlichsten Paläste stehen einsam; mehre sind ohne Thüren und Fenster und gar nicht, andere nur zum kleinsten Theil bewohnt. Die Gebäude der eigentlichen heutigen Stadt bedecken kaum den dritten Theil des Raumes innerhalb der Ringmauern, und sie stehen in engen, krummen und schmutzigen Gassen zusammen. Die öffentlichen Plätze sind unregelmäßig, nur der Hauptmarkt macht eine Ausnahme; durch

*) LXXVII.

seine herrliche Piazza ist er noch immer einer der schönsten der Welt. Die Zahl der Einwohner war einst 300,000; — sie kann jetzt höchstens 25,000 seyn. Der Bodenreichthum der Umgegend nährt das Volk reichlich bei wenig Arbeit; aber Gewerbe und Handel, einst hier weltberühmt, sind verschwunden. Selbst die Seidenfabriken, welche noch blüheten bis in die neuere Zeit, sind unter den Stürmen, welche das arme Spanien gegenwärtig verwüsten, größtentheils zu Grunde gegangen und die berühmten königlichen Stutereien bestehen, aus Mangel an Fonds, blos dem Namen nach. Nichts, auch nicht ein einziges Gebäude, gibt von der Gegenwart ein erheiterndes Zeugniß; alles deutet auf den furchtbaren Schicksalswechsel hin, welchen Cordova erduldete.

Cordova ist eine Gründung Rom's — und ward durch eine Gesellschaft auswandernder Patrizier erbaut, weshalb sie auch in den ersten Zeiten COLONIA PATRICII hieß. Später nahm sie den Namen Corduba an. — Ihre herrliche Lage und gesunde Luft machten sie zum Lieblingsaufenthalt vornehmer römischer Geschlechter, und sie galt, als Rom sank und die Gothen die Pyrenäen überstiegen, Spanien und auch Corduba eroberten, für eine der schönsten Städte der iberischen Halbinsel. Die Gothen verwüsteten die Stadt, und die herrlichsten Denkmäler aus der klassischen Zeit gingen schon damals unter. —

Die Herrschaft der Gothen, welche allmählich römische Kultur annahmen, wurde, nachdem sie ein Paar Jahrhunderte gedauert und sich durch langen Frieden und innige Verschmelzung der Besiegten und Sieger befestigt hatten, durch eine Art zweiter Völkerwanderung unterbrochen, welche sich aus Arabiens Steppen durch Nordafrika gegen Europa wälzte. Kelad, genannt das Schwerdt Gottes, der Nachfolger Mahomed's, hatte in fanatischer Begeisterung für die Ausbreitung der Lehre des Propheten, ewigen Krieg erklärt gegen die Ungläubigen auf der ganzen Erde. Im Jahre 632 zogen die unter der Fahne Mahomeds vereinigten Stämme der Araber aus ihren Wüsten, eine furchtbare Völkerfluth, getrieben von angeborner Raubsucht und brennend von frisch entglühetem Enthusiasmus, Welteroberung ihr offen verkündigter Zweck. In zwei Arme theilte sich der Strom, dessen einer sich ostwärts über Persien hinwälzte, während der andere das mit herrlichen und festen Städten prangende Syrien überfluthete, wo ihm Heraklius, der Kaiser des römischen Ostreichs, vergeblich mit großen Heeren tapfer entgegentrat. Als zwei Hauptschlachten diese vernichtet hatten und der Weitereroberung der römisch-asiatischen Provinzen die Bahn gebrochen war, wendete sich eine Abtheilung der Araber über die Landenge von Suez dem Westen zu, und drang brennend, verwüstend, austilgend durch ganz Aegypten. In schnellem Siegeslauf brachte Amrud, der Feldherr der Araber, das ganze Nilland mit seinen königlichen Städten in des Chalifen Gewalt. Nur die Lybische Wüste hinderte für jetzt den Strom der Sarazenen, weiter westwärts zu dringen. — Kelad's Nachfolger verfolgten den Welteroberungsplan, und unter El Walid stieg die arabische Macht am höchsten. Die Lybische Wüste war schon früher von den Arabern überschritten, Carthago erobert, und ganz Nordafrika bis nach Ceuta hin verheert und in Besitz genommen worden; El Walid's Feldherren, in drei Welttheilen Sieger, drangen über die Meerenge von Gibraltar, vernichteten die tapfer widerstehenden Heere der christlichen Gothen, erstürmten und zerstörten ihre Festen

und pflanzten, zum Schrecken von ganz Europa, Mahomed's Fahne auf den Gipfeln der Pyrenäen auf.*) Ganz Spanien war in ihrer Gewalt.

Aber nicht unbestritten blieb sie. Viele vertriebene Gothen hatten sich in die nördlichen und westlichen Gebirge geflüchtet, und sie fanden dort bei den kühnen, nie ganz bezwungenen Stämmen der Ureinwohner Schutz und Beistand. Ein mörderischer Kleinkrieg, den der wüthendste Religionsfanatismus nährte, dauerte fort, verderblich für das Land; — denn die Schwierigkeit, ihre Macht auf der Halbinsel zu befestigen, brachte die Sarazenen gegen die christliche Bevölkerung noch mehr auf und beförderte das grausame Werk ihrer Verfolgung. Spanien schwamm in Blut, und was von der römischen Herrschaft und Blüthe nach den Eroberungsstürmen der Gothen und Vandalen Großes erhalten worden war, ging vollends unter.

Unterdessen zerfleischte innerer Hader das arabische Weltreich. Ein Seitenzweig von Mahomed's Haus hatte sich, nach Austilgung der direkten Nachkommenschaft des Propheten, im Besitz des Throns von Damaskus gesetzt, und die Omaijaden herrschten usurpatorisch über die Gläubigen; mit den Schrecken der Tyrannen und wie diese gehaßt. Einige Generationen hindurch hielt Despotie die Gluth unterdrückt; unter Merwan brach sie in Flammen aus. Ibrahim, Enkel eines Oheims des Propheten, el El-Abbas, (Stifter des Hauses der Abbassiden) wurde in Chorosan vom Heere als Heerscher ausgerufen; zwar bald ermordet; aber dann sein Bruder, Abdullah, statt seiner zum Gegen-Chalifen erwählt. Merwan verlor gegen diesen in einer Hauptschlacht am Nil Leben und Reich, und das Geschlecht der Omaijaden wurde von dem Sieger schonungslos ausgetilgt bis auf den letzten Zweig. Also vergalt Nemesis die Ermordung der Enkel des Propheten.

Nur ein einziger Sprößling des Fürstengeschlechts, Abdorraman, entrann, verkleidet und nach wunderbaren Schicksalen in das ferne Abendland. Die Thäler des Atlas verbargen ihn als Flüchtling; Spanien nahm ihn als Herrscher auf. Dieser entlegenen Provinz waren die Parteiungen des Hauptlandes fremd geblieben; sie ehrte das Haus, unter dessen Scepter es vom Anbeginn gestanden. Also baute der noch einzig übrige Abkömmling der Omaijaden, durch Glück und Muth, in Spanien einen neuen Thron, welcher längern und festern Stand als der verlorene in Damaskus hatte. Und zur Hauptstadt dieses auf immer vom großen Chalifat getrennten Reiches erkohr er Cordova.

Der Stolz und die Prachtliebe seiner Beherrscher (die sich gleichfalls Chalifen nannten) und ihr Reichthum, die Frucht einer wenigstens im Anfang weisen und kräftigen Verwaltung, erhoben Cordova bald zur würdigen

---

*) Die unsterbliche Schlacht bei Poitiers (772), — die sechstägige — in der 350,000 Sarazenen ihr Leben verloren, und „das hochstämmige, kühne Geschlecht der Deutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend", unter Karl Martell endlich zur Vertilgung des Araberheeres den Ausschlag gab, machte dem Welteroberungsplane der Araber und dem weitern Vordringen derselben von dieser Seite bekanntlich für immer ein Ende, und die Sarazenen, das schon halb eroberte Frankreich verlassend, zogen sich hinter die Pyrenäen zurück.

Nebenbuhlerin von Bagdad. Der Segen der Natur, mehr noch der Zauber des Throns, zogen die angesehensten Familien des Reichs in seine Mauern, und ein Pallast stieg nach dem andern empor. Die Liebe zu den Wissenschaften und der Kunst schmückte häufig den Thron der Chalifen; Cordova ward der berühmteste Sitz der Bildung. Als Rom, verwüstet, in Schutt lag, Italien abwechselnd dem Greuel der Bürgerkriege und der Plünderung der Sarazenen preisgegeben in Barbarei versank, in Byzanz die Kultur verknöcherte und das oströmische Reich seine Lebenskraft im vielhundertjährigen Todeskampfe gegen die Ungläubigen verblutete; als der von Karl dem Großen im Westen der Pyrenäen angezündete Strahl der Kultur wieder längst erloschen war, und in Frankreich, in Deutschland, in England und in den Ländern der Donau das rohe Faustrecht und die vom euxinischen Meere einwandernden Horden Alles in Finsterniß und Verwilderung stürzten: war Cordova der Altar, auf welchem der Kultur heiliges Feuer fortbrannte, das leuchtende und erwärmende Strahlen in des Westens barbarisches Dunkel warf.

Aber nach dem ewig wiederkehrenden Verhängniß der asiatischen Reiche, als unausbleibliche Folge des Einflusses der Despotie, auf welche sie alle sich gründen, (da jene immer erstarrend auf das gesellschaftliche Leben und geisttödtend auf die Völker wirkt,) ermattete im Laufe der Jahrhunderte das Chalifat; sein Glanz fing an zu erbleichen. Der Enthusiasmus, welcher die Zöglinge des Propheten in der ersten Periode des Reichs zur Ausbreitung des Korans und zur Ehre Allah's fröhlich in die Schlachten gegen die fort und fort mehr Macht und Ruhm gewinnenden Christenheere der fränkischen Herrscher, und die wie ein Phönix aus der Asche hervorgehenden Gothischen Volksreste trieb, wurde schwächer; die erste Heldenperiode war vorüber. Liebe des Genusses, Neigung zu friedlichen Gewerben, zur Ruhe, und stille Wißbegierde hatten den kühnen Geist der Araber gebändigt, ihre Schwerter stumpf gemacht. — Glücklich noch für sie, wären sie einig geblieben, hätte Theilung der schon geschwächten Kraft diese nicht noch mehr vermindert. Das Haus der Omaijaden, unter welchem Cordova so groß geworden, fiel (1038) nach dreihundertjähriger Dauer durch Verschwörung und Aufruhr mächtig gewordener Vasallen; mit ihm das Chalifat. Das arabische Reich löste sich in eine Menge kleiner Staaten auf, und neben einander sah man die Königreiche Cordova, Toledo, Sevilla, Saragossa, Badajoz, Algarbien, Granada, Valencia, Murcia, Almeria, Mallorka u. s. w. entstehen. Schon hatten die Gothischen Stammreste von den Cantabrischen Gebirgen aus nach und nach die Araber aus ganz Gallizien gedrängt, und unter Ordogno dem Zweiten, der den Titel eines Königs annahm, sah man in Leon die Wiege der zu neuem Glanz emporblühenden christlichen Macht. Es war ein kleiner Haufen, diese Gothen, aber in jedem Einzelnen lebte die Begeisterung des Helden und die Idee, für den Triumph des Christenthums zu streiten, machte so zu sagen ihre Sache zu der des ganzen christlichen Europa. Es zogen ihnen alljährlich Schaaren der feurigsten, heldenmüthigsten Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern der germanischen Völkerstämme zu, um in ihren Reihen den Ruhm des christlichen Namens erfechten zu helfen, und also ward ihr langer Kampf gegen die Mauren die glorreichste Periode des christlichen Ritterthums. Aber von der andern Seite erhielten auch die Sarazenen oft und in den gefährlichsten Lagen Hülfe von Glaubensbrüdern

aus Afrika, und die gemeinschaftliche Gefahr einigte nicht selten die Getrennten zum tapfersten Widerstand. Die Mauren (Araber) stritten, als sie die Uebermacht der christlichen Waffen fühlten und einsahen, daß es um Seyn und Nichtseyn sich handelte, mit Löwenmuth, wichen nur schrittweise, und noch im fünfzehnten Jahrhundert war das Königreich Granada ihr wohl vertheidigtes Besitzthum. Erst als zu Ende dieses Zeitabschnitts das ganze christliche Spanien unter einer Krone vereinigt worden, und so vereint die ungeheuerste Uebermacht gegen die Mauren entwickelte, erst dann als der unnatürlichste, innere Hader das unglückliche Granada zerfleischt und das Herzblut der Araber versprützt hatte, (Bruder und Sohn standen gegen den rechtmäßigen Herrscher auf!) ging im letzten verzweifelten Kampfe gegen die Heere der Christen das Gestirn der Moslims für immer in Spanien unter, und mit der Einnahme Granada's (1492) war das spanisch-sarazenische Reich, nach achthundertjähriger Dauer, erloschen.

Cordova war schon früher gefallen. Schon mit dem Sturz des Omaijadischen Herrscherhauses und der Auflösung des Chalifats, hatte es seine Blüthenzeit geendet; denn als Hauptort eines kleinen Staats konnte es nicht die frühere Bedeutung der Metropole eines der mächtigsten Reiche behaupten. Inzwischen war es auch nach der Eroberung durch die christlichen Spanier noch immer groß; denn seiner Bevölkerung, fast ganz arabischer Herkunft, war freie Religionsübung durch Vertrag gestattet, und die Künste des Friedens hielten Wohlhabenheit in seinen Mauern zurück. Aber als Ferdinand die Vernichtung der Maurischen Macht vollendet hatte, als nichts mehr von derselben zu fürchten war, nahm der Katholische (so nannte ihn die Kirche zum Lohn seines Eifers für die Reinigung des Reichs von den Ungläubigen) die Maske ab, und die Welt hörte aus seinem Munde den feierlich proklamirten Grundsatz: daß kein König verbunden sey, Ungläubigen Wort zu halten. Er ließ der gesammten mahomedanischen Bevölkerung blos die Wahl zwischen Taufe und Auswanderung. Wer konnte, wählte das letztere. 200,000 arabische, wohlhabende Familien verließen ihre alten Wohnsitze und zogen über's Meer in's mauritanische Land. Spanien verlor seine reichsten und betriebsamsten Bürger. Ganze Provinzen standen leer und verwilderten. Aber die Kirche triumphirte und rief dem Könige ihr Hosianna zu. Niemals hat sich Spanien von den Folgen dieser kurzsichtigen und grausamen Politik wieder erholen können.

Auch aus Cordova zogen 40,000 Einwohner. Ein Drittel der Häuser wurde leer und der Verfall der Stadt folgte dem Abzuge der Mauren auf dem Fuße, weil mit diesen zugleich Reichthum, Handel und Gewerbe flohen. — Indessen war mit dem freiwilligen Abzuge das Verfolgungswerk nicht vollendet. — Ausrottung des Mohamedanismus bis auf die letzte Spur, war die Aufgabe Ferdinand's, und dazu war ein ander Werkzeug nöthig, als die Taufzeremonie der Bleibenden. Dieses Werkzeug wurde in der Inquisition erfunden, in jenem Blutgericht des Glaubens, gleich geeignet der zügellosesten Habsucht des Königthums und der Kirche, wie ihrem Verfolgungsgeiste, zu dienen. Dieses Schreckenstribunal, errichtet zunächst, um die heimliche Ketzerei der getauften Mauren auszurotten, gab Leben und Vermögen jedes Spaniers der Willkühr des Staatsoberhaupts und der mit ihm verschworenen Pfaffen preis.

Es wurde eine Frist von 30 Tagen verkündigt, binnen welcher sich jeder ketzerischer Meinung Schuldige selbst angeben und Reue versichern sollte. Geschah dieß, so wurde er blos um Geld gestraft und für ehrlos erklärt. Niemals durfte er ein Amt bekleiden, weder reiten, noch Waffen tragen. Doch behielt er Leben und Eigenthum. — Beides verlor aber der, welcher die Gnadenfrist verstreichen ließ. — Viele Tausende gaben sich an; als aber die Frist vorüber war, traten 20,000 besoldete Angeber, Späher und Häscher in Thätigkeit, und schon im ersten Jahre starben über 2000 der angesehensten Familienväter „zur Ehre Gottes!" auf dem Scheiterhaufen. Auch Abwesende und längst Verstorbene konnten verurtheilt werden, wenn Zeugen deren ketzerische Meinungen beschworen. So hatte man ein Mittel gefunden, selbst unmündigen Kindern und Solchen, deren Rechtgläubigkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnte, ihr Vermögen zu entziehen. Man holte die Leichname der verurtheilten Verstorbenen, oft bloße Gerippe noch, aus den Särgen und verbrannte sie gleich den Lebendigen.

Spanien füllte sich mit Gefängnissen an, — heilige Häuser nannte sie die christliche Kirche, — deren Einrichtung zum geflissentlichen Zwecke hatte, der Unschuld Schuldgeständnisse abzupressen, oder sie zu Tode zu martern; denn in beiden Fällen wurde die Hauptabsicht erreicht. Starb nämlich ein Angeklagter vor dem Geständniß im Gefängniß, so zeugte dies wider ihn und seine Güter gehörten dem Staat, der den Raub mit der Kirche (durch Stiftung und Dotirung von Klöstern und Abteien) gemeinlich theilte. — Auch Cordova wurde zu einem Haupttribunal der Inquisition gemacht, und diesem ein Theil des alten Chalifenpallastes, — dessen Trümmer nebst der mit 4000 Jaspissäulen geschmückten großen Moschee, (jetzt Kathedrale) noch heute die Bewunderung der Welt sind, — zum Wohnsitz eingeräumt. Tiefe unterirdische Gewölbe unter dem Pallaste wurden in Gefängnisse verwandelt. Mit Schaudern sieht man diese kaum 5 Fuß hohen Zellen, um welche ein stinkender Wassergraben so geleitet ist, daß die Jauche immer 2 Fuß hoch in den Zellen stehen muß, in welchen die Unglücklichen angekettet lagen. Ueber diesen befinden sich die Torturkammern, und jede Zelle kommunizirt mit denselben durch ein viereckiges Loch in der Decke, durch welches das Martergeschrei der Gequälten herab zu den Gefangenen drang. Während einer zweihundertjährigen Wirksamkeit soll der Cordover Gerichtshof 17,000 Todesurtheile gefällt haben. —

Die Furcht vor diesem grauenvollen Tribunal verleitete noch viele Tausende zur Auswanderung. Cordova entvölkerte sich von Jahr zu Jahr, wie fast alle Städte des unglücklichen Spaniens, und nur der Naturreichthum seiner Gegend hat es bisher vor noch tieferm Versinken bewahrt. Aber, mit Jesaias zu reden, „seine Herrlichkeit ist vergangen und seine Gegenwart ist ohne Glanz!"


Stadt-
bücherei
Elbing

CXXX



DIE GRÆBER DER KŒNIGE

bey Jerusalem

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CXXX. Die Gräber der Könige bei Jerusalem.

Wenn wir von freier Höhe zum Himmelsgewölbe aufschauen und eine Zeitlang zusehen dem Ziehen der Wolken auf den Flügeln des Sturmes über die Gebirge, wie sehnen wir uns dann, mitzuziehen über die Länder und Meere! — Wenn wir auf Gräbern wandeln, um wie viel näher dünken wir uns den Sternen, wie verlangt es uns weg von dieser Erde, und wie klein und vergänglich erscheint uns dann plötzlich Alles, was uns bleibend dünkte im Wechsel der Zeit! — Das längste Menschenleben schrumpft zum Augenblick zusammen, und groß erscheint uns nichts mehr, als die Ewigkeit des künftigen Daseyns. Diese Gefühle weckt schon ein Verweilen auf dem begrasten Friedhof eines Dorfes; mächtiger treten sie hervor, wenn wir an Orten wandeln, wo die Großen und Geehrten der Erde schlafen.

Gräber der Könige! Ihr Gräber der Erhabenen und Gewaltigen einer gewaltigen Zeit, sprecht, wie heißen die, welche ihr verborgen? Ihr schweigt; stumm seyd ihr geöffneten Mundes, erbrochen sind euere Kammern, zerschlagen die Sarkophage, und der verschüttete Staub der Gesalbten hängt sich als Koth an die Sandalen des zerlumpten Bettlers. Die metallenen Schrifttafeln, womit die Schmeichelei der Zeitgenossen die Lebenslüge der Todten zu verewigen gedachte, fraß der Rost, oder nahm der Raub, und ihre Namen hat die rauhe Hand der Zeit von den Steinen gewischt; die Sage selbst hat sie vergessen! Nichts blieb euch, ihr stolzen Grüfte! als der allgemeine Titel: Königsgräber; und nichts ist so gewiß in Bezug auf euch, — denn der Bibel Zeugniß ist unverwerflich! — als daß von des Volkes Fluch und Thränen viel auf euch lastet. —

Jene merkwürdigen Grabhöhlen befinden sich in halbstündiger Entfernung von Jerusalem auf der Nordwestseite der Stadt. Vom Thore nach Sichem führt ein angenehmer Pfad unter schattenden Oelbäumen hin, und durch Reben- und Maisfelder in eine felsige, einsame Gegend. Hier sieht man überall in den Wänden des Gesteins viereckige Eingänge, ausgefüttert mit massivem Mauerwerk, welches ein einfaches Gesimse deckt. Das Innere jeder Höhle enthält 2 bis 3, selten 4 Todtenkammern, von denen jede zur Aufnahme von 2 oder 3 Särgen geschickt ist. Diese Todtenkammern wurden früher durch steinerne Thüren verschlossen. Alle sind seit undenklicher Zeit erbrochen, und Fragmente von Thüren und Särgen bedecken den Boden. — Weiter berganwärts wird die Felsenbildung großartiger, und

dort ist's, wo, umgeben von andern Grüften, die Königsgräber zu suchen sind. Zu denselben führt eine mit Skulpturen einfach geschmückte Felspforte, aus welcher man zuerst in eine offene, etwa 40 Fuß im Durchmesser habende Aushöhlung tritt, deren marmorartige Steinwände fast senkrecht und glatt behauen sind. Dieß ist der Vorhof. Durch einen 30 Fuß weiten und 12 Fuß hohen Thorweg, über welchem ein Gebälke mit sehr verstümmelten, aber vortrefflich gearbeiteten, Arabesken liegt, gelangt man von da in eine weite Vorhalle, aus welcher mehre schmale Gallerieen zu verschiedenen Sälen und Gemächern führen. Gegenwärtig ist nur noch eine der Gallerieen wegsam; alle andern sind verschüttet. Jene gangbare leitet nach einem Saale, der geschmackvoll, jetzt aber kaum noch kenntlich, mit Sculpturen verziert ist, und an den Wänden des Saales befinden sich die Eingänge zu einer Anzahl Todtenkammern, wovon jede mit genau einpassenden Steinthüren von trefflicher Arbeit verschlossen war. Jede Kammer enthielt einen Sarkophag, und die schönsten Basreliefs, meistens Blumenguirlanden, bedecken das Innere der Wände. Die Ausschmückung ist durchaus heiter, hochzeitlich möchte man sagen; alles, was an den Tod erinnert, ist in diesen Bildwerken sorgfältig vermieden.

Nirgends hat man eine Inschrift gefunden, oder entziffern können; aber eine uralte Tradition nennt diese Krypten die Gräber der Könige von Judäa, sowohl aus dem David'schen Hause, als aus dem des Herodes. Der Zeit des letztern gehören ohne Zweifel die noch vorhandenen, in griechisch-römischem Styl gefertigten Skulpturen an. Doch hat man auch in einigen der Katakomben Ueberreste älterer, hieroglyphenartiger Bildnereien entdeckt, die altjüdischen Ursprung verrathen. Daß diese Gräber wirklich sind, wofür man sie ausgibt, hat man zuweilen bestritten. Weil aber die Tradition darüber, erweislich, bis in die Zeiten der Kaiserin Helena reicht, von welcher die Regierungsepoche der Dynastie Herodes nicht so fern ist, so ist kein Grund vorhanden, ihre Wahrheit in Frage zu stellen.

Die alte Todtenstadt erstreckt sich weit über die Königsgräber hinaus, und endigt in einer schauerlichen Wildniß, wo man viele und große, einfach und im ägyptisch-phönizischen Styl verzierte Todtenhöhlen als die Begräbnißorte der Richter und mehrer Propheten bezeichnet. Mit welchem Rechte? steht dahin. Eben so zweifelhaft verhält sich's mit einer schauerlichen Grotte, welche mitten in der Einöde und unter Grabgewölben liegt, von welcher die Sage geht, sie sey die Wohnung des Propheten Jeremias gewesen. Wohl konnte der begeisterte Weise keinen passendern Ort für seine weissagenden Betrachtungen finden, als unter den Mausoleen der erlauchten Todten, wo ihn jeder Blick an die Heldenzeit seines Volks erinnerte, und ihm der Contrast derselben mit der Gegenwart im grellsten Lichte vor die Seele treten mußte.



CXXXI



Gez. v. F. H. — Stahlstich v. I. G. Martini 1836.

DIE WARTBURG
von der Nordwestseite

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthumd. Verleger

CXXXI. Die Wartburg in Thüringen.

Wenn dich ein schönes, hochkultivirtes Land, reich an anmuthigen, pittoresken und romantischen Naturscenen, voll fruchtbarer Auen und heimlicher Gründe, voll reizender Hügel und waldgekrönter Berge, voller Städte und Flecken, in welchen wohlhabende, betriebsame, gemüthliche, in geistiger Bildung den meisten übrigen germanischen Stämmen seit Jahrhunderten weit voranschreitende Menschen wohnen, reizen kann; wenn dich das Großartige, Geheimnißvolle, Gespensterische des dämmernden Alterthums anzieht, ein Land voll Burgen und Klosterruinen, voll Geschichten, Sagen und Legenden: so entschließe dich zu einer Wanderung nach unserm Thüringen, nach dem Herzen Deutschland's! Es wird dich nicht gereuen, auch wenn du die berühmteren Gegenden des Rheins und am Neckar gesehen hast, oder wenn du aus dem Hesperidenlande kommst und gesättigt bist von den Wundern der Alpen.

Wohl an dreihundert Burgen und Vesten zählte einst Thüringen auf seinen Höhen, von denen noch über achtzig die Landschaft schmücken. Spurlos sind die Stätten der übrigen. Aber von jenen, obschon auch sie meistens bis auf einzelne Trümmer niedergesunken sind in Schutt und Staub, stehen mehre stark und fest, um vielen künftigen Jahrhunderten noch zu trotzen. Die meisten dieser danken ihre Erhaltung und Pflege dem höhern Interesse, welches sie durch eine besondere Merkwürdigkeit einflößen, sey es in Bezug auf die politische Geschichte des Landes, oder weil sie durch irgend ein Ereigniß die Theilnahme der Lebenden frisch und beständig rege erhielten. Was ein gemüthliches Volk lieb gewonnen hat, geht so leicht nicht unter.

Unter allen Denkmälern der Vorzeit aber ist dem Thüringer keines so werth, als seine Wartburg. Denn ihre todten Mauern sind das lebendige Wort seiner Heldenzeit, da Thüringens Volk, unter einem Haupte, voranstand allen Brudervölkern im Rufe der Tapferkeit und Hochherzigkeit; und der Wartburg Geschichte leuchtet in der vaterländischen, aus finsterer Vorzeit, wie aus der spätern, gleich einem glänzenden Stern erster Größe. Wer hätte nicht die Wartburg nennen hören als die Wiege der deutschen Dichtkunst? wer nicht gehört von den, als Wartburg-Krieg bekannten, Wettstreiten der Minnesänger am bildungsfrohen Landgrafenhofe? wer wüßte nicht, daß die Wartburg es war, welche den gottbegeisterten Luther ein Jahr lang vor den Verfolgungen seiner Feinde verbarg, und wo er das Buch des geistigen Lebens, seine unübertreffliche deutsche Bibelübersetzung fertigte? wer wüßte nicht, daß auf der Wartburg es gewesen, wo ein Fest gefeiert wurde von deutschen Männern

und Jünglingen, ein hohes Fest des gedoppelten Siegs der Wahrheit und des Rechts über die Macht der Unterdrückung, — ich meine des Siegs der deutschen Glaubensfreiheit, durch Luther errungen, und des Siegs deutscher Volksehre, gewonnen durch die Eintracht muthigen Wollens und Vollbringens unter deutschen Stämmen, — das Fest am 18. October 1817. — Alle diese Erinnerungen werden lebendig fortdauern, wenn auch die alleszerstörende Hand der Zeit Wartburg's noch feste und gewaltige Mauern von ihren Felsen gestürzt, und der Wind ihren Staub verweht hat.

Die Wartburg liegt eine halbe Stunde von Eisenach, in einer an grandiosen Naturscenen reichen Umgebung, auf der Spitze eines steilen, felsigen, waldbewachsenen Berges. Ihr Erbauer war Ludwig der Zweite (der Springer), der Thüringer Landgraf. Das Land war heimgesucht durch Hungersnoth; der Fürst that seine Getreidemagazine auf und bot Brod gegen Arbeit am Burgbau. Da strömten Dürftige und Hungernde in Schaaren herbei, und nach zwei Jahren stand sie da, das prachtvollste Fürstenschloß im Thüringer Lande. Kein Fluch leibeigner Fröhner ruht auf ihren Zinnen; wohl aber der Segen vieler vom Hungertode Erretteten.

Nicht Worte genug finden die alten Chronisten, zu erzählen von Wartburg's damaliger Pracht. Ihre Dächer waren mit Blei gedeckt; byzantinische Bildhauer hatten Söller und Gesimse an Thüren und Fenstern verziert; aus kostbarem Schnitzwerk bestanden alle Decken und Wände der Gemächer. — Von dieser Herrlichkeit ist keine Spur mehr übrig.

Die Wartburg blieb die gewöhnliche Residenz der mächtigen Landgrafen, (deren Gebiet nicht blos das eigentliche Thüringen, sondern auch fast das ganze Königreich Sachsen einschloß,) bis die drei Söhne Friedrich's des Zweiten 1379 das Reich unter sich theilten. Balthasar, einer derselben, behielt Thüringen; die Brüder Wilhelm und Friedrich der Dritte bekamen das Osterland und die Länder an der Elbe: Meißen nämlich, das nachmalige Kursachsen. Balthasar starb kinderlos. Thüringen wurde hierauf unter die Vettern vertheilt. Seitdem verschwinden die Landgrafen von Thüringen aus der Geschichte, und die Wartburg — nur noch zu gelegentlichen Besuchen der Fürsten erhalten — verliert ihre Bedeutung als Residenz. Ihre Glanzperiode ist vorüber.

Durch Feuersbrünste litt sie mehrmals, und einige ihrer Hauptgebäude gingen darüber zu Grunde, oder wurden abgetragen, um Neubauten Platz zu machen, welche weder mit der Pracht, noch für die Zwecke der alten aufgeführt wurden. Man räumte die Burg Beamten zur Wohnung ein, und schon vor der Reformation diente sie öfters zum Getreidemagazin. Aber eine strahlendere und dauerndere Glorie, als die ihr der Aufenthalt eines Monarchen geben kann, erhielt die Wartburg durch den Helden, der der christlichen Welt die Freiheit des Glaubens errungen hat.

Luther*) bewohnte die Wartburg elf Monate. Seinem hiesigen einsamen Aufenthalt verdanken wir eine Menge seiner segenreichsten und wichtigsten Arbeiten. Außer dem großen Werke der deutschen Bibelübersetzung schrieb er auf der Wartburg sein, so großes Aufsehen erregendes Buch gegen die Ohrenbeichte, mehre Schriften gegen den Mißbrauch der Messe und gegen die geistlichen und Klostergelübde; auch seine Auslegung der Psalmen, und der erste Theil seiner Kirchenpostille entstanden hier. Der begeisterte Mann saß in jeder Woche ganze Nächte hindurch über der angestrengtesten Arbeit, und in einer solchen Nacht geistiger Aufregung mag es gewesen seyn, als es ihm dünkte, der Teufel käme auf ihn zu, um ihn am Arbeiten zu hindern, und er entschlossen das Tintenfaß ergriff, es ihm an den Kopf zu werfen. Noch zeigt man Luther's Stube auf dem wohlerhaltenen Ritterhause, und an der Wand den ominösen schwarzen Tintenfleck. Nach Luther's Zeiten ist die Wartburg oft zur Verwahrung von Staatsgefangenen gebraucht, manchmal auch gemißbraucht worden. In neuester Zeit noch war sie eine Zwangswohnung politischer Gefangenen. Von der alten Burg des Landgrafen sind nur einzelne Partieen noch übrig; vom sogenannten „neuen Haus," 1317 erbaut, zeigt man noch die landgräflichen Wohnzimmer und den Rittersaal, in dem merkwürdige Gemälde der Fürsten, ihre Rüstungen und alte Waffen sehenswerth sind. Neben dem Rittersaale ist die Burgkapelle, deren Kanzel man nicht ohne Ehrfurcht betreten kann; denn von der nämlichen Stelle ertönte oft Luther's salbungsvolle, begeisterte Rede an die kleine Gemeinde! Dieser Raum und ein paar zur Hälfte abgetragene, oder eingefallene, alte Thürme, ein Pferdestall und noch einige Substruktionen der Vorzeit, auf die sich neue Anbauten (unansehn=

---

*) Luther hatte vor versammelten Kaiser und Ständen des Reichs, auf dem Tage zu Worms, mit heroischem Muthe und göttlicher Kraft die Wahrheit seiner Lehre siegreich vertheidigt. Dennoch sprach Karl V., im Interesse des Pabstes und der Kirche, die Reichsacht über ihn aus, ihm blos 21 Tage sicheres Geleit bewilligend, damit er sie zur Flucht aus dem Reiche benutze. Luther, der Unerschrockene, schlug den Rückweg nach Wittenberg ein, reiste aber über Eisenach, um in dem 3 Stunden von da entfernten Dorfe Möhra, dem Geburtsorte seiner Eltern, Verwandte zu besuchen. Nach einem Aufenthalte von mehren Tagen zog er getrost des Weges weiter. Von der Geleitsfrist waren nur noch 24 Stunden übrig. Die Reichsacht lastete dann mit voller Rechtskraft auf ihn, er war vogelfrei. Jeder durfte ihn tödten, Niemand ihn schützen. — Dem Meining'schen Dorfe Altenstein vorbei führte sein Pfad durch einen dunkeln Waldgrund. Unter einer herrlichen Buche, die der Name des großen Reformators noch gegenwärtig ehrt, dort, wo ein klarer Quell den müden Wanderer zur Ruhe und Labung einladet, sah sich Luther plötzlich von zwei verkappten Rittern überfallen, die ihn nöthigten, ritterliche Rüstung anzuthun und ein Pferd zu besteigen. Auf unbekannten Waldpfaden brachten sie ihn zur Wartburg, wo sie ihm als Ritter Georg eine Wohnung und 2 Edelknaben zur Bedienung anwiesen. Diese seltsame Entführung war geschehen auf Veranlassung Kurfürst Friedrich's des Weisen, Luther's wahren, und um dessen Sicherheit ängstlich besorgten Freundes. Dieser sah, in Folge der Reichsacht, Luther's Verderben voraus, und erkannte in gewaltsamer Habhaftwerdung des Unerschrockenen das einzige Mittel zu dessen Rettung.

liche Flickwerke) stützen, bilden die Ueberbleibsel dieser ehemaligen, so prachtvollen Fürstenwohnung. Ihr Erbauer, träte er jetzt in den Burghof, würde sie gewiß nicht wieder erkennen. Aber alles Schmucks beraubt, wird sie doch immer als National-Denkmal Thüringens und des deutschen Landes in Ehren gehalten werden.

CXXXII. Der Fall des Velino bei Terni.

Terni ist das Interamna der Römer. Es ward erbaut unter Numa Pompilius, und erhielt Berühmtheit als Geburtsort des großen Geschichtschreibers Tacitus, und der Imperatoren Tacitus und Florian. Von seiner einstigen Größe sind noch vorhandene Trümmer Zeugen; man unterscheidet die eines Theaters und mehrer Tempel. Es liegt 4 Stunden von Rom, an der großen Straße, welche von der Hauptstadt über die Apeninnen nach dem Norden und Osten Italien's führt. Die Zahl der Einwohner zur classischen Zeit war über 50,000; jetzt wird sie 7000 nicht übersteigen.

Die Gegend von Terni, in der Mitte der Apenninen, ist von großer Schönheit. Hohe Berge, die mit prächtigen Eichenwaldungen bedeckt sind, werden bald durch schauerliche, dunkle Felsschluchten, bald durch lachende Thäler getrennt, in denen frische, grünende Auen und fette Triften, hohe, mit Rebengewinden verbundene Olivenhaine, reiche Obstgärten, und an den südlichen, geschützten Wänden duftende Orangen- und Citronenwäldchen abwechseln. Ströme rauschen von den Bergen und Felsen herab und bilden Wasserfälle, welche das Wilde und Phantastische zu dem Freundlichen und Gemüthlichen der Landschaft gesellen.

Das Merkwürdigste der Gegend und zugleich eine der größten Sehenswürdigkeiten in Italien ist der, vier Meilen von Terni entfernte Fall des Velino, der zweite an Größe unter den Wasserfällen Europa's. Die Bewohner des Landes nennen ihn LA CADUTA DELLA MARMORA. Er ist kein Werk der Natur, sondern ein Werk von Menschenhand, und eines von den wenigen, glücklichen Beispielen, welche beweisen, daß der schwache Sterbliche zuweilen Etwas hervorzubringen vermag, was den grandiosesten Schöpfungen der Natur gleich kömmt. Die Veran-

FALL DES VELINO

bei Terni in Italien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.


Stadt-
bücherei
Elbing

lassung dazu war folgende. Das fruchtbare Thal von Rieti litt alljährlich durch die Ueberschwemmungen des Velino so viel, daß die Einwohner am Ende verarmten. Kostbare und starke Dämme erforderten von Jahr zu Jahr größere Ausgaben, um den Strom in seinen Banden zu halten; am Ende wurde es den Bewohnern zu schwer, solche ferner zu erschwingen: die Schutzwehren verfielen. Da brach sie (unter der Consulschaft des Curius Dentatus) der von Wolkenbrüchen furchtbar angeschwollene Strom nieder, überfluthete das Thal, zerstörte die Wohnungen und begrub viele Menschen in den Wellen. Zehn Monate stand das Wasser und bedrohte die Fluren mit bleibender Versumpfung. In dieser Noth wendeten sich die Bewohner der Gegend an den römischen Staat um Hülfe. Er half, und steuerte großmüthig zu dem, den Römern der Altzeit würdigen Unternehmen, dem unbändigen Strome quer über das Plateau des Marmorgebirgs ein neues Bette zu graben und ihn in die tiefe Schlucht hinabzustürzen, aus welcher er sich in die Nera ergießt. — Die Einwohner von Interamna glaubten sich bei diesem Unternehmen in ihren Rechten gekränkt, und noch zur Zeit des Cicero führten sie deshalb einen Prozeß gegen Rieti vor dem römischen Senat; doch ohne Erfolg.

Im Laufe von zwei Jahrtausenden hatte das künstliche Bette durch Felsblöcke und Schlamm bedeutende Veränderungen erfahren, und die Ueberschwemmungen des Velino im Rücken des Falls begannen von neuem. Pabst Pius der Sechste ließ das Strombette wieder aufräumen. Dem Uebel wurde dadurch gesteuert.

Der Weg von Terni bis zum Wasserfall ist in die Felsen gehauen, und an vielen Stellen sehr beschwerlich. Lange windet sich der Pfad an der steilen Felswand eines engen Thals hin, in dessen Tiefe der mächtige Strom schäumt. Am Ende des Thals erheben sich die senkrechten Wände der Marmorfelsen, 300 bis 400 Fuß hoch. Dürftiges Gesträuch grünt in ihren Spalten, und hie und da schmücken blühende Schlinggewächse festlich ihre rauhen Seiten. In der Mitte der Felsenzinne aber ist ein weit ausgebrochenes Thor, und durch dieses stürzt sich der breite und gewaltige Velino donnernd hinab.

Der Sturz des Stroms ist noch viermal so hoch als die Cascade des Anio bei Tivoli, und unendlich gewaltiger als diese, auch viel höher als die des Rheins bei Schaffhausen. Aber mächtiger durch seine Fülle, schäumender, wasserstäubender und donnernder stürzt sich der Rhein, dessen Fall unbestritten der herrlichste unsers Welttheils bleibt.

CXXXIII. Moskau, der Kreml.

Bisher entbehrte dieses Werk Bilder aus Rußland's weitem Reiche. Dem vorliegenden werden wir eine Reihe der schönsten und merkwürdigsten folgen lassen.

Moskau, die Fackel, womit in unsern Tagen die Allmacht dem Welttheile zur Erlösung von einer Sklavenkette leuchtete, ist eine der merkwürdigsten, und, seitdem es wie ein Phönix aus der Asche sich neu erhob, eine der prachtvollsten Städte der Welt. Ihre Bauart, ihre Bevölkerung, die Sitten und Lebensweisen derselben vereinigen, so zu sagen, Europa und Asien. —

Man nennt Moskau, im Gegensatze zu Petersburg, die alte Kapitale Rußland's. Es ist das eigentliche Herz des Reichs. Aus ihm, dem Mittelpunkt des innern Verkehrs, der Industrie und des Kunstfleißes, dem Lieblingsaufenthalt eines unermeßlich-reichen Adels, welcher hier freier, ungezwungener und unabhängiger leben kann, als in der Kaiserstadt, wo des Herrschers unumschränkte Gewalt und der Glanz seines Hofes Alles herab- und in den Schatten stellt, — strömt das Leben in alle Adern des Staats. Petersburg ist das Putzzimmer der Nation; ihre Wohnstube ist Moskau.

Obschon man Moskau die alte Hauptstadt heißt, so reicht seine Gründung doch nur zum Mittelalter hinan. Lange vorher hatten die sklavischen Völker andere Hauptstädte. Zuerst Nowogorod, das zur Zeit der Gründung der Hansa von fabelhafter Größe, Einwohnerzahl und Reichthum war. Seine Macht wurde sprüchwörtlich. „Wer kann wider Gott und Nowogorod?" sagte der Russe, wenn er Unmögliches bezeichnen wollte.

Im 11ten Jahrhundert erhob sich Kioff zur Residenz der russischen Herrscher, denen es in dem, nach und nach zu republikanischer Freiheit gelangenden Nowogorod nicht mehr gefiel. Kioff wurde so groß, als jetzt Moskau ist; aber als die russische Monarchie, durch wiederholte Theilung unter die Zweige der herrschenden Dynastie, in eine Menge kleiner Fürstenthümer sich zersplitterte, mußte Kioff's Bedeutung sinken. Die Uneinigkeit der kleinen Despoten erleichterte den einbrechenden Tartaren die Eroberung ganz Rußland's, und seine Fürsten sanken zu Vasallen herab. In dieser Epoche, zu Ende des 11ten Jahrhunderts, galt Wladimir als die Hauptstadt. In die nämliche Zeit fällt auch Moskau's Gründung durch Herzog Georg den Langhändigen, welcher sich (1147) auf der Stelle des

CXXXIII



H Herzer sculpsit.

DER KREML

in Moscau

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



heutigen Kremlin eine Burg erbaute. Georg's Nachfolger erweiterte dieselbe; er zog Colonisten herbei, und neben der fürstlichen Residenz entstand ein Flecken. Lange blieb er unbedeutend; denn 1303 zählte er erst 1500 Einwohner, obschon Iwan der Erste, der durch die Verwandtschaft mit dem Tartaren-Chan ein größeres Gebiet und den Großfürsten-Titel sich erwarb, Moskau zur bleibenden Residenz erhob, und viel auf dessen Erweiterung verwendete.

Die große Zeit Moskau's datirt sich erst von der Regierung Iwan des Dritten, mit dem Beinamen der Große. Dieser thatkräftige Fürst befreite ganz Rußland vom Joche der Tartaren und vereinigte es, als erster Czaar (Cäsar, Kaiser) aller Reußen, unter einer Krone. Durch Neubauten und Erweiterungen bekam der Kreml seine jetzige Gestalt. Iwan's schlaue Politik zwang die Großen des Reichs Moskau zu ihrem Aufenthalt zu erkiesen, wo er sie beobachten und an sich ziehen, oder unschädlich machen konnte. Paläste stiegen nun empor, und prachtvolle Kirchen erhoben sich neben tausenden von hölzernen Häusern, meistens niederigen, dem Bedürfniß der gemeinen Russen zusagenden Wohnungen des Schmutzes, welche selbst jetzt noch in bedeutender Anzahl in Moskau vorhanden sind. Peter der Große, der Regenerator des Reichs, der Mann, der dem slavischen Volke die größte welthistorische Rolle zuwies, welche vielleicht je ein Volk vom Schicksal zu übernehmen hatte, (eine Rolle, die kaum begonnen ist!) baute sein Petersburg, dicht an des Reiches Marken, und, indem er es zur Metropole des Staats und zur Residenz seiner künftigen Beherrscher bestimmte, verkündigte er Europa, was es von Rußland zu erwarten hätte. Dieser Wechsel übte auf die alte Hauptstadt den nachtheiligen Einfluß nicht aus, den man gefürchtet. Zwar war er unstreitig der Zunahme Moskau's nicht günstig; aber dessen, auf festeren Grundlagen, als auf dem Daseyn eines Hofes, ruhendes Gedeihen blieb im Wachsen, und, als Napoleon der erstaunten Welt anzeigte, er werde ihr, wie Jason einst das goldene Vließ aus Kolchis, das Glück des allgemeinen Friedens aus der alten Czaarenstadt holen, und als er zu dem Zwecke mit 1 Million Kriegern in Rußland eindrang (1812), zählte die Stadt mehr als 350,000 Einwohner und an 10,000 bewohnbare Häuser. Nie vorher war sie so groß, so reich, so blühend gewesen!

Nie auch hatte die Welt ein Heer gesehen, von physischer und moralischer Kraft so gewaltig als jenes, welches Napoleon in den verhängnißvollen russischen Krieg führte. Mit 575,000 Kriegern, der Blüthe aller Völker des westlichen Europa's, und 1200 Kanonen überschritt er (22. Juni) den Niemen. An der Spitze des Centrums, das 200,000 Mann stark war, drang Napoleon dem Herzen des Reichs zu.

Gegen so überlegene, täglich sich verstärkende Macht, welche die berühmtesten, sieggewohnten Feldherrn des Jahrhunderts unter dem größten Kriegsmeister aller Zeiten leiteten, konnte Rußland sein Heil nur in jenem Vertheidigungssysteme finden, welches schon zur Zeit des Cäsar den Völkern dieser Landstriche (den Skythen) eigenthümlich gewesen war. Vermeidung der offenen Feldschlacht, Rückzug in die unermeßliche Wildniß, Ermüdung des Feindes

durch den kleinen Krieg, Zerstörung der Städte, Dörfer und Vorräthe, um den des Obdachs und der Erhaltungsmittel Beraubten, ohne schnellen Entscheidungskampf, und je weiter er vorrückte, desto sicherer durch die unvermeidliche Noth und durch die Naturkraft zu verderben: — das war der Plan, der Rußland Rettung verhieß und welcher im Rathe des Reichs und der Kriegshäupter von seinem Monarchen angenommen wurde.

Ein großer Plan! Er setzte die heldenmüthigste Selbstaufopferung im Volk voraus, und er ward mit wahrem Heroismus vollzogen. Napoleon, rasch vordringend ohne Hauptschlacht, welcher die Russen auswichen, kam nach Wilna (28. Juni), nach Smolensk (14. August). Rußland's Heere (zusammen 300,000 Mann) zogen sich zum Theil nordostwärts nach Riga (zum Schutze der Ostseeprovinzen und Petersburg's), zur größeren Hälfte aber nordöstlich auf Moskau zurück. In Smolensk begann ihr Zerstörungswerk. Sie gaben vor ihrem Abzuge die Stadt den Flammen preis. Dasselbe thaten sie mit den Städten zwischen Smolensk und der Moskwa. Napoleon konnte hieraus folgern, welches Schicksal der Hauptstadt beschieden war, im Fall ihm das Waffenglück solche in die Hände liefern sollte. An der Moskwa erwartete ihn das russische Heer. Die Ehre des Reichs, die Rettung des im unglücklichen Falle der Vernichtung geweiheten Moskau, schien das Wagniß einer Hauptschlacht gebieterisch zu fordern. Sie ward geschlagen am 7. September bei Borodino.

Fünfzig Tausend Krieger fielen im mörderischen Würgen an diesem schrecklichen Tage. Die ungestüme Tapferkeit und größere Kriegskunst von Napoleon's Heermassen erzwang über die kaltblütige Unerschrockenheit der Russen den Sieg. Diese gingen zurück, und Moskau, das unermeßliche, mit seinen unerschöpflichen Vorräthen, seinem Reichthum und seinen Genüssen glänzte mit seinen vergoldeten Kuppeln den Siegern als lachende Beute entgegen.

Erfassen, nicht festhalten sollten sie dieselbe! Schon vor der Schlacht waren in der ungeheuern Stadt Vorbereitungen getroffen worden, welche das ihr bestimmte Loos ahnen ließen, wenn man es auch nicht laut verkündigte. Gleich nach der Schlacht vollzog man das Vorbereitete, und die ganze Bevölkerung schien von der Nothwendigkeit, die Hauptstadt zu opfern, um das Reich zu retten, heroisch ergriffen. Die Einwohner, drei hundert und vierzig Tausend an der Zahl, zogen aus mit ihrer besten Habe. Die öffentlichen Schätze wurden nach Petersburg geschafft, 20,000 Verwundete in das Innere des Landes geflüchtet, die Gefängnisse geöffnet und 1400 Verbrecher in Ketten auf verschiedenen Wegen tiefer in's Reich abgeführt. Die Kriegsvorräthe waren schon früher weggebracht worden. Alle Behörden räumten die Stadt. Im Innern der Häuser hing man Pechkränze, häufte man Brandmaterialien auf. Um eine schnelle Verbreitung der Brunst zu begünstigen, wurden in vielen Straßen die Zwischenwände der Häuser durchbrochen. Das russische Heer zog westlich nach Kaluga ab. Moskau war verlassen. Nur der Abschaum des Volks, eine verwegene Rotte, welche, in der Hoffnung auf Raub und Plünderung, die schreckliche Mission des Feueranlegens übernommen hatte, und einige Tausende, nicht fortzuschaffende, schwer Ver-

wundete und Kranke in Hospitälern und Bürgerhäusern, alte, schwache Greise auch, die sich, selbst auf Gefahr ihres Lebens, von ihrem geliebten Moskau nicht trennen mochten, — waren die Zurückbleibenden.

Am 15. September gedachte Napoleon in der Hauptstadt der Czaaren das grandiose, Heer=begeisternde Schauspiel zu wiederholen, welches ihm in Wien, in Berlin, in Mailand, als er, an der Spitze seiner siegbekränzten Garden als Eroberer einzog, so gut gelang. Von dem Vorgefallenen hatte er keine Ahnung und er harrte mit seinem Generalstabe 1/4 Stunde lang vor den Thoren der Hauptstadt, deren vergoldete Kuppeln in der Morgensonne strahlten, um hier die Abgeordneten zu empfangen, welche ihm die Schlüssel zur Metropole des Reichs und zu den Pforten des Kaiserpallastes im Kreml überbringen sollten. Vergebens. Statt des Jubels eines gaffenden, gedankenlosen, nur den Erfolg bewundernden Volkes; statt der Huldigungen demüthig=bittender Behörden und Magistrate, empfing den stolzen Sieger das Schweigen des Todes. Die Thore fand er offen, die Häuser verschlossen, die Gassen menschenleer.

Schauerlich schallte wieder der Paradeschritt des einziehenden Heeres in den verödeten Straßen, und ernst und schweigend führte es der Kaiser durch die labyrintische Häusermasse auf die Esplanade des Kremlins, dessen heilige Pforten der Fußtritt eines Eroberers noch nie entweiht hatte. — Hier erst zeigte sich Widerstand. Ueber dem goldenen Thor, das kein Russe, sein Kaiser selbst nicht, ohne Entblößung des Hauptes betritt, hatte sich ein Häuflein Fanatiker versammelt, entschlossen, in Vertheidigung des Heiligthums zu sterben. Ihre Flintenschüsse streckten einige Garden nieder. So schwacher Versuch einer Hand voll Rasender hielt die Sieger keinen Augenblick auf. Kanonen öffnen die Thore, Napoleon steht am Ziele seines heißesten Wunsches. Die Pracht=Wohnung der Czaaren nimmt ihn als Eroberer auf.

Aus den Fenstern des Kaiserpallastes im Kreml übersah er die herrliche Stadt, prangend mit tausend Denkmälern der Vergangenheit. Moskau mit den seit Jahrhunderten aufgehäuften Reichthümern war sein und dem mit ihm ziehenden Heere.

Nicht zu berechnen war die Beute, unerschöpflich schien sie. Wohl mochte er sich jetzt, im Besitz der Hülfsquellen, welche ihm Moskau versprach, — Moskau, der Mittelpunkt und das Herz des Reichs, — unüberwindlich fühlen und der Traum eines Weltgebieters ihm Wirklichkeit dünken. Aber wie wunderbar! Dieser nämliche Moment, welcher ihm das berauschende Gefühl der Allmacht spendete, wendete verrätherisch das Rad seines Geschickes. Mit dem Betreten des Kreml's, ging sein Glücksstern unter.

Schon bei'm Einzuge waren, in undeutlicher Ferne, über entlegenen Häusermassen Rauchsäulen bemerkt worden. Doch achtete man nicht viel darauf, sondern beruhigte sich mit der Vorstellung, es seyen Magazine in den Vorstädten, welche die abziehenden Russen, nach ihrer Gewohnheit, in Brand gesteckt hätten. Der nämlichen Ursache

schrieb man einen erstickenden Brandgeruch bei, welcher in allen Straßen auffiel. — Aber gegen Abend erhob sich in einem der vornehmsten Stadtviertel eine mächtige Feuersäule. Im Augenblick darauf wirbelten zwanzig auf, bald hundert und an hundert Orten. Ein Blick enthüllte, zum Erstarren des aus der Betrachtung seines Glückes schrecklich erwachenden Kaisers, die entsetzliche Wehranstalt eines verzweifelnden Feindes. Mit Eintritt der Nacht brannte Moskau an fünfhundert Enden.

Vergeblich waren die Befehle Napoleon's zum Löschen, erfolglos alle Anstrengungen, diese Befehle zu vollziehen. Die Spritzen waren von den Russen weggeführt, Feuereimer, Haken und Leitern vernichtet worden. Selbst das Eindringen in die brennenden Häuser war erschwert, in vielen Fällen sogar unmöglich gemacht; denn die Feueranlegenden hatten alle Eingänge vorsichtig verrammt. — Man versuchte, sie mit Kanonen zu öffnen, und sprengte vergeblich, um der um sich greifenden Brunst Einhalt zu thun, halbe Straßen in die Luft. Bald wogte weithin in dem engen Gassenlabyrinthe ein unendliches Rauch- und Flammenmeer; Rettende und Brandstifter verzehrte oft die nämliche Glut. Als die mit dem Befehl zu löschen in die Stadt vertheilten französischen Heerhaufen die Vergeblichkeit aller Anstrengungen einsahen, ergriff sie die Wuth der Habsucht und sie kämpften nur noch mit den Flammen um den Besitz der Schätze, welche jene zu verzehren drohten. Viele hunderte von Franzosen fanden in diesem Bestreben schon in der ersten Nacht den Tod.

Am folgenden Tage erhob sich ein Sturm, und die drohende Rettungslosigkeit der Stadt wurde bald zur fürchterlichen Gewißheit. Wie die Wogen des Oceans, den der Orkan peitscht, braußten die Flammen um den durch Gärten, Festungswerke und breite Wassergräben von der Stadt geschiedenen Kreml. Von der unerträglichen Hitze sprangen die Scheiben, schmolzen in Napoleon's Zimmern die Bleieinfassungen der Fenster. Im Kremel selbst brannte es mehrmals; ob durch Ansteckung, ob durch die auf ihn niederregnenden glühenden Trümmer, hat nicht ermittelt werden können. Die Rettung des Kaisers selbst schien in Frage gestellt. Dennoch wich er nicht von der Stelle: — wie festgezaubert hielt ihn der Anblick der Brunst, welche den Preis so großer Anstrengung, so blutiger Siege, so kühnen Wagnisses unaufhaltsam fraß. Endlich, als die Gefahr auf's Aeußerste gewachsen war und Entsetzen sich eines Jeden in seiner Umgebung bemächtigt hatte, gab er, mehr dem fremden als dem eigenen Willen folgend, das Zeichen zum Aufbruch. — Mit Gefahr des Lebens und nicht ohne den Verlust Mehrerer seines Gefolges, welche von den herabstürzenden Mauern und Gebälken in den brennenden Straßen, die sie durchreiten mußten, erschlagen wurden, erreichte er ein, außerhalb der Stadt, im Freien liegendes, kaiserliches Lustschloß. Aber Moskau, das lodernde, übergab der Erzürnte der Plünderung. „Raubt, da ihr nicht retten könnt!" — waren seine letzten Worte. Es folgten nun Gräuel auf Gräuel, und von den unglücklichen Zurückgebliebenen, etwa 20,000, zum Theil Kranken, Verwundeten und Greisen, starb die größere Zahl theils in den Flammen, theils unter den Händen ihrer Peiniger, welche alle Martern an sie

verschwendeten, um ihnen das Geständniß, wo Schätze verborgen seyen, abzupressen. — Noch 6 Tage herrschten die Flammen. Endlich (am 21. Sept.) hatten sie ausgetobt, und auch die Plünderer waren müde. Mit dem 1. Oktober stellte sich wieder Ordnung her. Napoleon ritt zur Stätte: — das einst so herrliche Moskau mit den Wohnungen von 350,000 Menschen, 500 christlichen Tempeln und eben so vielen Pallästen, das unermeßliche Vorrathshaus von Lebens- und Kriegsbedarf, von tausendfachen Genußmitteln, war bis auf einen kleinen ärmlichen Rest verzehrt von dem fürchterlichsten der Elemente; und der Eroberer sah sich, statt in einer prachtvollen Stadt, auf einem dampfenden Schutthaufen ohne Ruhestätte, ohne Erquickung, ohne Stützpunkt des Voranschreitens für sich und sein Heer. Dieses, durch die Plünderung demoralisirt, war beladen mit Schätzen; aber mitten unter denselben fehlte es ihm an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Was keine Niederlage vermocht hätte, bewirkte der Metropole Aufopferung. Schreckliche Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Gemüther und weissagete Unglück. Viele Tausende vergeudeten ihre Schätze um den Genuß des Augenblicks und starben in Folge ihrer Ausschweifungen. Der fünfwöchentliche Aufenthalt auf Moskau's Trümmern kostete Napoleon mehr als die verwüstendste Schlacht, — über 40,000 seiner besten Krieger.

Also entschwand dem neuen Alexander die heißersehnte Siegesfrucht im Augenblick, da er sie erfaßte. Ein Rückzug schien dem Stolzen schimpflich; darum wurde es den Russen leicht, ihn durch Friedensunterhandlungen so lange zu täuschen und so lange zum Bleiben zu verlocken, bis Bleiben und Rückzug gleich unmöglich geworden waren, und beide gleich sicheres Verderben ihm bereiteten. Schon hatte der Winter mit seiner Kälte und seinen Schrecken sich genaht; da brachen die Russen die Friedensunterhandlungen ab, Napoleon die Wahl stellend, auf Moskau's Aschenhaufen zu verhungern, oder auf denselben Wegen, von wannen er gekommen, durch lauter unwirthbares, verwüstetes und menschenleeres Land, in der schlimmsten Jahreszeit, die Rückkehr zu wagen. Am 19. Oktober (an dem nämlichen Tage, an dem er ein Jahr später den verhängnißvollen Rückzug von Leipzig antrat) setzte sich sein, von Mangel an Lebensmitteln bereits geängstigtes Heer in Bewegung. Mit 180,000 Mann war er eingerückt in der Czaaren Hauptstadt, — nur 120,000 führte er hinaus; demoralisirt, die Bande der Disciplin gelockert, völlig muthlos. Auf 20,000 Wägen schleppten sie die Beute der Plünderung mit fort. Die letzten Colonnen der Armee verließen den Kreml am 25. October. Napoleon hatte befohlen, ihn in die Luft zu sprengen; aber von den schlecht und eilig angelegten Minen zündeten nur wenige, und diese waren zu schwach gegen das riesenstarke Gemäuer. Blos einige Nebengebäude litten oder stürzten ein, Zeugen den nacheilenden Russen von dem bösen Willen der Fliehenden, und zum Nacheeifer sie spornend.

Nicht weiter leuchtete Napoleon das Glück. Was aber ferner geschehen, ihm und seinen Armeen, nach dem Abzug aus Moskau, — die Schilderung des furchtbarsten aller Rückzüge und der entsetzlichsten

Noth, welche je ein Heer erduldet, die endlich vollkommene Vernichtung dieses Heers, gehört nicht hieher. Ohne Gefolge, mit einem einzigen Diener, in einem schlechten Schlitten, gleichsam als wäre er nur um die Rettung des eigenen Lebens besorgt, floh er über den Niemen zurück, der Gewaltige, der diesen Grenzstrom Rußland's vor 5 Monaten an der Spitze einer Kriegsmacht überschritten hatte, größer, als sie seit Xerxes die Welt gesehen. Von dieser fürchterlichen Macht sahen einige Tausende kaum, siech, ohne Waffen und ohne Gepäck, die befreundete Erde wieder. 300,000 Leichen und 150,000 todte Pferde, grausende Ueberbleibsel des Napoleonszugs, in welchem die Blüthe aller Nationen seiner Herrschaft aufgegangen, wurden im nächsten Frühjahr auf russischem Boden gefunden und verscharrt, und 100,000 Krieger, die man, gefangen, im rauhesten Winter nach Sibirien schleppte, kamen um durch Kälte, Elend und harte Arbeit. So sah die erstaunte Menschheit den Spruch der rächenden Allmacht, von der Moskau's heldenmüthige Aufopferung die erste Andeutung gegeben hatte, schauerlich vollzogen.

Nach der Befreiung des Landes wurde ein Riesenwerk — der Wiederaufbau nämlich der zerstörten alten, und in der Volksmeinung, heiligen Hauptstadt von der Nation wie von der Regierung mit jenem Eifer betrieben, den nur die Begeisterung verleiht. Das ganze Reich übernahm die Entschädigung der durch Brand, Zerstörung und Plünderung zu Verlust gekommenen Bewohner als eine heilige Verpflichtung, und der Betrag bezahlter Vergütungen überstieg 400 Millionen Rubel. Doch Viele auch verschmähten jeden Ersatz und erhöhten dadurch den Ruhm so patriotischer Aufopferung. Mehrere von diesen hatten Millionen verloren! — In den ersten Jahren nach hergestelltem Weltfrieden waren stets bei 160,000 Handwerker und Handlanger mit dem Aufräumen des Schuttes und der Herstellung der neuen Gebäude beschäftigt; ungerechnet die 25—30,000 Arbeiter, welche die Regierung für den Bau öffentlicher Werke unterhielt. Unter der Wirkung so gigantesker Mittel erstand das neue Moskau wie durch Zauberkraft, und schon 1824, also 12 Jahre nach der Zerstörung, hatte es sich, prächtiger und herrlicher als zuvor, größtentheils aus der Asche erhoben. Es hatte wieder 300,000 Bewohner in 11,000 Häusern, unter denen sich 400 Palläste befinden. Gegenwärtig ist der Aufbau der Stadt vollendet und in einem Umfange von 11 Stunden zählt man über 14,000 Gebäude in 850 Straßen, und mehr als 300, zum Theil überaus prachtvolle Kirchen. 350 großartige Fabrikanstalten in pallastähnlichen Localen beschäftigen dort über 110,000 Menschen, nicht Moskauer allein, sondern auch, und zum größern Theil, Bewohner der Umgegend. Viele dieser Fabriken sind (wie die meisten Rußland's) militärisch organisirt. Das Nämliche ist der Fall mit den verschiedenen Anstalten

zum öffentlichen Nutzen; z. B. mit denen zur Reinigung der Straßen, zur Begegnung und Verhütung von Brandunglück, der Rettung in Wassernoth 2c. 2c.

Das neue Universitätsgebäude hat 2 Mill. Rubel gekostet, und das Institut selbst ist ausgestattet mit kaiserlicher Munifizenz. Die Zahl der Professoren ist 30; die der gegenwärtig esenden Lehrer überhaupt fast 100. Die Frequenz der Studirenden wechselt zwischen 1200 und 2000. Daß Moskau der Hauptsitz des russischen Manufaktur- und Fabrikwesens ist, auch der des Binnenhandels eines unermeßlichen Reichs, ist schon früher erwähnt worden. Der jährliche Kapitalumsatz durch den Handel übersteigt 300 Millionen Rubel. — Moskau ist auch der Centralpunkt der National-Literatur und russischer Bildung; mehr so, als Petersburg, wo durch den Einfluß der vielen dort wohnenden fremden Gelehrten das Comopolitische in der Literatur vorherrschend bleibt. Die Hauptwerke in russischer Sprache werden in Moskau gedruckt. Darum ist auch der Buchhandel blühend und die Buchdruckereien sind sehr bedeutend. Sie beschäftigen über 140 Pressen. — Unter den wohlthätigen Anstalten (ihre Anzahl erreicht achtzig), welche die alte Czaarenstadt schmücken, verdient das Findelhaus, wegen seiner Größe und musterhaften Einrichtung, eine besondere Erwähnung. Die meisten der Kinder werden auf das Land an Ammen gegeben, deren Interesse mit der Erhaltung des Lebens der armen Pfleglinge auf das innigste verknüpft wird. Gemeinlich versorgt die Anstalt 33—34000 Kinder, und der jährliche Zuwachs ist zwischen 3 und 4000. Im Hause selbst haben 6000 Kinder Pflege und Unterricht. Zwei Säle und eine Reihe Zellen dienen zur Aufnahme von armen, hülflosen, schwangern Personen. Sie können hier ihre Entbindung abwarten, und für ihre Kinder sorgt dann die Anstalt. So ist schon für die Ungebornen Erbarmen da und Vorsorge getroffen. Den Müttern ist an die Hand gegeben, sich der Anstalt als Amme ihrer — eigenen Kinder zu vermiethen. Darum ist auch die Sterblichkeit unter den Zöglingen dieses Instituts weit geringer, als unter den Zöglingen irgend eines andern ähnlichen in Europa.

Die Moskauer Lebensweise in den höheren Ständen, denen des Adels und der reichen Kaufleute, streift an orientalische Pracht, und ist weit luxuriöser, als in Petersburg. Der gemeine Mann lebt ebenfalls gut; denn der Russe ist arbeitsam, Verdienst ist leicht, Beschäftigung ist reichlich da, und die Lebensmittel sind in mäßigerm Preise, als in den meisten andern Hauptstädten Europa's. Dennoch klagt man über Theuerung, weil man früher an eine auffallende Wohlfeilheit der alltäglichen Bedürfnisse gewöhnt war. Der so sehr gesteigerte allgemeine Wohlstand (der in der Entschädigung, welche das Reich nach der Zerstörung zahlte, eine Hauptquelle gefunden hat,) und der dadurch veranlaßte größere Luxus haben dieß geändert.

Das Klima ist gesund. Moskau's Lage auf einer Hochebene ist in dieser Beziehung eine sehr günstige. Die Fruchtbarkeit der Gegend wird gerühmt, und es gedeihen alle Getreide- und Obstarten so gut wie im mittlern Deutschland. Selten sind die Winter strenger als in Berlin.

Die Bevölkerung besteht der Hauptmasse nach aus Russen, alten unvermischten Stammes, den ächten Moskowitern. Bauern, Handwerker, vornehme Bürger und Adeliche unterscheiden sich durch ihre Trachten, und das Pittoreske des Lebens und Treibens auf den Straßen wird gesteigert durch die zahlreichen orientalischen Kostüme, welche einem bei jedem Schritte begegnen. Ihre Mannichfaltigkeit und ihre Menge wird durch die Thatsache erklärlich, daß fast alle Nationen Asiens hier ihre Repräsentanten haben, hergelockt durch den Trieb nach Gewinn. Ueber die Hälfte der hiesigen Kaufleute sind Ausländer; meistens Orientalen. Sie sind in Gemeinden vereinigt, und jede Religion genießt hier das Recht freier Uebung. Selbst die Hindus haben ihre Pagode und die Methodisten Neuenglands verehren nahe dabei den alleinigen Gott. Die Britten sind nicht zahlreich; zahlreicher die Deutschen. Jene, wie diese, haben eigene Prediger und Kapellen.

Der Kreml liegt, etwas über die andern Stadttheile erhaben, im Centrum Moskau's. Mit andern europäischen Herrscherpallästen ist er nicht zu vergleichen; mehr ist er den Residenzen (Serails) der asiatischen Sultane ähnlich; wie diese hat er die Bestimmung zugleich Citadelle und Königsburg, Archiv und Schatzkammer, Zeughaus und Staatsgefängniß zu seyn. Seine Mauern umschließen drei der herrlichsten und heiligsten Tempel der griechischen Christenheit, und zwei Klöster. An Umfang mißt er eine halbe Stunde und seine Größe ist die einer bedeutenden Stadt. Hohe, krenellirte Mauern von erstaunenswürdiger Stärke und Festigkeit umgürten ihn, und durch zahlreiche Thürme von wunderlicher Form, fest wie Felsen, und voll bombensicherer Gewölbe, wird er vertheidigt. Alle Mauern sind von weißem Gestein; alle Thurmkuppeln vergoldet. Das Innere ist, in viele Höfe getheilt, unregelmäßig, aber durchaus prachtvoll und imponirend.

Eine sonderbare Figur in diesem großartigen Verein von Bauwerken des Byzantinisch-Gothischen Geschmacks, macht ein neuer Palast in neu-italischem Styl, die prächtige Wohnung des Kaisers. Wenn das magnifike Gebäude in passender Umgebung stünde, oder für sich und allein, so würde es bewundernswerth seyn; hier wirkt's blos durch den schneidenden Kontrast zu dem es beherrschenden Ganzen und verletzend und störend auf dessen Einheit und Harmonie.

Unser vortrefflicher Stahlstich gibt von der Hauptfronte des Kremls eine getreue Ansicht. Früher umfloß, in tiefen und breiten Gräben, die Moskwa die ganze Burg; jetzt ist von 3 Seiten her der Strom zugewölbt, und über denselben grünt und blüht ein herrlicher Park, die Lieblingspromenade der Moskauer.

CXXXIV



DIE ALEXANDERSÄULE

im St Petersburg

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

CXXXIV. St. Petersburg, die Alexandersäule.

In dem Plane Peters des Großen, ein unermeßliches, asiatisch-rohes Reich umzuschaffen zu einem europäischen Staate, hat die neuere Weltgeschichte ihren Hauptmoment gefunden. Von ihm gingen viele der seitherigen wichtigsten Weltbegebenheiten aus; er ist eine Hauptursache in den Erscheinungen am politischen Himmel der Gegenwart, er steht da, wie eine furchtbarer Zauberer, dem Welttheile seine Zukunft weissagend. „Ihr offenes Buch ist Polens Schicksal" meinen Viele. Wir hoffen doch, sie irren. —

In jenem Werke eines der größten Menschen der neueren Zeit bildet Petersburg den Grundstein. In dem Mittelpunkte des altrussischen Volkslebens, da, wo Alles das am tiefsten wurzelte und am üppigsten blühte, was auszurotten und zu entfernen er sich zur Aufgabe seines Daseyns gestellt hatte, konnte Peter nie einen Anhaltspunkt für seine Pläne finden, konnte die auszustreuende Reformsaat nie gedeihen. Moskau's Wichtigkeit und Präponderanz, als Sitz und Mittelpunkt der Reichsmacht, mußte vor allen Dingen gebrochen werden. Für das Feuer der Kultur, das er, ein neuer Proteus, auf eigenen Händen aus der Ferne holte, bedurfte er einen neuen Herd, fern von den Altären, auf welchen das rohe Volk und seine egoistischen Lenker den Götzen der Barbarei opferten. In dieser Erkenntniß richtete er seinen Thron in Petersburg auf, an der äußersten Gränze des Reichs, und indem er die neue Hauptstadt am nämlichen Wasserbecken gründete, um welches mehrere der kulturreichsten Länder des Erdtheils liegen, versetzte er Rußland so zu sagen in den Kreis der civilisirten Staaten, noch ehe es selbst civilisirt war. Die Erbauung der Hauptstadt am baltischen Meere ist der eigentliche Schlüssel zu Peter's ungeheuern Plänen und zur russischen Politik, die von den Mandatarien des großen Mannes, von seinen Nachfolgern, mit einer Konsequenz verfolgt wird, welche Bewunderung und Furcht zugleich einflößt.

Schon in sehr früher Zeit hatte Rußland Gebiet an der Ostsee besessen. Als Nowogorod groß und blühend war und die Vermittlerin für den ganzen Handel zwischen Rußland, Nordasien und der übrigen Welt, bildeten der finnische Meerbusen und die Newa den Kanal, auf welchem die Bedürfnisse an fremden Produkten in's Land gelangten und durch den der Ueberfluß des Reichs an Naturerzeugnissen abströmte. In der Hansa-Zeit kamen und versegelten manchmal in einem Jahre über 6000 beladene Schiffe, und alle seefahrenden Nationen nahmen an diesem Verkehr Theil. Als aber, nach der Entdeckung Amerika's und der ostindischen Fahrt um das Vorgebirge der

16*

guten Hoffnung, der Welthandel überhaupt eine Umwälzung erlitt, gleichzeitig die gesellschaftlichen Zustände sich änderten, die Hansa verfiel, die Städte der preußischen und kurländischen Küste sich zu selbstständigen Märkten erhoben und Verkehrwege in's Innere der slavischen Länder sich bahnten; als durch Krieg und Seuchen Reichthum und Bevölkerung aus Nowogorod flohen und der Handel mit ihnen; als endlich ganz Rußland dem Joche der Tartaren anheim fiel; so vertrocknete dieser einst so wichtige Handelskanal allmählich, und nachdem sich Schweden zum Herrn aller Ostseeküsten gemacht hatte, (im 17. Jahrhundert), hörte die Frequenz der Newamündung gänzlich auf. Die neuen Beherrscher errichteten an derselben eine Citadelle; nicht zur Beschützung des Handels, sondern zur Stütze ihrer Herrschaft.

Die Wiedergewinnung jenes Küstengebiets, welche ihm zur Ausführung seiner Civilisationsprojekte unentbehrlich erschien, war eine der ersten Anliegen Peter's nach seiner Gelangung zur höchsten Macht. Der Preis schien ihm des Wagnisses wohl werth, dem damaligen mächtigsten Reiche des Nordens (Schweden) entgegen zu treten. Nach furchtbaren Kriegswechseln errang Peter's Beharrlichkeit und Beständigkeit den Sieg und eine seiner frühesten Früchte war die Wiedereroberung Ingermannlands und desjenigen Theils von Finnland, welcher den Golf umgibt, der des Landes Namen trägt.

Peter hatte diesen Feldzug persönlich geleitet. Von der See aus untersuchte er die Mündung der Newa. Er fand sie umgeben von einem mit Gestrüpp und Wald bedeckten Morast, in dem Wölfe, Bären und Auerochsen hausten. Die rauhe Hand des Kriegs hatte alle frühere Spuren von Kultur und Bevölkerung gänzlich verwischt. Auf solcher Stelle, unter'm 60. Breitengrade, und während des Kriegs, sich eine Kaiserresidenz zu bauen, seinem unermeßlichen Reiche eine neue Hauptstadt, war wahrlich! ein kühner Gedanke, und es bedurfte eines Geistes, wie Peter's, um vor der Schwierigkeit seiner Ausführung nicht zurückzubeben.

Zuerst galt es, im neueroberten Lande fest zu fußen; der Bau einer Festung war folglich sein erstes Beginnen.

Die Newa schickt, kurz vor ihrer Mündung, einen Theil ihrer Gewässer durch zwei Seitenarme in's Meer und bildet dadurch ein Delta, etwa 2 Quadratmeilen groß. Jene Nebenarme umschließen ein schmales waldbewachsenes Eiland und dieß wurde von Peter zum Platz für die Citadelle gewählt. 1703 begann er das Werk und setzte es fort mit einem Feuereifer und einer Beharrlichkeit, welche der Welt Erstaunen abnöthigten.

Die Gegend war unbevölkert; einige verfallene Fischerhütten waren die einzigen Spuren menschlicher Wohnungen weit und breit. Die ersten Arbeiten leitete Peter persönlich, und seine Garden nebst einigen tausend kriegsgefangenen Schweden waren seine Gehülfen. Aber bald forderte der Zweck viel bedeutendere Mittel. Peter, ein unumschränkter Herr über Leben und Tod im Reiche, rief seine Unterthanen herbei aus den äußersten Fernen, und wie bei einer neuen Völkerwanderung so zogen die Arbeitsleute in zahlreichen Schaaren der Einöde zu, wo die künftige Kaiserstadt erstehen

sollte. Oft waren 120,000 Menschen zu gleicher Zeit am Bau, die in zwanzig Zungen redeten. Man nannte das Unternehmen den neuen Thurmbau von Babel und prophezeihete ihm das Ende des alten. Aber Peter's verständiger und energischer Wille führte das Chaos der Kräfte zu harmonischer Wirksamkeit. Im Herbste des ersten Baujahrs war schon die Citadelle (die nämliche, welche jetzt den Mittelpunkt der Hauptstadt einnimmt) fertig, und es erhoben sich nun die Gebäude der künftigen Stadt nach dem großartigsten Plane, der je ausgedacht worden, wie Werke des Zaubers mitten aus den finstern Morästen. Um die dabei thätige Armee von Handlangern und Arbeitern zu ernähren, bedurfte es großer Anstalten, und da ein Beischaffen der Lebensmittel nur zur See möglich war, so entstand, bei der Unsicherheit dieser Transportweise, mehrmals die schrecklichste Noth. Einmal raffte der Hungertod 12,000 Arbeiter in 8 Tagen hinweg. Seuchen, Rauheit des Klima's und Entbehrungen aller Art forderten unaufhörlich Opfer und man schaudert, wenn man hört, daß der Verlust an Menschenleben beim Bau der Hauptstadt, während der Regierungsperiode Peter's allein, die Zahl von 300,000 übersteigt. „Du pflanzest den Baum der Gesittung auf einem Kirchhofe" bemerkte ihm einst seine Gemahlin. — „Um so schneller und größer wird er wachsen" versetzte der Czaar.

Im Jahre 1707 zählte man bereits, außer den Regierungsgebäuden, 1500 Privatwohnungen in regelmäßigen Straßen, mehre tausend Blockhäuser ungerechnet, welche außerhalb der Stadtgemarkung standen. Diese letztern gehörten Ansiedlern aus den von allen Theilen des Reichs herbeigerufenen Arbeiterschwärmen, deren bleibende Niederlassung Peter durch Schenkungen von Baumaterial und Land freigebig begünstigte. Auch fremde Auswanderer nahm er mit offenen Armen auf, und durch Verleihung von Grundeigenthum, Befreiung von Steuern und Zugeständnissen von allerlei Vorrechten, ermunterte er Viele zur Hersiedelung in die neue Kaiserstadt. Besonders häufig kamen die Deutschen; auch Franzosen, Holländer und Schweden. So setzte sich die Bevölkerung Petersburgs und der Gegend aus allerlei Nationen zusammen; sie trug kein eigenthümliches, nationales Gepräge; aber die Elemente der Civilisation waren in reichlichem Maaße unter sie vertheilt und sie folglich ganz geeigenschaftet, zu werden, was sie, nach Peter's Plan, werden sollte: eine Pflanzschule nämlich für die allmähliche Ausbreitung der Kultur und Gesittung durch das ganze Reich.

Um deren Wirksamkeit zu erhöhen, erließ Peter an dreihundert der vornehmsten Adelsfamilien, die in Moskau wohnten, den Befehl, sich in seiner jungen Hauptstadt anzusiedeln. Jede war genöthigt sich ein neues Haus zu bauen, und damit dieß nicht in altrussischem Geschmack geschähe, mußte man sich den Anordnungen der kaiserlichen Architekten unterwerfen. Anfangs war großer Mißmuth unter den Adeligen über diese despotische Maßregel; bald aber trat der Wetteifer an seine Stelle, sich einander in der Aufführung prächtiger Wohnungen zu übertreffen und Palläste erhoben sich schon damals, welche mit den kaiserlichen rivalisirten. Auch der Stand der Kaufleute und Fabrikanten stellte sein Kontingent zur Bevölkerung. Peter der Große rief 800 der angesehensten und begütertsten des

Reichs zur Ansiedelung nach Petersburg. Dem Luxus persönlich Feind, begünstigte er ihn doch bei seinem Adel geflissentlich, wohl berechnend, daß die dadurch geschaffenen Bedürfnisse den Handel beleben und Wohlstand unter den ärmern Klassen der Bevölkerung verbreiten würden. Durch alle diese Mittel nahm Petersburg, das wie durch Zauberkraft entstandene, schnell zu, und 22 Jahre nach seiner Gründung, als Peter starb, zählte es schon 4000 Häuser und nahe an 70,000 Bewohner. Freilich waren zwei Drittheile derselben Gesindel von Haus aus und die meisten behalfen sich mit kleinen, schlechten, hölzernen Häusern, zwischen denen die im italienischen und römischen Styl aufgeführten Paläste der Großen wie Riesen unter Zwergen sich ausnahmen. Die Straßen waren mit Holz gepflastert, die Kayen, nicht wie jetzt aus kolossalen Quadern, sondern aus Baumstämmen gebaut, und bis an die Ausgänge der Stadt reichte noch der Urwald, in welchem neugebaute Dörfer und Flecken, meistens Arbeiter-Kolonieen, wie Oasen in der Wüste, zerstreut lagen. So war Petersburg beschaffen bei dem Tode seines Gründers, welcher 1725 erfolgte. — Was hier, was durch das ganze Reich durch Peter den Großen geschehen, ist Alles, was die rastloseste Anstrengung eines thatkräftigen, genialen Menschen, der im Besitz unumschränkter Macht ist, vermochte. Seinen Nachfolgern hat er den leichtern Beruf hinterlassen, fortzusetzen, was er begonnen, und im Laufe der Zeiten allmählich zu vollenden. —

Das heutige Petersburg ist fünfmal so groß als vor 110 Jahren es war, und die Zahl seiner Bevölkerung, welche in 11,000 Häusern wohnt, erreicht gegenwärtig eine halbe Million. Gemeinlich nennt man diese Hauptstadt die prächtigste des Welttheils. Der Ausdruck bezeichnet wenig. Prachtvoll ist Venedig, prachtvoll Paris, prachtvoll die Neustadt London's: aber doch hat keine dieser Städte mit Petersburg irgend einen Vergleichungspunkt gemein. Man denke sich so Etwas, wie es der allmächtige Wille eines Alexander, oder eines Imperators aus den ersten zwei Jahrhunderten von Rom's Kaiserepoche wohl hervorzaubern konnte: ein Alexandria der Vorzeit etwa, aber dieses in steifer, geistloser, eiskalter Kopie, unter des Nordens erstarrendem Himmelsstrich, und man hat von der Riesenstadt an der Newa ein nicht unähnlich Bild.

Aus jedem Gesichtszuge dieser Metropole spricht der despotische Wille eines Einzigen, auf dessen „Werde" sie aus Morast und Sumpf sich so glanzvoll erhob. Nirgends eine Unregelmäßigkeit, eine Verletzung der harmonischen Einheit im Plane durch die Willkühr, oder den Eigensinn der Bauenden. Alle Straßen sind schnurgerade und mit fast thörigter Raumverschwendung angelegt, darum ungewöhnlich breit, und sie kreuzen sich in rechten Winkeln. Alle Gebäude haben einen lichten Anstrich, entweder weiß oder gelb, und kostbare Säulenfaçaden

zieren die meisten in den Hauptstraßen und geben Wohnungen, die ihrer innern Einrichtung nach nichts weniger als Palläste sind, den Schein von Pallästen. Sie sind aufgeführt nach griechischen und römischen Mustern; aber die tausend und aber tausend Verstöße gegen die Anmuth der Verhältnisse beweisen, daß die Architekten nicht verstanden, was sie gewollt. — Trotz dem sichtbaren Streben nach Mannichfaltigkeit tragen doch alle diese prächtig aussehenden Häuser etwas Barbarisch-Eintöniges an sich, welches gar bald ermüdet. Da die Stadt in einer vollkommenen Ebene liegt, folglich auch deren Terrain für das Malerische das allerungünstigste ist, so hat man gesucht, die Straßendurchsichten dadurch interessant zu machen, daß man den Blick auf irgend ein Bauwerk von reizender Form, auf die Säulenfaçade eines Palastes, oder einer Kirche, auf einen nobeln Portikus, oder einen schlanken Thurm, oder auf ein imposantes Denkmal hinleitete; aber das immer Wiederkehrende dieses Kunststücks verräth die Absicht, und das Absichtliche zerstört die ästhetische Wirkung. — Eine der schönsten Zierden der Hauptstadt sind die Kanäle, deren krystall-helle, grünlichen Gewässer nicht schnurgerade, wie in Holland, sondern in Schlangenwindungen mehre der Hauptstraßen durchziehen; aber der größte Schmuck ist die Newa selbst, ihr Hauptstrom, der in der majestätischen Breite von 1000 bis 1400 Fuß und so tief, daß mit der Fluth große Seeschiffe bis zu den Kayen in der Mitte der Stadt gelangen können, Petersburg in zwei fast gleiche Hälften theilt. Seine Ufer sind eingefaßt mit den herrlichsten Kayen der Welt, an denen Trottoirs hinlaufen von so gewaltiger Bauart, daß sie mehr für ein Gigantengeschlecht, als für die leichten kleinen Wesen gelegt zu seyn scheinen, welche auf ihnen wandeln. — Eine der längsten und prachtvollsten Straßen, die Newsky-Perspektive, hat eine eigenthümliche Zierde in zwei Reihen Bäumen, welche auf beiden Seiten längs den Häusern gepflanzt sind, die sie zur Hälfte verdecken.

Mancher wird denken, daß diese allgemeine Beschreibung doch nur von jenen Stadttheilen gelten könne, welche vorzugsweise Rang und Reichthum bewohnen. Mit nichten. Vergeblich sucht man in Petersburg jene Stadtviertel voll enger Gäßchen, Winkel und Höfe, wie sie andere Hauptstädte haben, in welche man nur einen Blick zu werfen braucht, um Elend, Armuth und Verworfenheit in allen Abstufungen vor's Auge zu führen. Auch die geringsten Straßen sind dort breit und ohne Schmutz, die Häuser freundlich und stattlich mit allen äußern Zeichen des innern Wohlstandes. Kurz, die Illusion kann nicht vollkommener seyn. Nur hüte man sich, daraus auf die Wirklichkeit zu schließen. Dekorationen gewinnen nie beim Beschauen ihrer Rückseite.

Man könnte einwerfen, in dieser Beziehung theile Petersburg mit andern glänzenden Hauptstädten das nämliche Schicksal. Auch dort sey die Wirkung auf die Ferne berechnet, und bei einer schärfern Untersuchung verschwinde das Trugbild. Diese Bemerkung hält jedoch nicht immer Stich. London z. B. verliert nicht bei näherer Betrachtung. Es verbirgt sein Elend nicht; jeder, der es sehen mag, kann's erschauen in seiner ganzen Tiefe. Aber wo

äußere Zeichen des Wohlstandes du dort gewahrst: tritt nahe und zehnmal mehr wirst du sehen, als jene verheißen. So groß die Masse des Elends dort auch sey, die des Glücks ist doch unendlich größer und hinter den beräucherten unansehnlichen Hausmauern der City thronen Comfort und Lebensgenuß bei unermeßlichem Reichthum viel häufiger als hinter den glänzenden Wänden der stolzen Palläste Berlins oder Petersburgs.

Auch Venedig verliert nicht bei näherer Betrachtung. Wir treten beklommen und mit pochendem Herzen in der alten Meerkönigin verfallene Palläste, und wenn wir die Bewohner hungerig und in Lumpen in den Ecken ihrer Marmorsäle kauern sehen, dann wird uns um so beklommener. Der Kontrast vergrößert nur die Wirkung. Wir betrachten Venedig als eine Sage der Vergangenheit, eine Stadt der Todten. Geschichte und Mythe hüllen dort alles in ihren grauen gespenstigen Schleier und entzünden Theilnahme, Ehrfurcht und Grausen zugleich in der Schauenden Seele.

Petersburg hingegen, die Stadt von heute und gestern, hat nichts, was die Theilnahme des gemüthlichen Menschen anregen könnte. — Sein Glanz blendet nur für den Augenblick, er ist ohne Würde; denn der Sklave hat keine und das Grandiose weckt dort Staunen, aber keine Ehrfurcht. — Auch zerstört die ungeheure Verschwendung des Raumes in der Größe der Plätze und der übermäßigen Breite der Straßen, gewissermaßen auf der einen Seite gerade das wieder, was sie bezwecken soll; denn die herrlichsten Palläste erscheinen klein und niedrig, die Menschenmenge verliert sich in diesen weiten Räumen, sie erscheinen immer volksarm, oft öde.

Betrachtet man aber Petersburg mit dem Auge des Denkers, so kömmt es einem vor wie die Hieroglyphe der weitaussehenden Pläne seines Gründers. Eroberung war die herrschende Leidenschaft der russischen Selbstherrscher von jeher, und beim Bau der neuen Kapitale dachten sie vielleicht eben so sehr an die Weltherrschaft, als an die über Rußland. —

Wir brechen hier ab. Die allgemeine Beschreibung Petersburgs weiter auszuführen, dazu werden wir in einem spätern Artikel Veranlassung haben.

Der eigentliche Gegenstand unseres Bildes, die Alexandersäule, steht auf dem Admiralitätsplatz, dem Winterpalais des Kaisers gegenüber. Es ist ein großartiges Werk und das nobelste, was die neuere Zeit in seiner Art hervorbrachte. Es besteht aus einer Granit-Säule dorischer Ordnung, die auf einem Sockel desselben Gesteins ruht, der wiederum auf einer über den Boden hervorstehenden Grundmauer, welche breite Stufen verdecken, fußt. Die Säule schließt mit einem kuppelförmigen Kopfstück von vergoldeter Bronze, auf dessen Spitze eine kolossale Engelstatue desselben Metalls steht. Sie weist mit der Rechten gegen den Himmel und mit einem Kreuze in der Linken zerdrückt sie eine Schlange. An den Seiten des Piedestals befinden sich von Trophäen umgebene Basrelief-Darstellungen


Stadt-
bücherei
Elbing



NAZARETH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

des Ruhmes und des Friedens, der Gerechtigkeit und Milde, der Weisheit und des Ueberflusses mit den Jahrzahlen 1812, 1813, 1814. Das vierte Feld nach dem Winterpalais zu aber hat die Inschrift: „Alexander dem I. das dankbare Rußland." Die Höhe des ganzen Monuments bis zur Spitze des Kreuzes ist 154 Fuß: es ist also die höchste Säule der Welt. Ihr Schaft besteht aus einem einzigen Stück, mißt 36 Fuß im Umfang und 84 in der Höhe und wiegt über 12,000 Zentner. Der Bau des Denkmals kostet über 1 Million Thaler und 2 Jahre (1832—1834) waren nöthig zu seiner Vollendung.

Kaiser Nikolaus gedachte damit das Andenken seines Bruders, Alexanders, zu ehren. Hätte er mit dem Throne desselben auch sein Herz geerbt, er hätte den Steinblock ruhen lassen; aber jenes Monarchen schönstes Denkmal, an das ein verunglücktes Volk hoffend hinansah, das hätte er gepflegt und erhalten. Wir wollen nicht untersuchen, war es verschuldet, daß Polen jetzt die Gebeine seiner Söhne in allen Zonen bleichen sehen muß; daß der Abgrund so tief ist, in dem das Volk, zerschmettert, sich windet, daß alle Rettungsleitern zu kurz erscheinen und menschlicher Verstand an aller Hülfsmöglichkeit verzweifelt: aber so weit wäre es nie gekommen unter dem Fürsten, den diese Denksäule feiert!

CXXXV. Nazareth.

Hier ward zuerst das Zeichen aufgerichtet,
Das allem Volk zu Trost und Hoffnung steht;
Zu dem viel Tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel Tausend Herzen warm gefleht;
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das von so mancher Siegesfahne weht.
Ein Schau'r durchdringt des wilden Kriegers Glieder,
Er sieht das Kreuz, und legt die Waffen nieder.

Wenn der christliche Pilger, von Jerusalem herkommend, die Ebene von Jesreel durchwandert hat, bringt ihn ein beschwerlicher Pfad in das Gebirgsland Galiläa's. Drei Stunden lang führt sein Weg bald steile Bergrücken hinan,

bald hinab in sonnige, lachende Thäler, oder in tiefe Schluchten, auf deren Boden klare Bergwasser rauschen, über welche schwankende Stege leiten. Die schöne und in den Gründen sehr fruchtbare Gegend ist doch wenig bevölkert. Selten begegnet der Wanderer einer einsamen Hütte, der ärmlichen Wohnung eines Hirten; oder einer Heerde weidender Ziegen, die ein Bewaffneter hütet; zuweilen aber erschreckt ihn ein Trupp Araber und Drusen, der, wilden Ansehens, auf flüchtigen Rossen an ihm vorüber eilt. — Also gelangt er zu einem Plateau, das ein dichter Wald majestätischer Platanen bedeckt. Durch seinen ernsten Schatten windet sich der Weg und nach einer halbstündigen Dauer führt ihn derselbe an den Rand einer schroffen Bergwand. Ein fast kesselförmiges Thal, von einem Bach durchschlängelt, breitet in der Tiefe sich aus und an der entgegengesetzten Seite desselben, von schroffen, hohen Steinwänden beschattet, bemerkt er ein kleines Dörfchen, mit Moschee und Minaret, daneben aber die hohen Mauern zweier Klöster, mehr verfallenen Kastellen, als Gotteshäusern ähnlich. Bei diesem Anblick sinkt, von Schauer der Rührung und Ehrfurcht ergriffen, der Pilger in den Staub und betet; denn vor sich sieht er eines der heiligsten Ziele seiner Wallfahrt. Nazareth ist's, des Heilandes irdische Heimath.

Und welcher Christ könnte, kleines Nazareth! dein Bild ohne Rührung betrachten? Waren diese unansehnlichen, verachteten Mauern es nicht, aus denen die größte geistige Revolution hervorging, die je die Erde und mehr als einen Welttheil traf? Ward nicht in einer deiner niedrigsten Hütten der Messias des Menschengeschlechts erzogen? jener Mann aus dem untersten Volke, dessen göttlicher Geist über alle irdische Hoheit erhaben, alle Hoffnungen und Wünsche und Weissagungen der Propheten zur Aufrichtung eines idealischen Reichs verwirklichte? Er stiftete nicht ein jüdisches Herrscherreich; sondern ein Reich der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit, das nicht einem Volke, sondern allen Völkern der Welt werden sollte. —

Nazareth hat gegenwärtig etwa 900 Einwohner, und Armuth scheint seit den Zeiten des Erlösers ihr väterliches Erbtheil. Christen und Mahomedaner wohnen hier verträglich bei einander; aber kein Jude darf den geweiheten Ort betreten. Die Häuser sind klein, der Ausdruck der Dürftigkeit; die Gassen eng und im höchsten Grade unreinlich; aber die Umgebungen des Orts sind äußerst anmuthig und fast jeder Einwohner hat ein kleines Gärtchen, in dem köstliches Gemüse gedeihet, vortreffliche Trauben und Feigen reifen und die persische Rose in den höchsten Farben glüht. Obstbäume schatten über die blühenden Hecken, und an den sonnigsten, geschütztesten Stellen kömmt die Palme fort und breitet auf hohem schlanken Stamm ihre Fächerkrone aus. Fünfzehn verschiedene Berggipfel erheben sich über das fruchtbare Thal, und gern überläßt man sich dem Gedanken, daß in dieser heimlichen Landschaft, voll ernster Pfade und traulicher, stiller Gründe, der erste Ahnungsstrahl einer gebenedeiten Sendung in des Heilands junger Seele gezuckt, daß hier dem denkenden Knaben und Jünglinge die hohen Vorsätze zuerst keimten und reiften, welche er als Mann zum Heile der Menschheit und

der Welt so glorreich in Ausführung brachte. Hier erglühte des Jünglings Herz für Darbringung auch der größten Opfer, hier schwebte sein Geist zu den himmlischen Höhen auf, in welchen er sein Ideal fest baute, das unerschütterlich durch alle Zeiten steht. In diesem heimlichen Thale dachte er der Möglichkeit einer seligern Zukunft des Menschengeschlechts nach, und in dem Wonnebecher dieses Gedankens fand er den freudigen Muth der Liebe, welcher ihn nie verließ und den höchsten Triumph feierte unter den Martern am Kreuze. —

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums war Nazareth den Frommen ein geweiheter Aufenthalt, und schon zu Constantin's Zeit war hier eine christliche Kirche und eine kleine Gemeinde von Gläubigen. Später, als Wallfahrten nach den heiligen Oertern aufkamen, sammelten sich aus den Opfern und Schenkungen herwandernder Pilger die Mittel zum Bau eines der größten Klöster des Orients; Franziskaner bezogen es und zur Zeit der Kreuzzüge hatte es über hundert bewohnte Zellen. Jetzt sind die Außengebäude großentheils verfallen; aber die erhaltenen, welche gegenwärtig 12 Väter bewohnen, meistens Spanier und Franzosen, sind bequem eingerichtet und noch immer geräumig genug, um einer großen Zahl von Pilgern ein anständiges Unterkommen zu geben. Die Kirche des Klosters, — die Kirche der Fleischwerdung Christi — ist in der Form des Kreuzes erbaut, schön verziert und mit kostbarer Mosaik getäfelt. Sie bedeckt das Gemäuer, welches man als Ueberbleibsel des Hauses angibt, das Maria und Joseph einst bewohnten. Diese merkwürdige Ruine ist ein Gewölbe von etwa 20 Fuß Länge und 8 Fuß Breite. Steinerne Pfeiler trennen es in 3 Abtheilungen, von denen die eine die Wohnstube, eine andere die Schlafkammer, die dritte, heiligste endlich, die Kammer der Verkündigung heißt. — Auch zeigt man im Kloster den Gläubigen die Küche der Maria, den Gemüsgarten Josephs, und dessen Werkstätte, jetzt eine Kapelle. Doch der Glaube an diese Angaben, deren Wahrheit wohl nicht mit Unrecht bestritten wird, ist tief gesunken, und die Wundergeschichten, welche die den Beschauer begleitenden Geistlichen vernehmen lassen, schmecken zu sehr nach Mönchs- und Pfaffentrug, um Andere, als die Dummgläubigen zu täuschen.

Dem Franziskanerkloster gegenüber steht ein zweites, von maronitischen Mönchen bewohnt. Auch sie zeigen unter ihrem Dache viele durch das Jugendleben des Heilandes geweihte, sogenannte heilige Orte, deren Aufzählung und Beschreibung ich unterlasse. —

CXXXVI. Arimathia.

Auf dem Wege von Joppe nach Jerusalem, und von dieser Stadt 16 Stunden entfernt, in einer fruchtbaren, gut angebauten und schönen Gegend, liegt Arimathia, berühmt als der Geburtsort Joseph's, des väterlichen Freundes Jesu, und des Propheten Samuel. — In ältester Zeit hieß es Rahmah. Es war eine der ansehnlichsten Städte Palästina's und noch unter der Herrschaft der Araber, später der Türken, war es blühend und es entging auf eine oft wunderbare Weise den Verwüstungsstürmen des Kriegs, welche das heilige Land verheerten und seine Städte in Trümmer legten. Als die Kreuzfahrer das Land angriffen, wurde Rahmah eine ihrer ersten Eroberungen. Damals hatte der Ort 30,000 Einwohner; er war berühmt wegen seines Handels und Reichthums. Von jener Zeit an sank sein Wohlstand und von seinem einstigen Glanze zeugen blos noch die Ueberreste großartiger Bauwerke und die Ausdehnung seiner zum Theil wohlerhaltenen Mauern, welche Felder und Gärten einschließen. Die gegenwärtige Bevölkerung wechselt zwischen 5 und 6000. Nur ein kleiner Theil besteht aus Christen, welche hier 2 Klöster besitzen; Mahomedaner und Juden bilden die Mehrzahl.

CXXXVII. Die Bank von England.

Unter den Anstalten, welche, als Haupthebel des Weltverkehrs, Theilnahme und Bewunderung erwecken, steht die Bank von England oben an. Sie ist das Herz des Geldumlaufs auf der ganzen Erde.

Dieses Institut ist zwar nur eines von den fünftehalbtausend gleichartigen, welche die Handelswelt aufzählt; aber an Größe und Umfang der Geschäfte verhält es sich zu den übrigen Banken wie ein Linienschiff zum Nachen. — Die Bank von England ist weder eine Staatsanstalt, noch abhängig vom Staate, wie die Bank von Frankreich, oder wie die in Petersburg, Wien und Neapel. Sie ist ein freies, unabhängiges Privatinstitut, sowohl seiner

CXXXVI



ARIMATHIA (sonst RAMAH)

in Palæstina

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger





DIE BANK von ENGLAND
in London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.



Gründung, als seiner Verwaltung nach. Ihre Geschäfte begannen im Jahre 1694 mit einem Aktienkapital von 1,200,000 Pfund Sterling durch Freibrief der Regierung. Sie emittirte Schuldscheine AU PORTEUR, Bankzettel, welche an ihrer Kasse zu jeder Zeit in baares Geld umzusetzen waren und gleich solchem im ganzen Lande Geltung bekamen; sie diskontirte Wechsel und lieh gegen Pfand aus. — In Folge der allmählichen Vergrößerung ihrer Geschäfte vermehrte sie ihr Stammkapital durch Kreation neuer Aktien, bis zum Jahre 1816, auf 14,555,000 Pf. Sterl. Seitdem hat es sich nicht geändert; allein neben demselben hat sie noch einen Reservefond aus allmählich zusammengespartem Gewinn, der viele Millionen beträgt.

Die Geschäftsweise und die Administration der Bank von England ruhen auf den erprobtesten, strengsten Grundsätzen kaufmännischer Vorsicht. Dieser Kompas hat sie, während einer anderthalbhundertjährigen Dauer, in einer Periode voll der furchtbarsten Handelsumwälzungen und Revolutionen des Geldumlaufs, unter Erschütterungen, die kein gleichartiges Institut auf der Welt ertragen hat, nicht blos aufrecht erhalten, sondern zu einem Gedeihen und einer Macht geführt, welche keinen Rivalen hat. Die Zeiten größter Gefahren für das Institut bezeichnen die Jahrzahlen 1745, 1780, 1793, 1797, 1815 und 1825.

Die erste von diesen Krisen, die von 1745, trat in Folge der Landung des Prätendenten, des Stuarts, ein. Plünderung der Bank hatte er seinen Soldaten versprochen. Da strömte alles, was Banknoten hatte, zu ihrer Kasse, um sie umzuwechseln gegen klingende Münze. Als ihre Koffer von grober Münze fast geleert waren, half sie sich damit, daß sie alle Notenbeträge nur mit kleiner Münze berichtigte. Durch die Zeit, welche das Auf- und Nachzählen jeder bedeutenden Summe erforderte, machte sie das Umwechselungsgeschäft den Inhabern so langweilig und beschwerlich, daß schon deshalb der Andrang nachließ; doch erst der Erfolg der englischen Waffen gegen den Prätendenten half aus dem Grunde und entfernte alle weitere Gefahr.

Eine weit größere hatte sie in dem Londoner Volkstumulte von 1780 zu bestehen. Der Londoner Pöbel bemächtigte sich in der City für einen Augenblick der Obergewalt. Die Bank aber war von ihrem Personal besetzt, einem bewaffneten Corps von 600 Mann, das die andringenden Pöbelhaufen in Respekt hielt. Hätten die Aufrührer nicht, feige, die beschlossene Erstürmung und Plünderung der Bank um 24 Stunden verschoben, so wäre deren Rettung unmöglich gewesen; durch den Aufschub aber gewann sie Zeit, ihre Vertheidigungsanstalten zu verstärken und in der folgenden Nacht drangen die königlichen Garden in die City und brachten Entsatz.

In den Jahren 1792 und 93 machte bekanntlich England, damals unter dem Joche eines Torryministeriums, riesenmäßige Anstrengungen, das republikanische Frankreich zu erdrücken. Gegen dieses führte das gesammte Europa Krieg mit englischem Gelde. Gold und Silber gingen als Subsidien aus dem Lande. Der Mangel an hinreichenden Cirkulationsmitteln rief eine Menge neuer Banken in's Daseyn, die, mit mäßigem Kapital gegründet, alles mit

ihren Noten überschwemmten. Der Krieg nahm eine unglückliche Wendung. Er machte neue Subsidien an die fremden Mächte nöthig. Der vergrößerte Bedarf an Gold und Silber führte große Massen von Papier an die Bankkassen zur Auswechselung. Mehre dieser Anstalten kamen in Verlegenheit; einige stürzten. Dadurch vermehrte sich das Mißtrauen, und so entstand ein allgemeines Auswechselungsdrängen zu den englischen Banken, von denen der dritte Theil binnen 4 Wochen seine Zahlungen einstellen mußte. Die Bank von England, um noch größeres Unglück zu verhüten, unterstützte die solid begründeten Schwesterinstitute auf das großmüthigste, sah sich aber selbst einer großen Gefahr preisgegeben, als, auf der Höhe der Krise, vermuthlich auf Veranstaltung der französischen Regierung, ihr selbst in ungeheuern Massen ihre Noten zur Umwechselung präsentirt wurden. Die Erscheinung war um so auffallender, da im Lande ihr Kredit unerschüttert war.

Das Subsidiensystem, welchem das brittische Gouvernement damals huldigte, und das in den Jahren 1793—97 ohne Maaß und Ziel fortdauerte, das Reich in unübersehliche Schulden stürzte, brachte im Geldumlaufe fortwährend die gewaltthätigsten Störungen hervor. Die Bank von England, stets veranlaßt, sie durch Vermittelung und direkte Unterstützung auszugleichen, gab eine größere Menge Noten aus, als sie übersehen konnte, und schon 1795 zeigte sich das Mißverhältniß der cirkulirenden Papiermasse gegen die des baaren Geldes durch ein anhaltendes Sinken des englischen Courses. Es wurden um diese Zeit täglich große Summen aus der Bank gezogen, die in's Ausland gingen. Das Uebel wurde dräuender von Tag zu Tag. Die unglückliche Wendung des Kriegs gegen Frankreich auf dem Kontinent kam dazu, den Kredit Englands in der öffentlichen Meinung zu schwächen, und als Frankreich ernstliche Anstalten zu einem Landungsversuche machte, wurde die Besorgniß eines Staatsbankerotts allgemein, der, wenn er eintrat, die Banken zuerst in seinen Abgrund fortgerissen hätte. — In den ersten 2 Monaten des 1797er Jahres herrschte Schrecken ohne Beispiel. Von allen Seiten verlangte man Geld gegen Papier. Am 25. Februar hatte die Bank kaum noch 1¼ Million Pf. St. Metallgeld zur Auswechselung übrig, und die Direktoren berechneten in geheimer Sitzung ihre Solvenzdauer auf noch 6 Tage. In dieser entsetzlichen Lage ergriff die Regierung das letzte Rettungsmittel, und am 25. Februar erschien ein Befehl des Königs, welcher der Bank die fernere Auswechselung ihrer Noten bis nach Abschluß des Weltfriedens untersagte. In jedem andern Lande hätte eine solche Maaßregel die fürchterlichste Wirkung hervorgebracht, das betreffende Papier werthlos gemacht und den Ruin der Anstalt beschleunigt, die sie retten sollte; aber der Patriotismus der Britten steckte dem Unglück sein Ziel. Die Bankiers und Kaufleute London's und der Hauptthandelsplätze des Landes faßten freiwillig den einmüthigen Beschluß, die Noten der Bank nach wie vor dem baaren Gelde gleich zu achten, und sie, so lange die Restriktionsakte in Kraft sey, in allen Zahlungen für voll zu nehmen; und zum Erstaunen der ganzen Welt erhielten sich die Papiere auf PARY. —

Erst im Jahre 1808 zeigten sich bedenkliche Folgen dieses gewaltsamen Zustandes in Englands Geldcirkulation. Papier verlor gegen Gold 6 bis 12 %. Die daraus hervorgehenden Handelsverwirrungen führten zu einer Katastrophe; 1600 Großhandelshäuser und 240 Banken fanden 1814—1815 ihren Untergang. 1819 endlich erklärte die Bank von England, daß sie in Bereitschaft sey, alle ihre Noten, wie vor 1797 geschehen, bei Präsentation gegen Gold einzuwechseln und das Schwanken des Notenwerths hörte nun auf. — 1824 und 1825 brachten schwindelnde Spekulationen neue Erschütterungen hervor. Achtzig Banken brachen, und über zweihundert wurden blos durch die Anstrengung der Bank von England vor Insolvenz gerettet. Aus dieser Krise entsprang das Gute, daß die Bank von England sich entschloß, Zweigbanken in allen großen Städten des Reichs zu etabliren und so das Publikum des Anlasses zu überheben, unsicher basirten Instituten Vermögen anzuvertrauen. Diese Maßregel hat sich in unsern Tagen, wo durch den Abfluß ungewöhnlich großer Geldmassen nach Nordamerika, und aus anderen Ursachen, sich ein empfindlicher Geldmangel in der europäischen Großhandelswelt äußerte, besonders wohlthätig erwiesen und unabsehliches Unglück abgewendet. —

So viel über das Geschichtliche der Bank von England. Ueber ihre Geschäfte Folgendes.

Die Bank besorgt seit geraumer Zeit auf eine für die Regierung sehr bequeme Weise und mit verhältnißmäßig wenigen Kosten für dieselbe, deren Hauptkassegeschäfte; sie bezahlt ihre Pensionen und die Zinsen auf die Nationalschuld, und nimmt dagegen die Ueberschüsse der öffentlichen Einnahme in Empfang. Dieser Geschäftszweig der Bank ist der bedeutendste von allen. Der jährliche Umsatz mit der Regierung beträgt über 30 Millionen Pf. Sterl. Obschon das Institut für die Besorgung nur eine kleine Prozentage nimmt, so geht doch daraus ein ansehnlicher Gewinn für dasselbe hervor. Auch zieht es von der Regierung noch durch die verzinsliche Anlage eines großen Theils ihres Vermögens auf schwebende Schuldscheine des Gouvernements (sogenannte Schatzkammerscheine), ansehnlichen Vortheil. — Der zweite Geschäftszweig, der Größe nach, ist der Diskont. Die Bank diskontirt, nach sehr strengen Grundsätzen, die Wechsel von Privaten zu einem festen Zins, der bis 1824 stets 5 Proz. war, bis 1828 zwischen 4 und 5 Proz. wechselte, und dann sich auf 4 Proz. feststellte, 1836 aber, in Folge allgemeinen Geldmangels, wieder auf 5 Proz. erhöht worden ist. — Die Bank empfängt auch Depositengelder, über welche der Eigner zu jeder Zeit verfügen kann; vergütet aber keinerlei Zinsen. — Den jährlichen Vortheil, den sie aus der Cirkulation ihrer Noten zieht, berechnet sie auf ½ Million Pf. Sterl. Die geringsten dieser überall statt Geld dienenden Papiere lauten für 5 Pf. Sterl; die größten sind die für 1000 Pfund. — Das Gründungskapital der Bank ist bewegliches Eigenthum und geht durch Umschreiben in den Büchern der Bank von einer Hand in die andere. Der Cours ist für Parzellen von 100 Pf. St. ausgeworfen. Seit 1823 hat die Bank unverändert jährlich 8 Prozent als Dividende an die Stockseigner gezahlt und der Preis ihrer Aktien wechselt zwischen 200 und 230. Er allein reicht hin, den blühenden Zustand des Instituts zu zeigen.

Die Verwaltung ist einem aus den Aktionärs frei gewählten Direktionsrathe unter einem Gouverneur anvertraut, dem ein Vizegouverneur zur Seite steht. — Das Bankpersonal besteht aus 5 bis 600 Personen, die sämmtlich große Kautionen und Bürgschaften einlegen müssen, aber sehr gut besoldet werden. Sie bilden zugleich eine Garde, zum Schutz und zur Vertheidigung des Bankeigenthums in Zeiten der Gefahr. —

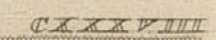
Der gewaltige, in unserm schönen Stahlstich verbildlichte Bankpallast liegt in der Mitte der City und bildet, mit den blos durch 2 enge Straßen von ihm getrennten Gebäuden der großen und der Fondsbörse, Lloyds Kaffeehaus ꝛc. den eigentlichen Brennpunkt des Weltverkehrs. Die Bank deckt die ungeheure Aera von circa 13 Morgen, also einen größern Raum als irgend eine Königswohnung Europa's. Sie steht völlig frei und bildet ein unregelmäßiges Viereck mit 4 Eingängen und 8 innern Höfen. Die Anzahl der Hallen, Säle, (mehre mit kuppelförmiger Bedachung), Contore, Kassengewölbe, Ateliers für die Verfertigung der Noten, der Wohnungen der Beamten und der bomben- und feuersichern Gold- und Silberspeicher beträgt 700. Die Façaden sind durchgängig in grandiosem Styl erbaut und viele Theile des Hauses sind getreue Nachbildungen römischer und griechischer Tempel und Triumphbögen. —

An lebhaften Geschäftstagen übersteigt die Anzahl der Kommenden und Gehenden 20,000, und es macht auf den an solche Szenen des großen Geschäftlebens nicht gewöhnten Fremden einen unbeschreiblichen Eindruck, wenn er an der Hand seines Cicerone diese Räume durcheilt, immer und immer verfolgt von jenem eigenthümlichen Geräusche, das aus dem Geknarre zahlloser Gänsespulen, dem halblauten Geschäftsgemurmel, dem ewigen Zahlenausrufen, dem zischenden Geblätter beim Zählen der Banknoten, dem Klingen und Klirren der Gold- und Silbermünzen und dem Gerassel der Gold- und Silberbarren entsteht, und er noch erwägt, daß hier oft in einem Tage zu einem größern Belaufe Geschäfte abgethan werden, als in manchem Königreiche in einem ganzen Jahre.

Besonders beschäftigt die Bullion-Office, die gewölbten Speicher für die Bewahrung der Gold- und Silberbarren, das Interesse des gewöhnlichen Besuchers. Hier sieht er das kostbare Metall in schönster Ordnung bis zur Decke aufgeschichtet, und in andern Gewölben Massen von neuen Gold- und Silbermünzen, so ungeheuer groß, daß sie die Sinne verwirren und die Vorstellungen aus den Zaubermährchen der Kinderstubenzeit zurückrufen. Zu mancher Zeit betragen diese baaren Vorräthe über 300 Millionen Gulden! Der jemals größte Belauf der cirkulirenden Noten hingegen war 54 Millionen Pf. Sterl.; doch ist er gemeinlich weniger als halb so viel.

Die Fabrikation der Banknoten ist sehr sinnreich. Sie geschieht im Bankhause mittels einer Maschine, zu der die Direktoren gemeinschaftlich den Verschluß haben. Sie ist ein Meisterstück der Mechanik der neuern Zeit, und ihr Produkt ist durchaus unnachahmlich. — Vor Einführung dieser neuen Noten, bis zum Jahre 1821, wurde das Verfälschen und Nachmachen des Bankpapiers in einer kaum glaublichen Ausdehnung betrieben und es bestanden zahlreiche Gesellschaften für diesen Zweck in und außer England, welche sich in die Funktionen des Fertigens und Ausgebens systematisch theilten. In einem Jahre (1819) kamen 67,000 Stück falsche Noten bei der Bank zur Auswechselung! Die Grausamkeit der Strafe — auf jede überführte Verfälschung steht der Strang — hinderte das Verbrechen nicht. In der kurzen Reihe von 8 Jahren wurden an 700 Verfälscher zum Tode verurtheilt — 240 wirklich hingerichtet! Seit der Einführung der Maschinen-Noten liegt aber jenes gefährliche Gewerbe gänzlich und dieß ist der beste Beweis von ihrer Unnachahmlichkeit. —


Stadt-
bücherei
Elbing

BETHLEHEM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

CXXXVIII. Bethlehem.

Nicht wie ein Trugstern, der, aus irdischem Dunste entsprungen,
Hoch zum Aether aufsteigt, scheinet dort um — zu vergehn;
Sondern wie jenes Gestirn, das ewig im Scheitel des Himmels
Pranget, bei nächtlicher Fahrt irrenden Schiffern ein Hort:
Leuchtest du hell durch die Nacht, die Zweifel und Unglaub' geschaffen,
Bethlehem's glänzend Gestirn! irrender Menschheit ein Trost.

Millionen Sterne glänzten von Ewigkeit her in dem tiefen Blau des Himmels; aber als der Stern über Bethlehem aufging, ließ sich der Himmel selbst auf die trostlose Erde nieder. Lache nicht, Ungläubiger! Zweifler! Was kann der Heiland dafür, daß Betrug und Aberglaube die Pforten seines Himmels in Finsterniß hüllen und unter hundert Menschen erst Einer ihn findet, unter tausend erst Einer ihn betritt. Forsche nur, und der Zweifel an seinem Daseyn wird dir vergehen, wie der meinige mir entschwunden.

Bethlehem liegt zwei starke Stunden von Jerusalem. Der ganze Weg dahin ist heiliger Boden. Er führt über eine öde, mit einzelnen Oelbäumen bepflanzte Gegend hin, zunächst in das Thal Rephaim, das merkwürdig ist durch David's Sieg über die Philister. Eine halbe Stunde weiter gelangt man in das berühmte Eliaskloster, von armenischen Mönchen bewohnt. Nahe bei demselben ist das Grabmahl der Rahel, ein kleines, oben zugewölbtes, viereckiges Gebäude von massivem Mauerwerk. Nicht weit davon sprudelt eine schöne Quelle, die das Andenken des Patriarchen Jakob heiligt.

Jenseits des Eliasklosters wird die Gegend malerischer, fruchtbarer, auch besser angebaut. Reiche Weiden in den Gründen wechseln mit üppigen Maisfeldern, und die Gelände und Felsenabhänge sind mit Oelbäumen und Reben bepflanzt. Eine halbe Stunde von Bethlehem ersteigt der Weg eine Höhe, und den Ort, wo der Heiland geboren wurde, sieht man jenseits, auf dem Rücken einer steilen Anhöhe, umgeben von tiefen und anmuthigen Thälern liegen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war Bethlehem ein lebhaftes Städtchen von 2500 christlichen Einwohnern, und es zeichnete sich durch ein schmuckes, reinliches Ansehen vor anderen syrischen Flecken aus. Seitdem ist seine Bevölkerung auf 800 herabgesunken, und unter dem eisernen Druck der egyptischen Herrschaft verfällt der Ort und verwildert die Gegend von Jahr zu Jahr. — Die Hauptnahrungsquelle der jetzt durchgängig armen Einwohner besteht in der Fabrikation von sogenannten heiligen Geräthen, als: Kreuzen, Kelchen, Rosenkränzen 2c. 2c. Aus wohlriechenden Hölzern, mit Perlmutter ausgelegt, fertigen sie auch jene bekannten Nachbildungen von syrischen Gnadenorten, z. B. der Kapelle des heiligen Grabes, der Geburtsgrotte zu Bethlehem 2c., welche man, von Pilgern durch die ganze christliche Welt getragen, überall findet.

Das berühmteste und größte Gebäude in Bethlehem ist das von der Kaiserin Helena im 4ten Jahrhundert gegründete, das jetzige Franziskanerkloster. Es hat das äußere Ansehen eines alten Kastells. Durch eine sehr dicke und hohe, mit Schießscharten versehene Mauer führt eine schmale eiserne Pforte, welche zu allen Zeiten sorgfältig bewacht wird, aus Furcht vor Ueberfällen streifender Araber. In diesem Gebäude, welches den Raum einschließt, wo Christus geboren wurde, findet jeder Reisende, der reiche wie der ärmste, eine gastfreie Aufnahme.

Die Kirche der Geburt Christi steht in der Mitte des Klosters. Auch als bloßes Bauwerk betrachtet ist sie der sehenswürdigsten des Orients eine. Zuerst betritt man eine wirklich prachtvolle Halle, die auf beiden Seiten von einer Doppelreihe herrlicher Marmorsäulen getragen wird. Es sind in Allem 48, corinthischer Ordnung, vortrefflich erhalten, und auf ihnen ruht das Gebälke des Plafonds, welcher aus Cedern vom Libanon besteht. Dieser Theil des Gebäudes ist das Schiff der Kirche, welche die heilige Helena baute. Noch sieht man hier und da halberloschene griechische Inschriften an den Wänden, welche das Mittelalter mit Mosaiken und Gemälden überreich zu verzieren bedacht war. Der Fußboden besteht aus eingelegter Arbeit von polirtem Marmor. Ein prachtvoller Altar, über welchem die Anbetungsscene, zart und sinnig, plastisch dargestellt ist, (ein Werk aus dem 11ten Jahrhundert) ist den heiligen drei Königen geweiht.

Aus der Vorhalle führen einige Stufen zum Eingang in die eigentliche Kirche. Im kleinlichen, byzantinischen Geschmack gebaut und verziert, macht sie bei weitem den Eindruck nicht, welchen die so großartige Vestibule erwarten ließ. Sie ist ganz überladen mit geschmackloser Verzierung und mit Vergoldung. Diese Kirche gehört den armenischen und lateinischen Christen gemeinschaftlich, und auch hier wiederholt sich öfters das betrübende Schauspiel des Ausbruchs eines wüthenden Sektenhasses, das am Grabe des Erlösers so oft die Andacht vernichtet.

Aus der Kirche gehen etwa zwanzig Stufen hinab in das Sanktuarium, in die nämliche Grotte, in welcher, der frommen Ueberlieferung aus der christlichen Vorzeit zufolge, Jesus Christus das Licht der Welt erblickt hat. — Es ist ein aus dem lebendigen Fels gehauenes, kellerartiges Gewölbe, etwa 20 Fuß lang und 12 Fuß breit, dessen Decke in der Mitte ein gemauerter Pfeiler stützt. Obschon der Ort dem europäischen Begriff von einem

Stalle nicht entspricht, so angemessen ist er dem des Landes, wo man gewohnt ist, das Vieh unter der Erde, in Kellergewölben, oder in Felsenhöhlen, zu überwintern. Namentlich in der Gegend von Jerusalem ist diese Einrichtung noch jetzt die gebräuchlichere.

Die Decke der Grotte zeigt den nackten Felsen und auch die Wände sind zum Theil das natürliche Gestein. An andern Stellen sind sie mit Marmor getäfelt und der Fußboden ist mit Porphyr und Jaspis künstlich ausgelegt. Ein kostbarer, mit Silberplatten bedeckter Altar steht auf der Stelle, wo der Heiland zur Welt kam, und ein Kranz von 32 immer brennenden, an goldenen Ketten von der Decke herabhängenden Lampen strahlt seinen Sonnenglanz herunter, den der Altar blendend zurückwirft. Rings an den Wänden umher flammen armdicke Wachskerzen auf massiven silbernen Leuchtern, und in der Mitte des Altarblattes steht in erhabenen, goldenen Lettern, von einer silbernen Strahlenglorie umgeben, die Legende:

„Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren."

Um den Schrein herum aber knieen in ehrfurchtsvoller Stille die Pilger und verrichten ihr lautloses Gebet.

Dem der Geburt gegenüber ist ein zweiter Altar, der Anbetung der Weisen gewidmet, und der Sage nach steht er auf der Stelle, wo die Maria die Gaben der Männer aus dem Morgenlande entgegen nahm. Ein gutes Gemälde von der Anbetungsscene, aus der byzantiner Zeit, ist über demselben aufgehängt.

Aus der Geburtskapelle führt ein schmaler, durch den Felsen gehauener Gang in zwei ähnliche, etwas tiefer liegende Grotten. Hier wohnte und starb der heilige Hieronymus, der urchristliche Hüter des Heiligthums, und jener Verbindungsgang war das Werk seiner Hände. Auch in diesen unterirdischen Zellen sind Altäre errichtet und brennen ewige Lampen.

Auf der Altane des Klosters hat man eine entzückende Aussicht, welche kein Reisender ungenossen läßt. Sie umfaßt die Berge und Thäler nach dem Jordan und dem Meere hin und gibt ein Panorama, in welchem eine Menge Punkte heilige Erinnerungen wecken und von höchstem, welthistorischen Interesse sind. Nahe bei der Stadtmauer sprudelt unter niedrigem Steindach der Davidsbrunnen, aus welchem die drei Getreuen ihrem durstigen Heerführer, mitten durch der Philister Lager sich wagend, jenen Trunk holten, den David hochherzig dem Herrn zum Opfer ausgoß, weil er mit der Waffengefährten Blut erkauft worden war. — In halbstündiger Entfernung bezeichnen 2 einfache Denksteine die Stelle, wo der Engel den Hirten erschienen, und anderthalb Stunden weiter ist die öde Felsengegend, die sogenannte Wüste, wo Johannes der Täufer die Ankunft Christi verkündigte. Eine Höhle bezeichnet man als dessen einstige Wohnung.

Daß der fromme Betrug in Bethlehem von jeher einen Hauptsitz hatte, und es ihm da an Gelegenheit zur Ausbeutung der Einfalt und Dummheit niemals gebrechen konnte, läßt sich denken. Wurde doch früher im Kloster der Franziskaner mit dem Stroh, worauf der Heiland geboren, dem Holze der Krippe, in welcher er zuerst geschlummert, ja mit noch andern Dingen, die der Anstand nicht einmal zu nennen wagt, viele Jahrhunderte lang förm-

licher Handel getrieben, und nichtswürdiger Plunder füllte von hier aus die Reliquien-Schränke der ganzen christlichen Welt, und wurde den Nationen des Abendlandes zur Anbetung hingereicht! Dieser Betrug, der abscheulicher ist als Meineid, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten in's Unermeßliche hin belügt, treibt hier, obwohl durch das Licht der Aufklärung gemildert, noch immer sein finsteres Wesen fort. Doch kümmerlich nur schleppt diese Schmarotzerpflanze am Baum der Religion gegenwärtig ihr Leben hin — und vielleicht, wann alle die falschen Zweige verdorrt und gefallen sind, gedeiht einst besser die Frucht.

CXXXIX. Bamberg.

Wieder sind wir im Vaterlande; und wieder vor einer seiner freundlichsten Städte, seiner anmuthigsten Gegenden. Göthe's Zuruf:

> Warum immer weiter schweifen?
> Sieh, das Schöne liegt so nahe!

war stets eine Wahrheit in Bezug auf unser Deutschland.

Wenn man Bamberg von seiner prächtigsten Seite sehen will, so muß man es von der Höhe der Würzburger Straße betrachten. Von da aus bildet der Thalgrund, in dessen Mitte die Stadt, gleich wie im Schooße der Fruchtbarkeit und der Fülle, liegt, einen weiten Halbkreis, der von bewaldeten Bergen bekränzt wird. Die ausgedehnte, höchst reizende Fernsicht ist angefüllt mit freundlichen, aus Kränzen von Gärten hervorsehenden Dörfern, zerstreuten Höfen und blinkenden Schlössern, und hie und da schauen die Trümmer von Burgen und Klöstern von den Höhen herab. Eine Stunde unterhalb der Stadt vereinigen sich die beiden Flüsse, die von Süd nach Nord strömende Regnitz mit dem von Ost herkommenden Main, und die Stadt selbst zieht sich in verschiedenen Richtungen über sanft ansteigende Hügel hin, eine Eigenthümlichkeit, die an die Lage des alten Roms erinnert. Die schiffbare Regnitz strömt aber durch das Herz des Orts und stolz trägt sie dort das leichte Joch der Kettenbrücke (eine der ersten in Deutschland), wie der freie Mensch das Joch des Gesetzes.

Auch von jeder andern Seite zeigt sich Bamberg und seine Gegend überaus freundlich und heiter. Die Liebe für die freie Natur und für ihre Schönheiten und Genüsse war von jeher seinen Bewohnern eigen, und diese umgaben mit Gärten und freien Plätzen ihre Häuser, wo es nur thunlich war. Dadurch erhielt die Stadt



BAMBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

eine sehr große Ausdehnung, und den im Verhältniß zu ihrer Häuserzahl kaum glaublichen Umfang von anderthalb Stunden. Eben dadurch wird es schwer, ihre Totalansicht in ein malerisch=schönes Bild zusammen zu drängen, ohne der Wahrheit wehe zu thun. Auch unsere schöne Ansicht versagt den Blick auf das östliche Ende, und die in den rechten Rand fallende Schloßruine Altenburg auf einem Felsen über der Stadt ist ebenfalls nicht sichtbar.

Bamberg, obschon uralt, macht eine Ausnahme von der Regel und gehört nicht zu den Orten, welche an den altstädtischen Zwang und den Gebrauch unserer Vorfahren erinnern, wie den Körper mit Panzerhemd und Harnisch, so ihre Wohnungen mit Gräben und Mauern zum Schutze gegen des Faustrechts Unbill einzuschließen, welches in Deutschland seine goldenen Zeiten erlebte. Nirgends sieht man finstere Thore, hohe Mauern, mächtige Bastionen, rasselnde Zugbrücken über tiefe Gräben u. s. w. Mit der Entfernung der äußern Zeichen des Zwangs scheint auch der Geist hier freier geworden zu seyn und das Leben sich in anmuthigeren Formen zu bewegen. Das in den deutschen Mittelstädten, vorzüglich denen der Nordhälfte des Vaterlandes, dem wahrhaft Gebildeten so ekelhafte Kastenabsondern, und jene widrigen, dort immer und immer wieder vorkommenden jämmerlichen Verhältnisse, welche die Gesellschaft in bleierne Fesseln schlagen, erscheinen hier wenigstens in milderem Lichte. Der Fluch des Stadtlebens, jene öden Zirkel, jene kalte Höflichkeit, jene leere Convenienz, jenes Geschäftigseyn und endlose Reden um Nichts, jene stets lächelnde, liebliche Miene, und des Anstands und guten Tons Honigworte, die unablässig von den Lippen träufeln, während Haß und Neid giftkochend im Herzen sitzen; jene ostentiöse Lust nach Genüssen ohne Genuß, und jenes dem Kenner so lächerliche Streben, ohne eine einzige Tugend den Heiligenschein aller Tugenden um sich zu ziehen: — alle diese dem edlern Menschen anekelnden, langweilenden, oder empörenden, und ihn der Geselligkeit entfremdenden Gebrechen der klein= und mittelstädtischen Gesellschaft, treten hier, wenn sie auch nicht unbekannte Dinge sind, doch weniger merklich hervor. Im Ganzen lebt man in Bamberg allerdings mehr ein Familienleben, als ein geselliges: tritt man aber in die Gesellschaft, so erinnert man sich ihrer Zwecke und man lebt dann mit humanem Sinn mehr Andern, als sich selbst. —

Gehen wir nun zur Schau der merkwürdigsten Gebäude Bambergs über, wie sie sich, vom linken Rande unseres Bildes aus, der Reihe nach dem Auge darstellen!

Als äußersten Punkt sehen wir eine Kirche auf der Höhe: es ist St. Gertraut, mit dem alten daranstoßenden Klostergebäude, jetzt eine Irrenanstalt. Ein Gnadenbild der Maria macht, daß das Gotteshaus noch immer sehr stark besucht wird. — Prachtvoll und mit ihrem Doppelthurm von der Höhe den Wolken zustrebend, sehen wir weiter rechts die ehemalige Benediktiner=Abtei Michelsberg, eine Stiftung des Kaiser Heinrich II. aus dem 11. Jahrhundert und sonst eine der reichsten Abteien Deutschlands. Als Bamberg mit Würzburg 1803 an Bayern kam, traf, bei der allgemeinen Aufhebung der geistlichen Stiftungen, auch diese Abtei das Loos der Säkularisation, und der Staat zog alle ihre Besitzungen an sich. Später wurden die Gebäude der Stadt überlassen und von dieser zum

Bürgerhospital und zu der Leihanstalt eingerichtet. — Auf einer etwas niedrigern Anhöhe weiter rechts erhebt sich majestätisch der Dom. Wie aus einem Gusse hervorgegangen, hat sich dieses großartige Bauwerk, unter den im byzantinischen Styl eines der herrlichsten Deutschlands, fast vollkommen erhalten, und für die Ergänzung des vom nagenden Zahn der Zeit schadhaft Werdenden wird stets mit Liebe und Sorgfalt gewirkt.

Zunächst am herrlichen Dome ragt die alte (bischöfliche) Residenz über die Häusermasse hervor; und dieser gegenüber die neue Residenz, bis zur Säkularisation die Wohnung der Fürstbischöfe, später die des Prinzen Wilhelm von Bayern, welcher im vorigen Jahre starb. — Aus einem Fenster im dritten Stock stürzte im Jahre 1815 am 1. Juni, gerade als eine Kolonne russischer Truppen unter den Schloßfenstern vorüberzog, in einer Anwandelung von Verzweiflung über den furchtbaren Wechsel des Schicksals, Berthier, unter Napoleon's Kriegsfürsten der erste, sich herab und gab sich freiwillig den Tod. Die Stelle des Pflasters, wo er niederfiel, bezeichnet ein schwarzes Kreuz.

Gleich unter dem neuen Residenzgebäude tritt die obere Pfarrkirche vor's Auge, die an der Stelle einer uralten Kapelle in den Jahren 1320—27 erbaut worden ist; durch Aenderungen in der Periode des Ungeschmacks (1711 bis 1715) ist sie innen und außen auf's ärgste verunstaltet. Weiter rechts, dem Rande näher, ist die protestantische Pfarrkirche St. Stephan bemerklich, deren ältere Theile aus dem 11. Jahrhundert datiren. Sie war bis zur Säkularisation die Stiftskirche, dann eine Zeit lang geschlossen und wurde 1807 den Protestanten zum Gottesdienste eingeräumt. Die Kirche am äußersten Rande rechts ist die der Jesuiten, hinter welcher ihr Kollegiatgebäude, eine weitläufige Steinmasse, hervorsieht. Nach der Auflösung des Ordens wurde es der damaligen Universität zum Lokale eingeräumt; seitdem solche in ein Lyceum verwandelt wurde, ist es der Sitz dieses Instituts. — Andere, minder merkwürdige, öffentliche Gebäude dürfen wir in dieser übersichtlichen Beschreibung ohne Erwähnung lassen.

Im Allgemeinen ist Bamberg schön gebaut, und die meistens den Styl des 16. und 17. Jahrhunderts an sich tragenden Bürgerhäuser nehmen sich recht stattlich aus. Die Straßen, wenige ausgenommen, sind breit und die langen Reihen von Kaufläden, welchen der untere Stock der meisten Häuser eingeräumt ist, sprechen für die Betriebsamkeit der Bewohner. Die schönste Straße ist der vormalige Steinweg; jetzt, zum Kompliment für den neuen Herren, die Königsstraße geheißen. Außer der bereits erwähnten Kettenbrücke (1829—1830 erbaut), führt noch eine Steinbrücke von vortrefflicher Bauart über die Regnitz, — ein Werk aus dem 16. Jahrhundert.

Bamberg hat in 1800 Häusern etwa 20,000 Einwohner, welche in dem Handel mit einem Ueberschuß an Felderzeugnissen, besonders Gemüsen und Sämereien, die der Fleiß aus einem gesegneten Boden zieht, ihren Haupterwerbzweig finden. Großer Reichthum ist hier selten; aber eine mäßige Wohlhabenheit verbreitet sich durch alle Stände.


Stadt-
bücherei
Elbing


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

CXXXX



CORINTH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CXL. Corinth.

Noch ehe Troja war, war Corinth; und unter dem Namen Ephyrä war es schon zu der griechischen Heroenzeit berühmt. Sysyphus und Bellerophon nennt uns die Sage als seine ältesten Beherrscher; die Herakliden folgten diesen Dynasten, jenen die Bachiden und diesen wieder die Republik.

In der großen Epoche Griechenlands war Corinth, begünstigt durch seine herrliche Lage an der Pforte des Peloponnes, zwischen zwei Meeren und auf der Landenge, welche dem damaligen Welthandel zur Brücke diente, im Besitz eines unermeßlichen Verkehrs, und die Hauptniederlage der Produkte Kleinasiens und Italiens, welche ihm über den Corinthischen und Saronischen Busen zugeführt wurden. Der erstaunliche Reichthum und die gränzenlose Ueppigkeit dieser Stadt sind sprüchwörtlich gewesen zu einer Zeit, als Luxus und Reichthum in Griechenland allgemein waren. Hier wurden die berühmten Isthmischen Spiele gehalten, an deren Feier ganz Griechenland Theil nahm; hier war jener berüchtigte Tempel der Venus, in dem tausend Priesterinnen zur Feier der Orgyen dienten; hier wohnte die Lais, die noch zur Zeit des Pausanias in dem Andenken eines Volkes fortlebte, von dessen Sitten schon die Briefe des Apostels an die von ihm hier gestiftete Gemeinde eine Ahnung geben können. —

Die Kunst, — der Bildung, des Reichthums und der Ueppigkeit gemeinschaftlicher Sprößling, — hatte in Corinth sehr frühe ihren Wohnsitz. Selbst Athen wurde von der Pracht der hiesigen Bauwerke überstrahlt. Aber der griechische Heldengeist war von den Corinthern damals schon gewichen, als er in den griechischen Stämmen und Städten Großthaten verrichtete. Feige, so erzählt Herodot, flohen die Corinthischen Schiffe bei Salamis vor der Schlacht. — In den Bürgerkriegen wechselte Corinth das Joch der Archiver mit dem von Athen und Sparta. Erst als die veränderte Weltlage (nach Rom's Aufblühen) die Quelle seines Reichthums vertrocknete; als seine Handelsgröße schwand; als Luxus und Ueppigkeit in die Gränzen der Mäßigung zurücktreten mußten: erwachte der bessere Geist im griechischen Sardis wieder. Noch einmal zeigte es Heldengröße an der Spitze des Achäischen Bundes gegen Rom, aber für die Bewahrung seiner Freiheit zu spät. Rom, das den Scipio ausgesandt hatte zur Vertilgung Carthago's, sandte fast gleichzeitig den Metellus und den Mummius mit einem Heere gegen Corinth, um diesem, dem Haupte des feindlichen Bundes, das gleiche Schicksal zu bereiten. Die Griechen erlagen; schon standen die Römer an der Pforte des Peloponnes. Jetzt, Carthago gleich, stritt Corinth heldenmüthig nicht um das Leben, sondern um einen ehrenvollen Untergang. Diäus, sein Feldherr, als er im letzten Treffen Alles verloren sah, gab sich selbst den Tod. Es erstürmte darauf Mummius an der Spitze seiner Legionen die prachtvolle Stadt. Der Rest der erwachsenen männlichen Bevölkerung wurde erschlagen, Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft, die Kunstwerke zerstört oder

weggeschleppt nach Rom, die Stadt geplündert und verbrannt. Solches Schicksal erfuhr Corinth, eine Wiege der Kultur und Kunst, als Lohn für sein Ringen um die Erhaltung der Freiheit, durch die Hand eines freien Volkes!

Anderthalb Jahrhunderte lag Corinth wüste — und Flieder und Taxus wucherten auf seinen Straßen und Plätzen, und die weißschälige Birke grünte auf den Zinnen seiner zerstörten Tempel. So fand es Cäsar, auf dessen Machtwort es wieder aus dem Schutte erstand und neu sich bevölkerte. In der Kaiserzeit blühete es, bis die Völkerfluth des Ostens über das wankende Weltreich hereinbrach. Corinth, das römische, wurde von den Visigothen unter Alarich gänzlich verheert. Zwar baute Justinian seine Mauern wieder auf — aber nur als Veste erscheint es noch zuweilen in den spätern Geschichten. Als Schlüssel zum Peloponnes spielte es besonders im sechzehnten Jahrhundert, während Türken und Venetianer um die Herrschaft in Morea stritten, eine große Rolle; seine endliche Eroberung durch die erstere Macht gab Byron den Stoff zu einem berühmten Epos.

Das heutige Corinth ist blos noch ein Haufe schmutziger Baracken und elender Hütten, aus denen ein Paar aufrecht stehende, mächtige Marmorsäulen, wie Todtenmäler seiner frühern Größe, hervorschauen. Die Akropolis, auf einem steilen Felsen 1/4 Stunde von der Stadt, war in dem letzten Unabhängigkeitskriege fast ganz verwüstet worden. Kürzlich wieder hergestellt, gilt sie jetzt, nächst Nauplia, als der stärkste Waffenplatz des Reichs.

CXLI. Würzburg.

Im Schooße des gesegneten Frankenlandes, eingeschlossen von nahen Hügelketten, die es erst in halb- oder viertelstündiger Entfernung dem überraschenden Blick des Reisenden enthüllen, liegt Würzburg, einst der ehrwürdige Hauptsitz eines der mächtigsten deutschen Völker. Von seiner stolzen Citadelle hoch überragt, breitet es sich mit seinen Prachtgebäuden in einer üppigen und malerischen Landschaft zu beiden Ufern des majestätischen Mainstroms aus. Wenige Städte Deutschlands haben eine herrlichere Lage, keine eine gesegnetere. In keiner ist auch allgemeine Wohlhabenheit so scharf und so untrüglich ausgeprägt.

Würzburg's Gründung reicht hinauf in die graue, deutsche Heldenzeit. — Schon in den Römerkriegen war es ein Waffenplatz. Unter König Pipin, dem Vater Karl's des Großen, wurde der Ort zum Bischofssitz erhoben, und der heilige Bonifacius weihete den ersten hiesigen Erzpriester, Burkhardt, (741) mit eigener Hand. Weite Länderstrecken schenkten die freigebigen fränkischen Fürsten, und zur Macht gesellte sich allmählich der Reichthum. Viele der deutschen Kaiser erweiterten des Bisthums Besitzungen, und im 16ten Jahrhundert nah-



WÜRZBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburghausen.

men die Bischöfe hochmüthig den Titel „Herzöge von Franken“ an. Ihr bestrittenes Recht dazu behaupteten sie mittelst einer Schenkungsurkunde Pipin's, welche wahrscheinlich untergeschoben war. Eine Bulle Pabst Benedikt's des Vierzehnten fügte die erzbischöfliche Würde hinzu, und ein zahlreiches Domkapitel, in dem von jeher die reichsten und prachtliebendsten Adelsfamilien des Reichs die Stelle der Capitularen suchten, erhöheten den Glanz eines Hofs, der mit dem von Mainz und Cöln wetteiferte, um die weltliche Glorie der Großwürdenträger der deutschen Kirche im höchsten Strahlenglanze zu zeigen. Der Fürst-Erzbischof genoß eine halbe Million Gulden Einkünfte, und die des Domkapitels erreichten den doppelten Betrag. Mancher König hatte geringere! Im 18ten Jahrhundert besaß das Hochstift ein Gebiet von 87 □Meilen, auf dem eine Viertel-Million Menschen in Wohlstand lebten. Armuth war kaum gekannt, und die großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten sorgten dafür, ihre Spuren bei ihrem Entstehen zu verwischen. Das alte Sprüchwort: „unter'm Krummstab ist gut wohnen,“ war hier buchstäbliche Wahrheit und Würzburg unter allen Ländern Deutschlands gewiß eines der allerglücklichsten.

Die französische Revolution, ihre Kriegsstürme und Friedensfolgen endigten diesen beneidenswerthen Zustand. Würzburg wurde durch den Lüneviller Traktat (1803), nebst andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen, der Krone Bayerns, unter dem Titel eines erblichen Fürstenthums, zugesprochen, als Entschädigung für an Frankreich abgetretene überrheinische Provinzen. Mit dem Verlust des fürstbischöflichen Hofes und der Säkularisation der reichen Stifter und Klöster gingen die großen Einkünfte derselben auch für das Land verloren; — sie wanderten größtentheils nach München. Würzburg wurde wie ein erobertes Gebiet behandelt. Dieser unglückliche Zustand dauerte jedoch nicht fort. Im Frieden von Preßburg (1805) machte man es zum neuen Tauschobjekt, und der ehemalige Großherzog von Toskana erhielt es, mit dem Titel eines Kurfürstenthums, als Aequivalent für Salzburg, dessen Besitz an Oesterreich überging. Bayern aber wurde anderweitig entschädigt. Würzburg sah, als Sitz des kurfürstlichen Hofes und als Residenz eines Fürsten, der durch die humansten Gesinnungen den neuen Thron schmückte, die alten glücklichen Tage wieder kehren. Nach der Auflösung des deutschen Reichs verwandelte der Fürst seinen Titel in den eines Großherzogs und trat als solcher dem Rheinbunde bei. Die Ereignisse 1813 und die Verhandlungen des Wiener Congresses verwandelten aber dieses Verhältniß von neuem. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toskana wieder, und das arme Würzburg fiel an Bayern zurück. Seitdem bildet es den größten Theil des Untermainkreises, und ist als dessen Hauptstadt der Sitz der obersten Verwaltungsbehörde (der Regierung) des Kreises.

Würzburg, das etwa 2000 Häuser mit 25,000 Einwohnern zählt und schön und stattlich gebaut ist, gewährt von jeder der nächstgelegenen Anhöhen eine sehr reizende Ansicht; die vollständigste und schönste aber hat man auf

dem nördlich liegenden, seines köstlichen Weines wegen berühmten Steinberge, und diese nämliche ist's, welche unser Stahlbild veranschaulicht, dessen Beschreibung uns nun beschäftigen soll.

Den Vorgrund des Bildes machen Weinberge und mannichfache Gartenanlagen, aus denen größere und kleinere Sommerwohnungen der Städter, oder dem öffentlichen Vergnügen gewidmete Gebäude, als Restaurationen und Tanzsäle, freundlich herausgucken. Gemüse- und Getreidefelder schmiegen sich den Alleen an, welche die Stadt umgeben, und geschmackvolle Parkanlagen mit malerischen Baumgruppen breiten sich dicht unter den hohen, alten, stattlichen Wällen aus; denn Würzburg ist eine Festung, und in dem Wehrsysteme Bayerns das Nordthor des Reichs. Durch den herrlichen Main sehen wir die Stadt selbst in zwei ungleiche Hälften gespalten. Das Eigenthümliche, daß fast alle Hauptkirchen und die schönsten Gebäude auf erhabenem Grunde liegen, führt sie, trotz der hohen Wälle, schon in der Fernsicht kenntlich vor's Auge und steigert das Imposante des Anblicks. — Zuerst fesselt die auf einem 400 Fuß hohen Berge am linken Mainufer prangende, mit siebenfachen Außenwerken umgürtete Festung Marienberg das Auge. Sie war die uralte Residenz der fränkischen Herzöge bis zu deren Aussterben im Anfang des 8ten Jahrhunderts. Damals wurde Hermina, die Erbtochter der erlöschenden Dynastie, von Bonifacius getauft, und der merkwürdigste Theil der alten Herzogsburg, — ein der Diana geweiheter Tempel, — in die erste christliche Kirche der hiesigen Gegend verwandelt. Die Gebäude des Castells verfielen nach und nach; im 13ten Jahrhundert wurden sie vollends niedergerissen, und an deren Stelle erstand ein befestigtes Schloß, das, mehrmals erweitert und erneuert, die Residenz der Fürstbischöfe bis in's 18te Jahrhundert war. Gustav Adolph erstürmte die Veste 1631, plünderte sie aus und machte sie zur Stütze seiner Macht in diesen Gegenden. Erst 1635 kam sie wieder in den Besitz des Fürstbischofs. 1650 und später bekamen die Festungswerke, nach Vauban's System, eine andere, ihre gegenwärtige Gestalt. Seitdem hat sie öftere Belagerungen ausgestanden, die letzte, kürzeste 1813, wo sie das österreich-bayerische Armeekorps unter Wrede, nach dreitägiger Berennung, den Franzosen abnahm. Die Räume für die Bewahrung von Mund- und Kriegsvorrath bestehen größtentheils aus in Felsen gehauenen Gewölben, und unerschöpflichen Wasservorrath giebt ein durch die Mitte des Bergs, 400 Fuß tief hinabgetriebener Brunnen. Außerdem sprudelt aus 2 Fontainen Mainwasser, welches ein Pumpwerk über 500 Fuß hoch emporhebt. Alle wirthbaren Fleckchen Erde außerhalb der eigentlichen Festungswerke sind mit Reben bepflanzt, und diese sind es, welche den kostbaren, weltberühmten Leistenwein liefern.

Der Stadttheil unter der Festung, auf der (stromabwärts gesehen) linken, im Bilde aber rechten Seite des Flusses ist der urälteste — und dort sehen wir auch die allerfrühesten Denkmäler der Baukunst. Zunächst am Main unterscheiden wir deutlich die Burkhardtskirche, nach der Marienkirche auf der Cidatelle die älteste und dem 8ten Jahrhundert angehörend. Obschon 1033, und in spätern Zeiten mehrmals, erneuert, ist doch der alt-fränkische Styl

noch in manchen ihrer Theile deutlich zu erkennen. Ihre beiden Thürme sind bis zur höchsten Spitze massiv. Die beiden Kirchen, die wir dicht unter dem Festungsberge erblicken, sind die ehemaligen des Deutschordens und des Schottenklosters, jetzt, mit den daran stoßenden weitläufigen und massiven Ordens- und Klostergebäuden der Festungsgarnison zu Spitälern, Magazinen und Kasernen überwiesen. Beide sind schöne Denkmäler des Baustyls im 11ten und 12ten Jahrhundert.

Wir wandern nun durch ein stetes Gedränge von Menschen und Wagen über die circa 1000 Fuß lange schöne und massive Mainbrücke jenseits in die neuere, bei weitem größere Stadthälfte, in der 17 Kirchen mit großentheils gefällig geformten Thürmen über die Häusermasse sich erheben. Die weniger merkwürdigen unerwähnt lassend, fällt uns zuerst der Thurm der Universitätskirche, der schönste und höchste der Stadt und eine ihrer Hauptzierden, auf dem Mittelpunkte des Bildes in die Augen. Die Universität ward 1403 nach dem Muster der von Bologna gegründet; sie ist folglich unter den deutschen Hochschulen eine der ältesten; doch ging die nicht fest gewurzelte Pflanze später wieder aus und erst 1582 wurde sie wieder erneuert und aus dem Eigenthum von im Bauernkriege verwüsteten und verlassenen Klöstern reichlich dotirt. Sie ist für die Pflege der medizinischen Wissenschaften mehr als irgend eine Hochschule in Deutschland, und hat auch in den Staatswissenschaften bis auf die neueste Zeit, wo die Tendenz des Rückwärts die Obergewalt bekam, durch berühmte Lehrer helles Licht verbreitet. Wir erinnern hier nur an zwei Sterne erster Größe: — Schönlein und Behr. — Der links zunächst und nicht viel weniger hoch hervorragende Thurm nach dem Vorgrunde zu ist der der Liebfrauenkirche, die unter die sehenswürdigsten Denkmäler des schönsten altdeutschen Baustyls gehört. Weiter links gewahren wir eine große Kuppel und dicht an derselben einen Thurm von jener Form, wie man ihrer am Rhein, bei den urältesten christlichen Kirchen, zuweilen noch begegnet. Beide gehören zum sogenannten Neumünster, höchst merkwürdig in der Verbreitungsgeschichte des Christenglaubens in Franken. Auf der nämlichen Stelle, welche die gewaltige Kuppel bedeckt, fielen die Häupter der ersten in diese Gegend gekommenen christlichen Heidenbekehrer, — des heiligen Kilian und seiner Begleiter, — von dem Mordbeil der Franken. Das hier gestandene alte Kloster erbaute Würzburgs erster Bischof, Burkhardt; an dessen Stelle (im Jahre 1000) die jetzigen Gebäude entstanden, welche im 17ten Jahrhundert durch Umbau große Verunstaltungen erlitten haben. — Hinter dem Neumünster sehen wir 4 Thürme, in der Form einander fast gleich. Es sind die der Domkirche, welche mit ihren Nebengebäuden als ein Spiegel und der Maßstab der Bau- und Verzierungskunst eines ganzen Jahrtausends gelten kann. Ihre ältesten Theile gehören in's neunte Jahrhundert; ihre neuesten dem neunzehnten an. Die Malereien sind meistens aus der Periode des Kunstverfalls; doch sind sehenswerthe Bilder von Sandrart darunter, und die Figuren an ihrer Kanzel von Alabaster so wie das erzne Baptisterium mit Skulpturen aus dem 13ten Jahrhundert sind von kunstgeschichtlichem Interesse. —

Wir wenden uns von da links, in die äußerste Stadtferne, wo ein grandioser Gebäude-Cyklus, mit vielen Pavillons und Kuppeln, stolz sich ausbreitet, schon von außen die Prachtwohnung eines Herrschers verkündigend. Es ist die ehemalige fürstbischöfliche Residenz, welche mit den prächtigsten Königspallästen Europa's den Vergleich aushält, und der wir später eine eigene Abbildung und Beschreibung widmen werden.

In derselben Richtung, aber mehr im Vorgrunde, prangt über die Spitzen der Pappeln herüber die unermeßliche Façade eines Gebäudes, das, nach dem Schlosse, die Hauptzierde Würzburgs ausmacht. In dem weltberühmten Juliushospitale, „für Arme, Preßhafte und Kranke," wie die goldene Inschrift über dem Hauptthor dieses Pallastes ankündigt, scheint die Wohlthätigkeit selbst ihre Wohnung aufgeschlagen zu haben. — Es ward gegründet vom Bischof Julius Echter, einem jener wahrhaften Freunde der Menschheit, deren Wirken für ganze Staaten durch Jahrhunderte Segen schafft. Dem nämlichen Manne dankt Würzburg die Wiederbegründung der Universität und ihre königliche Dotirung, und eine Menge anderer Einrichtungen für die öffentliche Wohlfahrt. Das Juliushospital fundirte er mit einem Vermögen von 5 Millionen — der zehnjährigen Ersparniß seines persönlichen Einkommens. — Die ganze Einrichtung dieser Anstalt athmet den Geist der Liebe und Humanität, und ist höchst musterhaft. Bei der so reichen Ausstattung ist auch die Theilnahme an ihren Wohlthaten fast unbeschränkt. Nicht blos Kranke, sondern auch eine Menge gebrechlicher und alter Leute findet hier auf Lebenszeit Versorgung. Zu dem eigentlichen Hospitalpallaste gehören noch eine Menge anderer, zum Theil ansehnlicher und mit schönen Gärten umgebener Anlagen für verwandte Zwecke, z. B. das eigentliche Krankenhaus, die Heilanstalt für Geisteskranke, die für Epileptiker, das Krankenhaus für arme Fremde, ein Entbindungshaus, das anatomische Theater. Auch ein berühmter botanischer Garten ist ein Zweig von jenem gemeinschaftlichen Stamm der öffentlichen Wohlthätigkeit. —

Zur Beendigung der übersichtlichen Beschreibung unseres Bildes haben wir nur noch die schöne Tempel- und Thurmgruppe an seinem linken Rande zu erwähnen: — es ist die Pfarrkirche zu Haug, (auf der Höhe), eine gewaltige Steinmasse von gefälliger, neurömischer Form und eine der schönsten der an schönen Kirchen so reichen Stadt.

Als Handelsplatz ist Würzburg wichtig durch seine Schiffahrt auf dem Main und eine besonders lebhafte Spedition. Der Verkehr mit dem Produkt seines Weinbaus ist, obschon der Geschmack in den Konsumtionsgegenden sich in neuerer Zeit sehr von den Maingewächsen ab- und den eben so billigen des Oberrheins zugewendet hat, noch immer groß. Das Gesammt-Erzeugniß der Weinberge, welche die Stadt umgeben, ist in guten Jahren 75,000 Eimer; selten werden aber mehr als 10,000 Eimer auswärts verfahren. Die Fabrikindustrie ist im Ganzen nicht groß, und nur die in Tabak, Leder, Tuch und Wollenzeugen hat einige Bedeutung.

Inhaltsverzeichniss

des dritten Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen von:

---

*) Die Platte Bethlehem ging während des Drucks zu Grunde, weshalb an deren Stelle bei vielen Exemplaren ein anderer Stich: Der Berg Moriah bei Jerusalem, sich vorfindet.



